This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

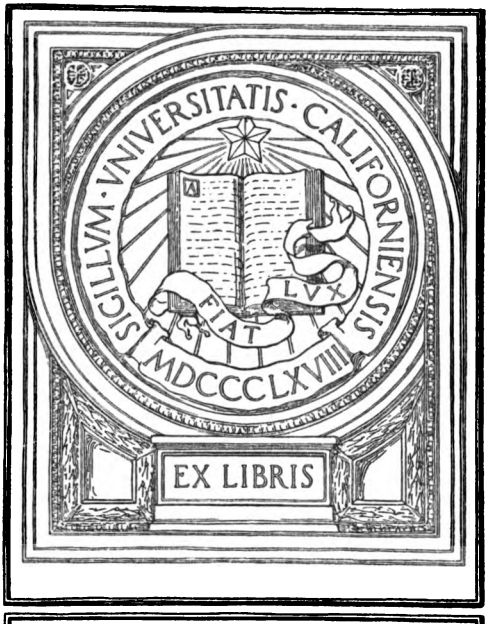
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
$B 63 162

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Welt der Wörter

Vorträge

über Gegenstände deutscher Wortforschung

von

Karl Müller-Fraureuth

Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1904

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Welt der Wörter

Vorträge

über Gegenstände deutscher Wortforschung

von

Karl Müller-Fraureuth

Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1904

Digitized by Google

BURDACH

Digitized by Google

PF3571
M84.

I.

Wie der Deutsche spricht.

Montagsbeilage zum Dresdner Anzeiger 1902, Nr. 48—51.

In den letzten Jahren hat man sich viel mit der Frage beschäftigt, wie die so mannigfaltige Aussprache der Deutschen einheitlich zu gestalten sei. Daß dies äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich ist, ergiebt sich schon aus der Tatsache, daß sogar die Sprache des einzelnen weit entfernt von Einheitlichkeit ist, daß er in den verschiedenen Lebensaltern, ja an ein und demselben Tage und unmittelbar hinter einander die verschiedensten Sprechweisen hören läßt, je nachdem er von seinen Gedanken und Empfindungen angeregt ist. Der Klang deutscher Worte, den Gemütston, den der Deutsche beim Sprechen vernehmen läßt, sucht der Dichter Logau zu kennzeichnen in dem Sinngedichte:

Kann die deutsche Sprache schnauben,
Schnarren, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln,
Gütteln, kürmeln, lachen.

Einer dieser Ausdrücke bezieht sich auf die Art, wie die Worte hervorgebracht werden: kürmeln, er bedeutet lallend reden. Er war bei den schlesischen Dichtern ziemlich beliebt; Opitz sagt zum Beispiel von einem Kinde:

Was es kürmeln wird und lachen,
Werden lauter Verse sein.

Anderwärts, wie auch im Zusammenhange bei Logau, gewinnt das Wort die Bedeutung schmeichelnd stammeln. Jetzt ist es kaum noch im Gebrauch, aber unsere Sprache hat eine große Menge von Worten und Wendungen aufzuweisen, die den Klang sowie den

M342728
Digitized by Google

Gemütston des vom Deutschen Gesprochenen bezeichnen. Die mir bekannt gewordenen möchte ich in folgendem zusammenstellen und zu erklären versuchen.

Nach der Art des verursachten Geräusches werden zunächst die Sprechversuche der Kinder bezeichnet. Sie können nur kakeln oder quackeln, krákeln oder krählen (in Thüringen grehlen — wenn es Erwachsene tun, heißt es gröhlen; dazu: grallern = rauh, heiser sprechen), ferner dahlen (schlesisch dallen). Da dieses Gedahle keinerlei Sinn ergiebt, so wird das Wort auch für ein unverständliches, kindisches und läppisches Reden überhaupt gebraucht namentlich in der älteren Sprache; so sagt Hans Sachs:

Er dalet wie ein' alte Hetz (Elster),
Wer mag hören sein unnütz Geschwätz?

Auch heute noch heißt in Berlin taalen langsam und albern reden, taalig albern. Kräkeln und quäkeln dagegen haben die engere Bedeutung kleinlich tadeln und klagen, quackeln die von unnütz reden, wenn man diese Worte von der Rede Erwachsener gebraucht. Auf diese wird auch das babbeln oder papeln übertragen, nur daß sich die Bedeutung verändert. Mit papeln bezeichnen wir zunächst nur das „Lippenspiel" (Goethe, Tasso II, 3) im engsten Sinne des Wortes, den von den Lippen des Kindes hervorgebrachten Laut, und dieser ist für alte und neue Sprachen der gleiche: die Griechen nannten es *βαβάζειν*, die Franzosen haben babiller, die Engländer babble. In Schlesien und Thüringen heißt sogar der Mund Päppe oder Papprich. Wenn Erwachsene papeln oder pappern, so führen sie kindisches, gehaltloses Gerede; doch wird auch ein trauliches, wenn auch sinnloses Reden damit bezeichnet, so von Luther: „Wie eine Mutter, die ihr Kindlein stillet, pappelt und spielt mit ihm." Diese einfache Herleitung des Papelns von der Lippensprache des Kindes genügte freilich manchen Gelehrten nicht, sie führten es auf die babylonische Sprachverwirrung zurück (als einer der ersten Arnold in seinem Kunstspiegel S. 2, s. Zs. des allgem. d. Sprachvereins 1891, S. 149) — in Babylon habe das Babeln begonnen, das in Berlin den Baffze (besonders Kunstbaffze), den unwissenden Schwätzer erzeugte.[1]) Man kann getrost zugeben, daß es noch älter wie Babylon ist, mindestens so alt wie das Menschengeschlecht.

[1]) Nach dem Gedichte von A. Kopisch: Ein Babelturm nach Schinkels Tode sieht man „hier zu Land erstehn manch Babelwunderstück (Gemisch aus

Digitized by Google

Dasselbe gilt von Lallen: auch dieser Ausdruck für kindliches Sprechen gibt einfach die Naturlaute wieder, die eine noch ungeübte Zunge hervorbringt. An eine Entlehnung aus dem Griechischen oder Lateinischen ist dabei nicht zu denken; solche Schöpfungen nimmt jede Sprache selbständig vor. Übrigens findet sich auch das Lallen bei Erwachsenen (Lallpetern genannt in der Gegend von Eichstätt), freilich ist es dann von einer schweren Zunge veranlaßt. „De Tung is em belemmert", sagt man in Ostfriesland vom Trunkenen. Diese Belemmerung, das heißt Verhinderung, hat aber nichts gemein mit dem uns geläufigen Belämmern (wofür der Berliner sagt: eenen dumm machen): sich belämmern lassen heißt ja, sich beschwatzen lassen, und dieses Wort dürfte mit labbern zusammenhängen,[1]) das entsprechend seiner Ableitung von Labbe = Mund[2]) an sich nur auf die Mundbewegungen geht, den Inhalt des Gesprochenen also zurücktreten läßt. Wenn freilich der Erwachsene lawert (elsässisch lafert), verdient er Tadel; ja selbst wenn er dabei ein schnelleres Zeitmaß einhält, also labbert oder schlawert, bekundet er nicht viel Vernunft, höchstens eine gewisse Fertigkeit in der Hervorbringung der Lippen- und Zungenlaute; der Schlawerjan (thüringisch) hat weiter nichts als einen tüchtigen Schlaber, ein gutes Mundwerk oder einen guten Sprechanismus, wie der Volkswitz den Sprechmechanismus abkürzt. Der Mund oder, wie man in älterer Sprache ohne den heutigen groben Klang sagte, das Maul gilt dem Volke ohne weiteres als das Sprachwerkzeug; bei dem Worte unmündig denkt man daher nur an eine Ableitung von Mund. So schon Luther, wenn er Weish. Sal. 10, 21 übersetzt:

---

allen Stilarten), Wie man es streich und flick und schmück, Es babelt immer, es babelt immer". — Im Schwäbischen geht pappern vom akustischen Eindruck aus, papplen vom Inhalt.

[1]) Wenigstens liegt dem thüringischen lämmern = laufen, schlendern die Bedeutung belämmern = täuschen zu fern.

[2]) Labbe ist eigentlich der Hängemund, dafür auch Flappe, Flunsch, schwäbisch Blätsch (eigentlich = Blatt), davon blätschen und Plättscherin sowie der Flätsch, und thüringisch Metsche. Im „Verlorenen Sohn" von Burkard Waldis 1527, V. 854 (Fröning): Ik wil dy up de vlabbe slan, ist Vlabbe die verächtliche Bezeichnung für einen schwatzhaften Mund. Von der Labbe kommt das Geläppsche, von Maul das Maulen = gegen jemand vor sich hin sprechen, widersprechen. Darnach heißt in Oberhessen eine Frau mit bösem Mund ein Maultier. Im Waldeckischen heißt der Mund verächtlich Schläwe, davon das Schlaweren und das Schlawermaul.

Digitized by Google

„Die Weisheit öffnet der Stummen Mund und machet der Unmündigen Zunge beredt.“ Auch Börne spricht von „unserer bürgerlichen Unmündigkeit und unserem großen Maul am Schreibtische“. Aber das hier wie im Vormund und Mündel zugrunde liegende Wort hat nichts mit dem Sprachwerkzeug zu tun, sondern bedeutet Schutz, Hand (die Morgenstunde hat also ihr Gold in der Hand); der Mündige steht nicht im Gegensatze znm Stummen, sondern zum Schutzlosen. Auch sonst macht man den Mund mit Unrecht ausschließlich verantwortlich für Gesprochenes, besonders in den Redensarten: nicht auf den Mund gefallen sein, wie auf den Mund geschlagen, etwas in den Mund nehmen, sich den Mund verbrennen. Mit einem Heftpflaster, das man in irgend einer Form dem losen Maule aufklebt, läßt sich höchstens eine augenblickliche, äußere Wirkung erzielen. Wer das Maul vorneweg hat und den Schnabel oder die Klappe[1]) nicht halten kann (um von der Gusche und der Schnauze ganz abzusehen), krankt an einem inneren Fehler, vielleicht an einer zu starken Leber: nach alter Vorstellung ist diese nicht nur der Sitz des Durstes, sondern auch des Zornes und des Ärgers, der manchmal in ganz besonderer Gestalt über die Leber läuft und daher weggeredet werden muß, indem man sich kein Blatt vor den Mund nimmt.[2]) Was für ein Blatt damit gemeint ist, darüber sind sich die betreffenden wohl selbst nicht klar, ob ein beschriebenes Blatt oder eine Art Feigenblatt?

Wie ungenau aber der Mund die Sprechwerkzeuge bezeichnet, geht aus den Worten hervor, die ein unvollkommenes, fehlerhaftes Sprechen bezeichnen. Allenfalls trägt der Mund beim Nuscheln oder Nusseln die Schuld, insofern er sich nicht weit genug öffnet und das Sprechen am liebsten der Nase überlassen möchte. Diese kann natürlich nur näseln (thüringisch schnengeln und kneseln, oberschwäbisch knegeln). Dagegen ist die Zunge verantwortlich zu machen für das Datschen oder Dalschen, bei dem die Zunge durch Anstoßen an das Gehege der Zähne namentlich d-Laute hervorbringt an Stelle von weiter hinten in der Kehle zu bildenden, zum Beispiel madden statt machen. Dieser Fehler ist bei Kindern erklärlich, muß aber über-

[1]) In Berlin hält man die Es-Klappe nicht — Wortspiel mit Essen (vergl. die Fresse) und dem Tone Es auf der Flöte u. a. —; dort gibt es sogar Revolverschnauzen.

[2]) Ausgeschlossen ist ein Zusammenhang dieser Leber mit dem dänischen Lewer = Lippe, den Boll in der Zeitschr. f. d. d. Unterr. 15, 791 annimmt.

Digitized by Google

wunden werden, freilich nicht dadurch, daß Erwachsene ihn nachahmen, mit dem Kinde datschen oder tätscheln: aus dem damit bezeichneten Sprechfehler wird dann nicht nur eine Gewohnheit, sondern der Datsch stellt ein albernes Gerede, der Dalsch einen Menschen dar, der dummes Zeug redet. Das Dalschen hat noch zu einer Bildung dalatschen geführt, wie der Träller trala zu tralatschen; Datsch und Tralatsch werden gemeinsam von unnützem Gerede gebraucht, und darauf geht auch die im Erzgebirge und in Dresden übliche Form látschen.[1]) Handelt es sich beim Datschen leicht um eine Unart der Zunge, so beruht das Stammeln und noch mehr das Stottern keineswegs bloß auf einem Anstoßen der Zunge, wovon es den Namen hat, auch nicht darauf, daß das Band der Zunge noch nicht gelöst wäre, sondern es kann in allgemeinen, körperlichen wie geistigen, Gebrechen seine Ursachen haben, die hier nicht zu erörtern sind. Im oberhessischen kauen wird allerdings das Stottern dem Gehege der Zähne ausschließlich zugeschrieben, während der gleichbedeutende Ausdruck wafeln wohl mit dem österreichisch-bayrischen wabbeln in Verbindung zu bringen ist, das wie wiebeln ein unverständliches Durcheinanderreden bezeichnet.

Auf einen geringfügigeren Fehler beim Sprechen weist das Wort lispeln hin, das heißt eigentlich, im Sprechen mit der Zunge anstoßen und dabei an Stelle mancher Laute nur ein sanftes Geräusch wie s hören lassen; dann bezeichnet es ein schwächliches, heimliches oder trauliches Reden, so bei Voß: „Bis die Vertraute mit sanft warnendem Lispeln sie weckt.“ Betrügerisch ist das Lispeln der Geister (im Faust): „Sie lispeln englisch, wenn sie lügen.“ Goethe hat natürlich nicht an die Lispellaute der englischen Sprache gedacht.

Das Sprechen in leisen, säuselnden s-Tönen drücken auch die Worte wispeln, wispern, pispern, schlesisch pischpern, thüringisch auch pispeln, puspern und flispern, oberhessisch dusbern, dutscheln, koideln, schwäbisch bisen, bisemen, bismelen, bischen, bißen, blislen aus. Bei Alberus (1567) wird aber auch dem Wispelnden der Mangel nachgesagt, daß er „einen Buchstab nit nennen kann“. In Goeckingks Gedichten „wispert mit List von Sitz zu Sitze die Schmähsucht“. In Goethes Hochzeitslied „da pispert's und knistert's

[1]) Auch dem Oberhessischen ist das Latschmaul nicht fremd, dazu auch noch das Watschmaul, von Watsch = Schwätzerei, dummes Gerede.

Digitized by Google

und flüstert's und schwirrt". Bloßes Leisereden bezeichnet das Flistern oder Flüstern — doch liegt hier weniger ein den Klang des Sprechens nachahmendes Wort vor; im Althochdeutschen bezeichnet flistrjan schmeicheln, daher bezieht sich das Flistern auch zunächst auf ein zärtliches, liebkosendes Leisereden. In Zusammensetzungen, wie einflüstern, kann aber geradezu der Nebenbegriff des Unerlaubten (unter Schülern), ja des Nachteiligen gegen andere liegen: Einflüsterungen Gehör zu geben, ist sicherlich bedenklich. Ebenso trägt auch das Zischeln (Zuscheln) uud Tuscheln etwas Verdächtiges an sich, und zwar nicht nur wegen des Heimlichen, sondern auch infolge seiner Ableitung von zischen, einem Schallworte, das uns an die falsche Schlange denken läßt. Das Verkleinerungs- oder Wiederholungswort zischeln wird daher besonders von dem versteckten, böswilligen Leisereden zum Nachteile eines andern gebraucht. Gefährlich ist auch das Munkeln, das schon in seinem Klange an Dunkles erinnert. Das Wort hängt ja auch mit „meuchel" zusammen, und wenn es auch die harmlose Bedeutung „heimlich und undeutlich sprechen" haben kann, so ist doch das Gemunkelte selten erfreulich.

Will man jemand etwas heimlich sagen, ohne daß dritte Verdacht schöpfen, so muß man es ihm zuraunen (wofür man in Thüringen auch tustern sagt). Dieses Wort hat ohne üblen Nebenbegriff seit alten Zeiten den Sinn der geheimen Besprechung; die altnordische sowie gotische Rune bedeutet Geheimnis und erinnert an die Alraunen, im Geheimen wirkende mythische Wesen. Trotzdem wird man Zauberformeln uud dergleichen nicht raunen, sondern murmeln, das heißt dumpf und für andere undeutlich sprechen. Man betrachtet es als ein altes Lehnwort vom lateinischen murmurare, doch kann es auch eine Weiterbildung von murren sein, drückt es doch auch eine bedrohliche Unzufriedenheit aus, wie zum Beispiel Apostelgeschichte 6, 1: „Es erhub sich ein Murmeln unter den Griechen wider die Ebräer." Heute wird es in studentischen Kreisen ganz allgemein im Sinne von sprechen gebraucht: ohne allen Groll bemurmelt man Wichtiges und Unwichtiges.

Die Bedeutung des dumpfen Insichhineinredens hat auch das Wort mummeln, dem das einfache mummen zugrunde liegt, eine Bildung aus dem Brummlaute mumm. Wenn es bei Voß heißt: „Und nun mummelt er dumpf aus vollen kauenden Backen den Ausspruch", so kann eine Vermischung mit mumpfeln, muffeln (im Harz maufeln) vorliegen = essend die Backen vollstopfen (Mumpfel

Digitized by Google

= Mund voll).[1]) Kein Wunder, wenn der Mummler völlig unverständlich bleibt. In Salzungen nennt man einen solchen auch Brammelbâist, d. i. Brammelsebastian, wozu sich in Nordhausen eine Bremelsuse gesellt. Wie das thüringische Brammeln (in Berlin bremmeln und brabbeln) bedeutet auch das pröpeln oder brebeln (präpeln, bayrisch bröfeln) undeutlich vor sich hinsprechen. Da man mit präpeln auch das Geräusch bezeichnet, welches kochende Speisen verursachen, so dürfte eine Übertragung dieses Präpelns auf menschliche Rede vorliegen. Möglicherweise ist aber das Pröpeln dem Mummeln oder Muffeln gleichzuachten, da es in Norddeutschland essen bedeutet (vielleicht mit propfen verwandt); im Vogtlande wird es auch auf das „Versprechen" (durch die sogenannte Sympathie) angewendet, also auf das Murmeln von Zauberformeln.[2])

Will jemand nicht mit der Sprache heraus, so druckst er (von drücken), gibt er seine Rede nur stückweise, in Brocken (mittelhochdeutsch murk), so murkst er. Wer aber überhaupt maulfaul oder „zugeknöpft" ist (das Gegenteil aufgeknöpft bezeichnet in Berlin den Gesprächigen), der gibt keinen Muck (= Laut) von sich, muckt nicht oder muckst sich nicht, mögen andere auch darüber aufmucken.

Ein langsames, gedehntes Sprechen kann einfach durch die Verlängerung des Stammvokales schon angeführter Worte bezeichnet werden (lâwern, schlâwern), es gibt aber auch besondere Ausdrücke dafür, wie drähnen, dralen und nehlen. Ist das Gedrähne in Leipzig heimisch (vergl. oberhessisch Gedrens, zögerndes Reden), so stammt das Dralen und Nehlen aus dem Niederdeutschen; langsames und langweiliges Reden wirft man aber auch in Mitteldeutschland mancher Nehlsuse, manchem Nehlpeter vor. Nehlen ist wahrscheinlich eine Verkürzung aus dem gleichbedeutenden niederdeutschen nötelen, das von Not abgeleitet ist (schwäbisch nötelen geht auf ganz besondere Leibesnöte).

---

[1]) Vergl. Zeitschr. f. d. Wortforschung 2, 301, wo auf eine Verwechslung von munkeln mit mummeln = heimlich reden und kauen wie zahnlose Leute hingewiesen ist. Friedrich der Weise lobte „die von Wittenberg, die behalten doch kein Mehl im Maul, sondern sagen frei und redlich, was ihre Meinung sei." Luther sagte von Zwingli: „Wie hat er Brei im Maul und mummelt als ein halb toter, verzagter Mensch." „Der Satan mummelt und kauet die Wort im Maul." Viele Menschen haben Brei im Maul oder ein Breimaul, s. Thiele, Luthers Sprichwörter S. 150 f.

[2]) Ausführlich handelt hierüber F. Tetzner in den Mitteilungen des Vereins für sächs. Volkskunde 2, 315 f.

Digitized by Google

Als ein Mittel, jemand geläufiger sprechen zu machen, wird 1673 (im Pedantischen Irrtum S. 32 und 134) das Sprachwasser empfohlen, „ein seltzam Wasser, den Mund auszuspülen", „ein aurum potabilis, das kan schwätzend machen" (Alamodisch-technolog. Interim 1675, S. 135).. Daß dabei freilich an ein Mittel gedacht ist ähnlich der ungebrannten Asche, ergibt sich aus dem Meistergesang des Hans Sachs „der bösen Weiber Zungen lösen". Das Weib eines Meßners „munket und redet gar kein Wort. Da dacht der man, seim Weib wer die sprach verlegen", wie einst dem Pfarrer, dem er aus der Apotheke Kirschwasser holte, „des natüre im gar palt macht sein sprach, das er pald reden würe." In Ermanglung von Kirschwasser hilft er sich mit dem Aste eines Kirschbaumes, dessen „Holz ist mit der natur schwanger, das es auch hat des wassers krafte, weil es kumbt von des holzes safte." Mit diesem Kirschholzprügel „schmiert er sie durch" und löst ihr die Zunge. — Wenn es in Ostfriesland von einem, der viel spricht, heißt: „he heat Spraakwater up de Tung", so kann wohl wirklich an ein geistiges Getränk gedacht werden, das seine Gedanken in Fluß gebracht hat; sicher ist das „Krakehlwasser" ein solches „stark Getränk".

Von den Ausdrücken, die nur die Fähigkeit, sowie die Art und Weise des Sprechens betreffen, wende ich mich zu den weit zahlreicheren, die sich auf den Inhalt der Rede beziehen und das größere oder geringere Maß von Gedanken bezeichnen, die der Sprechende äußert. Freilich wird es sich da herausstellen, daß der Deutsche nicht immer so spricht, wie ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts es wünscht: „die red ihren sitz und ursprung nicht auf der papelnden Zunge, sondern im Herzen habe."

Das älteste Wort, womit im Deutschen die Fähigkeit, sich in Worten zu äußern, ausgedrückt wird, ist sonderbarerweise kein ursprünglich deutsches, sondern ein Lehnwort: reden. Dem gotischen Bischof Ulfilas stand bei seinem Versuche einer Bibelübersetzung weder das Wort sprechen, noch das Wort sagen zu Gebote (das von ihm gebrauchte quithan hat sich nur im thüringischen kedern erhalten,[1]) er entlehnte unter Einfluß eines germanischen Zeitwortes garathjan, zählen, das lateinische Hauptwort ratio im kaufmännischen,

[1]) Auch althochd. spehhan (mittelhochd. ich fürcht sin valschen rat und siner valschen zungen spacht) hat sich nur in der Mundart erhalten, so in Bayern und in der Gegend von Eichstätt schpachten = sprechen, unterhalten. Vergl. engl. to speak, the speech.

Digitized by Google

zahlenmäßigen Sinne von Rechenschaft; von diesem rathjo ging das Zeitwort reden aus, welches nach dem später entwickelten weiteren Sinne des Hauptwortes (Rechenschaft bei einem sittlichen Schuldverhältnis, Darstellung, Äußerung, Bericht) die heutige Bedeutung annahm: seine Meinung darlegen, besonders in fortlaufender Gedankenverbindung. Das sucht die Volkssprache noch zu verstärken durch die Ergänzung: einen Stiefel, Stremel oder Strahl reden. Solcher Sinn liegt freilich nicht in dem Satze: Das Kind kann noch nicht reden, da bedeutet es nicht einen kunstmäßigen Vortrag halten, sondern meint nur die Fähigkeit und Ausbildung der Sprechwerkzeuge. So nähert sich das Wort reden dem eigentlichen Sinne des anderen von Sprache abgeleiteten: sprechen bedeutet zunächst, vermittels der Stimme (das heißt durch mechanischen Gebrauch der Sprachwerkzeuge) artikulierte Töne hervorbringen, Wörter hören lassen. Ein Kind kann zunächst nur sprechen, der Erwachsene redet. Freilich wird dieser Unterschied gegenwärtig und namentlich in Oberdeutschland nicht festgehalten; in Bayern klingt sprechen geziert, wenn es sich um ein Kind handelt. Aber auch eine pommersche Bauersfrau sagte: „Ick kann nich sprichen, ick kann man blot räden." Sie hatte wohl auch ein ausgezeichnetes „Redhaus", wie es Rosegger von einer Landsmännin versichert (Höhenfeuer 1890, S. 129), vergl. die elsässische Wendung: der hat e guat Redhus, d. h. Redegabe und starke, wohltönende Stimme. Mit dem Worte Sprachhaus dagegen bezeichnete man ehedem das Rathaus sowie den Abtritt (z. B. in einer Urkunde von 1486, Anzeiger für deutsches Altertum 3, 52). Im bayrischen Schwaben sagt man „die Red verstellen" von solchen, die viel in Büchern lesen und dann Schriftdeutsch und Mundart durcheinander sprechen. Auch wenn ein Mädchen oder Bursche ein paar Wochen in der Stadt war und dann herauskommt aufs „Fest", so verstellen sie die Reden, als wenn sie „arme Fürnehme" wären. (Heimgarten 1900, S. 795.) „Wenn man das hochdeutsche Sprechen angefangen hat, ka ma's umigle nimma lan, hats Pfronter Mädle gset", heißt es witzig in Reutte (Reiser, Sagen und Sprichwörter des Allgäus 2, 624).

Im Oberhessischen ist zwar geschbrechlich soviel wie gesprächig, die Mehrzahl Geschbrecher aber bedeutet unsittliche Redensarten. „Das ist keine Redensart" heißt im Elsaß: „so spricht man nicht". In Thüringen wie im Waldeckischen kann man die Art des äußeren Vortrages durch die Stimme, also die Aussprache, als Ausrede be-

Digitized by Google

zeichnen hören, wie es in Voſſens Luiſe einmal heißt: er hat eine angenehme Ausrede, wo es ſich nicht um eine Entſchuldigung, ſondern um die klangvolle Art des Vortrages handelt. Im Erzgebirge und im Altenburgiſchen würde man in dieſem Falle von einem Geiſtlichen ſagen: „Er hat einen guten Auswurf“; verſchluckt er aber die Wörter oder ſpricht er zu leiſe, ſo iſt ſein Auswurf ſchlecht. Auch im Schwäbiſchen findet ſich dieſer Ausdruck neben Ausſprache.

Auf den Inhalt der Rede geht das Wort ſagen, doch kann es auch einfach äußern bedeuten, wie der Satz zeigt: Das haſt du geſagt, aber was wollen deine Worte ſagen? Im Allgäu kann man hören: „Was er gſat hat, hat er recht gſat, hat der Stanzemer gſet.“ Alte Leute denken ihrer Rede einen höflichen Anſtrich zu geben mit der Formel: mit Reſpekt zu ſagen, zum Beiſpiel: Meine Beine, mit Reſpekt zu ſagen. Sagen heißt da ausſprechen, ausdrücken. Den Unterſchied von ſprechen und ſagen erkennen wir deutlich an dem hübſchen Ausſpruch Herders: „Wer viel zu ſprechen, aber nichts zu ſagen, geſchweige recht und gefällig zu ſagen weiß, iſt ein Ungebildeter.“ Wer reden will, muß ſprechen können und zu ſagen wiſſen, was ſeinen Geiſt bewegt. Weniger ſcharf treten die Bedeutungen der drei Worte hervor in Goethes Taſſo V, 4:

Ich ſchone dich, denn ſonſt würd' ich dir ſagen:
Iſt's edel, ſo zu reden wie du ſprichſt?

Was das Hauptwort Sage anlangt, ſo hat ſich erſt in neuerer Zeit die heute vorwiegende Bedeutung unbeglaubigter, dichteriſch ausgeſchmückter Geſchichtserzählung eingeſtellt; im 18. Jahrhundert wurde mit dem Bekanntwerden altnordiſcher Dichtung der nordiſche Name ſolcher Dichtwerke **saga** an das deutſche Wort angelehnt, welches an ſich alles Geſagte bezeichnet, ſei es eine beſtimmte Ausſage einzelner oder das Gerede mehrerer, das Gerücht. Das kennzeichnen die Wendungen: nicht bei einerlei Sage bleiben, das heißt: nicht einerlei ausſagen, und der Sage nach: dieſe kann dunkel, aber auch allgemein ſein, ohne dabei zu lügen. Für den Begriff Erzählung hatte das Altdeutſche das Wort **diu und daz maere**, eigentlich was verlautet, was man hört, was man erzählt, ſei es eine einzelne Nachricht: „Vom Himmel hoch, da komm ich her, Ich bring euch gute neue Mär“ (alſo = Evangelium, frohe Botſchaft), ſei es eine fortlaufende Erzählung; als ein **maere** bezeichnet ſich zum Beiſpiel

Digitized by Google

das Nibelungenlied am Schlusse. Wir machen jetzt von diesem Worte keinen Gebrauch mehr, nur seine Verkleinerung Märchen ist uns lieb und vertraut; unausstehlich dagegen ist uns der Märpeter, der durch sein Mären das alte ehrbare maere heruntergebracht hat. An sich hatte auch das Zeitwort mären, althochdeutsch **mârjan**, mittelhochdeutsch **maeren**, keinen üblen Sinn, nämlich erzählen, wobei nicht einmal wie in fabeln (vom lateinischen **fabula**) der Begriff des Erdichtens hervortrat. Doch ist ein verächtlicher Sinn schon in der Stelle bei Seifried Helbling zu finden: **Daz was den einvaltigen vorgemaeret**, während noch 1680 bei Zeiller (Epistol. Schatzk. 266) Novellare mit mähr verdeutscht ist. Jetzt wird mären im Volke ärgerlich von dem gesagt, der zu viel, zu lange und zwecklos über eine Sache redet; man ruft ihm zu: Mär' aus! Mach keinen solchen März! Keinen Merrettich! Zur Herabwürdigung des Wortes hat vielleicht auch ein anderes mären beigetragen: Kinder mären im Wasser oder Kote herum, das ist mittelhochdeutsch **mern**, eintunken, umrühren;[1]) davon kommt althochdeutsch **merda**, noch jetzt in Biermärde. (Falls hier nicht ein lateinisches Klosterwort **merenda** vorliegt. Söhns, Die Parias, Seite 10, zieht noch ein Wort dummärig, dummirig hierher, dem aber wohl dummöhrig zu grunde liegt.)[2])

Ist das Mären den niederen Schichten besonders eigen, so sind auch gebildete Kreise nicht sicher vor Schwätzern. Auch schwatzen, mittelhochdeutsch **swetzen**, vom Hauptwort **swatz**, hatte ursprünglich keinen tadelnden Sinn, wie noch jetzt nicht im Waldeckischen (= sprechen) trotz der Schwatzliese, in der süddeutschen Form schwätzen heißt es noch heute ohne üble Nebenbedeutung, sich in leichter Weise unterhalten. Luther fordert dazu auf: „Wöllen wir davon ein wenig schwetzen", im Volksliede wie bei Lenau pflegen Liebende süß zu schwatzen. Aber schon Luther beklagt sich über das lange, unnütze Schwetzen der Gegner wie der Schwarmgeister, und Lichtenberg erklärt: „Schwätzen heißt, mit einer unbeschreiblichen Geschäftigkeit von den gemeinsten Dingen, die entweder schon jedermann weiß

[1]) Vergl. Thiele, Luthers Sprichw. S. 357 im Maule mehren = einem die Worte im Munde so durch einander rühren, daß ein anderer Sinn herauskommt, als der vom Sprecher gewollte.

[2]) Im Erzgebirge sind Mootzerei, Mooſch, Gemätſch, Gelatſch, Gemär, Märich gleichbedeutende Ausdrücke tadelnden Sinnes. Oberlausitzer matschern = verworrenes Zeug reden, ist wohl abgeleitet von Matsch = breiige Masse.

Digitized by Google

oder niemand wissen will, so weitläufig sprechen, daß niemand darüber zu Worte kommen kann und jedermann Zeit und Weile lang wird" (Verm. Schr. 1, 277). Es ist das Vielsprechen, welches nicht nur durch das anhaltende Einerlei seines Schalles lästig wird, sondern auch als eine Hülle für Gedankenarmut Anstoß erregt. Vom Handeln ist beim Schwätzer vollends nicht die Rede; wenn man auch übertreibend von ihm sagt: „Er schwatzt das Blaue vom Himmel herunter", so erweist sich das Erzeugnis seiner Tätigkeit doch nur als blitzblaues Blech (Wolfg. Kirchbach, Schriften S. 239) oder als „Makulatur". Wie das Wort Schwätzer, so kommt auch das Geschwätz in guter Bedeutung überhaupt nicht vor; das letztere wird auch ohne Beiwort als unnütz und leer erkannt. Hierzu wirkt allerdings auch die Silbe ge mit, mit deren Hilfe sich von allen Zeitwörtern Hauptwörter bilden lassen, die eine Tätigkeit als fortwährend oder immer wiederkehrend bezeichnen. Auch das Gerede ist nicht viel besser als das Gemäre und Geschwätze.

Das Schwatzen steht lautlich wie inhaltlich in Beziehung zu einem mundartlichen Worte schwadern, mittelhochdeutsch swadern, rauschen, klappern. Es ist also eigentlich ein tonmalendes Wort, und zwar gibt es ursprünglich die plätschernde Bewegung von Flüssigkeiten wieder, deren Schwanken und Überschwappen. Das ist gleichsam auf ein inneres Gefäß übertragen nach dem Worte: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Sagt doch auch der Berliner für: sich vollständig aussprechen sich ausboddern, das heißt eigentlich das Faß reinigen. Wir reden von einem Wortschwall (zu schwellen, ein anderes Wort ist der Schwalch, von schwelgen), einem Redestrom, Voß noch deutlicher von einem Strome von wässrichten Geschwätzen, ja Carlyle von einem Ozeane großen Geschwätzes und Gewäsches. Ein andauerndes, eintöniges Schwatzen erinnert uns außerdem in seinem Schalle gar leicht an strömenden Regen, an einen Regenguß, bei dem es drascht oder dröscht; daher bezeichnet man das Geschwätz auch als ein Gedräsche.[1]) Mit diesem Ausdruck hat sich allerdings auch noch ein anderer vermengt, das Geträtsch oder der Tratsch: damit wird ein Gegenstand besonders breit getreten, und zwar im eigentlichen Sinne des Wortes: tratschen heißt eigentliche plumpe und breite Schritte machen (in Thüringen

[1]) Genauer im Alamod.-technolog. Interim S. 251: anstatt des unnützen, verderberischen Zungen-Gedräsches.

Digitized by Google

aber auch vom Regen rauschend niedergehen neben träuschen, wofür man von der Pleiße bis zur Oder treschen sagt).

Zur vergleichenden Bezeichnung für den Schall, den das Schwatzen hervorbringt, dienen auch noch andere Geräusche, die dem Wasser entstammen; so das Geräusch, welches beim Waschen entsteht. Oder sollte das Gewäsch, womit wir ein breites, inhaltloses Gerede bezeichnen, nur auf Rechnung der Waschweiber kommen? Sie stehen ja im Rufe besonderer Waschhaftigkeit. Schon bei Hans Sachs (Schwänke 336, 32) findet sich das hübsche Wortspiel, daß ein Bauernweib durch „ihre Nachred vil Hader wesch" anrichtet. Doch möchte ich die Waschweiberei, vor allem das Wischiwaschi zunächst von der Tätigkeit des Waschens im eigentlichen Sinne herleiten.[1]) Ist doch auch das Klatschen zunächst nur ein Schallwort, obwohl die übertragene Bedeutung „viel und unnütz reden, besonders Nachteiliges über andere und zur Verbreitung von Dingen, die geheim bleiben sollen", besonders auf das Klatschen der Wäscherinnen zurückführen soll. Schiller sagt aber in seinem Klagelied über die störende Einwirkung der Körnerschen großen Wäsche auf seine Arbeit am Don Carlos ganz ausdrücklich, „die Wäsche klatscht vor meiner Tür", die klatschende Wäscherin hätte er durch das Wort Wasche oder Klatsche bezeichnen können. Der Begriff des Boshaften und Hämischen hat sich dem Klatschen übrigens erst in neuerer Zeit beigesellt,[2]) früher unterschied es sich durchaus nicht vom Quatschen. Einem Quatschkopf wird man ja keinen sittlichen Mangel vorwerfen, das Quatschen selbst aber wohl nur männlichen Rednern;[3]) dem Quatschmichel steht die Klatschtrine gegenüber. In Berlin gibt es auch Planschköppe,

[1]) Luther gebraucht Waschen nur im Sinne von leere Worte machen, z. B. Sirach 21, 27: die unnützen Wäscher plaudern, das nichts zur Sache dienet. Sir. 10, 25: der jähe Wäscher. Matthesius allerdings stellt zusammen: plaudern, waschen, tölpeln, schenden, lestern, disputieren, rühmen immer ins blinde Feld hinein. Aus der bei Luther sich findenden Redensart: den Waschblewel schleifen, d. h. das breite Holz, womit man die Wäsche schlägt (bläut), hin- und herziehen, erklärt sich der hessische Schleifenbläuel, ein unnützer Schwätzer.

[2]) Ein jetzt abgestorbenes klaschen bedeutete in Thüringen plaudern, beklaschen allerdings beklatschen, verleumden. Der Klätscher führt in Thüringen den sonderbaren Namen Abosdelsdräjer, das heißt Posteltrager, von Posten tragen, vergl. den hessischen Post- und Depeschetrager.

[3]) Bei B. Waldis allerdings liest man: „Die bösen Weiber, die mit dem Schwert in der Waffel (der Zunge im Munde, vergl. wafeln S. 5 [= wafeln]) quatschen."

Digitized by Google

von planschen = plätschern. Auch mit dem Worte Quatsch wird wie mit dem schwäbischen Pantsch und Patsch (davon patschig = schwatzhaft, Gepatsch, Patsche u. v. a.) eigentlich nur der Ton eines klatschenden Schlages nachgeahmt oder der Ton, den eine nasse oder weiche Masse (niederdeutsch Kwatsk = Schmutz) abgiebt, wenn sie gedrückt wird. Dasselbe ist der Fall beim Quattern (Quaddern und Quaddeln) und Quasseln (in Berlin Quaseln), die beide nicht von vornherein ein unverständiges Schwatzen bezeichnen. Quattern gibt das Geräusch von aufsteigenden Wasserblasen wieder,[1]) deren Platzen ja auch das Herausplatzen (oberhessisch sich verblatsen = klatschen, Geblets = Geschwätz) veranlaßt hat. Von Quattern kommt der Quaddrich, von niederdeutschen Quasseln aber der Quasselig; weiter verbreitet sind die Quasselei und das Gequassel. Bismarck sagte 1870 (11. Sept.) betreffs einer Depesche des Lords Granville: „die Antwort auf dieses Gequassel hat Zeit." (Busch 1, 186.) Der Berliner hat das Telephon als Quasselstrippe (oder Plapperfaden) verdeutscht. Zu quattern und quatschen ist auch quetschen zu stellen, das zu der Zusammensetzung sich ausquetschen = sich ausdrücken geführt hat, aber ohne daß dabei Quatsch herauszukommen braucht.

Auf das Verhalten von Flüssigem ist auch das Schwafeln zurückzuführen, wenn dem auch die Form schwefeln zu widersprechen scheint. Dieser Lautwechsel findet auch anderwärts statt,[2]) zum Beispiel bei schwappen und schweppe(r)n, die beide tonmalend eine schwankende Bewegung, ein plätscherndes Anschlagen bis zum Ergießen der Flüssigkeit bezeichnen. Von diesem Schwappen, dessen Bedeutung also der ursprünglichen von schwadern gleich ist, ist das Verkleinerungswort schwabbeln (schwawweln), schwabeln, schwafeln (thüringisch schwebeln, schwefeln, schwofeln) gebildet mit der Bedeutung, sich in vielen oder auch unverständlichen Reden ergehen. (Bei Kaisersberg ist Schwappel gleichbedeutend mit Klappermaul.) In dem bekannten Gedichte Sturms „Wie schön leuchtet der Morgenstern" schreit der Kriegsmann wild: „Was schwafelt er?" Die Form schwabeln (die sich zu schwabbeln verhält wie labern zu labbern) lehnt sich insbesondere noch spöttisch an die Schwaben an, denen ein hoher Grad von

[1]) Dasselbe bedeutet blubbern: der Berliner Blubberkopp ist ein Mensch, der viel und aufgeregt spricht.

[2]) Quakeln hat in Oberhessen des Gegwegl und den Gwegler, papeln den Bebler, pappern in Tirol das Peppern = schnattern, schnell reden, zur Seite. Vergl. schwatzen und schwätzen, schnappen und schneppern 2c.

Digitized by Google

Geschwätzigkeit, gepaart mit Torheit, nachgesagt wird. Bei Hans Sachs heißt es:

So sind die Suppen der Schwaben Schatz,
Darzu die Klapperei und Schwatz.

(Vergl. Ayrer: „Sie können schwatzen wie die Schwaben.") Von diesem schwabeln wiederum bezieht sich die umgelautete Form schwäbeln nicht auf den verworrenen Inhalt der Rede, sondern auf die Sprechweise, die schwäbische Mundart (zum Beispiel: er ischt umgfalle); dieses Wort ist aber erst seit 1857 in der Schriftsprache belegt, und das danach gebildete sächseln ist überhaupt noch in keinem Wörterbuche verzeichnet. Wäre es älter, so hätten schwäbeln und sächseln recht gut den Unterschied zwischen ober- und niederdeutscher Mundart bezeichnen können. Landschaftliche Eigentümlichkeiten im Srechen fassen aber etwa nur die Elsässer auf mit den Worten gerren, krallen ꝛc., oder die Eichsfelder, die das Sprechen ihrer niederdeutschen Nachbarn quakeln nennen (zu quaken), während die Waldecker scherzhaft das Hochdeutschreden als „Schprichen" bezeichnen. Gegen eine besonders schlechte Sprache richtet sich in Berlin die Mahnung: „Sprech doch nicht so vogtländsch!" Damit wird noch die Erinnerung daran festgehalten, daß ehemals sächsische Bauhandwerker den Sommer über in Berlin angesiedelt waren.

Die Nürnberger „seibeln", doch ist damit weniger die besondere Art ihrer Sprache gekennzeichnet, als die seit Fischart bezeugte Tatsache vermerkt, daß „alle Nürnberger Sebald heißen".

An der vom Wässerigen entlehnten Tonmalerei scheinen besonders die Laute a, s(ch) und w beteiligt; es finden sich aber auch noch andere. Ebenfalls vom Rauschen des Wassers gilt ursprünglich plaudern (mittelhochdeutsch und noch schwäbisch blôdern). Sagen wir freilich jetzt: die Quelle, das Bächlein plaudert, so mischen wir die heutige Bedeutung des Wortes ein, die sich in umgekehrter Weise entwickelt hat, wie die von schwatzen. In der älteren Sprache wird es mißbilligend gebraucht von einem schnellen, ja bösartigen, schadenden Schwatzen. Luther verwendet es im Hiob: viel wider Gott plaudern, im Sirach: ein grober ungezogen Mensch plaudert unfürsichtiglich. Jetzt verbinden wir mit plaudern höchstens den Nebensinn „Heimliches gesprächig laut werden lassen", im übrigen bezeichnet es nur ein leichtes gesprächiges Sichgehenlassen, ein harmloses Unterhalten über unerhebliche Dinge. Eine Plauderei ist eine angenehme, leichte

Digitized by Google

Unterhaltung, ein Ersatz für Causerie. Wir geben uns gern einem Plauderstündchen hin, ja selbst die Plaudertasche ist nicht schlimm gemeint, obwohl sie eigentlich ein Schwatzmaul ist oder eins hat. Doch ist unser gemütliches Plauschen im Bayrischen und Österreichischen auch ein milderer Ausdruck für lügen oder doch für Unsinn reden. In Thüringen fehlt unser Plaudern, da pläudert der Wind die Wäsche, für Plaudertasche sagt man Schnattertasche.

Von der Plaudertasche unterscheidet sich das Plappermäulchen zu seinem Nachteil insofern, als das Plaudern immerhin einen Inhalt hat, das Plappern dagegern nur ein schnelles, gedankenloses Schwatzen bezeichnet: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden." Ähnlich sagt schon Tauler 1508: „Wehnet nicht, das das ain wares Gebete sei, so man viel päppert mit dem Munde." Hier wird lediglich der Schall festgehalten, den die schnell aufeinander fallenden Lippen hervorbringen — eine erneute Bestätigung dafür, daß das Denken und Fühlen zurücktritt bei stärkerer Beteiligung des Mundes am Sprechen; der Mund wird zum bloßen Werkzeug, wie es etwa eine Klapper darstellt. Klappern ist denn auch ein süddeutscher Ausdruck für schwatzen, J. Gotthelf zum Beispiel sagt einmal: die Weiber hätten ob dem Klappern die Arbeit versäumt. In älterer Sprache ist ein Klappermann „ein Lügner, der nichts tut, dann hin und wider schwätzen", und wir sagen: „Er hat ein Maul wie eine Klappermühle" (im Schwäbischen auch wie eine Pfeffermühle), „seine Klappermühle steht nicht still", ja Wieland bezeichnet eine geschwätzige Kammerzofe als Klappermühle. In die Mühle gehört auch der Kleienkäker oder Kleienspeier, womit man in Thüringen und im Erzgebirge einen unausstehlichen Schwätzer bezeichnet. Der Kleienkäker ist eine Vorrichtung (in Gestalt eines unförmlichen Kopfes), welche die Kleie in den Mehlkasten läßt. — Ebenfalls Thüringen und dem Erzgebirge (und Berlin) gemeinsam ist die Dreckschleuder oder Dreckschlauder, ein Werkzeug zum Werfen, womit vergleichsweise die Schnelligkeit des Sprechens veranschaulicht wird. Im Niederdeutschen heißt sluddern geradezu unnütz reden.

Der Klapper entspricht in Süddeutschland die Rätsche, ein Gerät, das einen reißenden, knatternden Ton gibt, bei dem wir rufen würden: „Ratsch!" Als Rätsche wird aber auch eine schwatzende Person bezeichnet; Vischer nennt in seiner Hamlet-Übersetzung Polonius „das alte Rätschmaul".

Digitized by Google

In der Schweiz, in Schwaben und in Tirol ist die Raffel nicht nur Benennung für eine Klapper, sondern auch für ein Klappermaul, ein schwatzhaftes Weib. Mit der Raffel hängt das Wort raweln zusammen, das im Harz für ein schnelles oder unsinniges Schwatzen gebräuchlich ist, während das fränkische rauwelen leise sprechen, flüstern bedeutet. In Thüringen wieder gibt die Scharbe, ein Werkzeug zum Schneiden und Schaben, Anlaß, vieles Schwatzen als scharbeln oder schrabeln zu bezeichnen. — Wenn wir ein schnelles Hersagen von Auswendiggelerntem als ein Herschnurren bezeichnen, so geht das auch auf das Geräusch eines in schneller Bewegung befindlichen Gerätes.

In älterer Sprache gibt es auch eine Schnappe, das ist ein Gerät zum Schnappen, dann Maul, schwatzendes Weib. Der Norddeutsche gebraucht noch heute das Schimpfwort Schnapperliese (vergl. Fürsnäper = vorlauter Mensch), in Oesterreich heißt geschnäppig so viel wie plauderhaft, in Bayern schneppern schwatzen. Hierher gehört auch die vogtländische Redensart: „Der waaft und schnappt net." Das stammt aus der Rockenstube: die Waafe (= Weife) dient zum Winden des Garns und zeigt die genügende Anzahl Fäden für ein Gebind durch einen Schnapper an; wer also nicht schnappt bei seinem Gewaaf, dessen Rede nimmt kein Ende, oder es fehlen ihr treffende, schlagende Wendungen. (Vergl. auch eine Rede abhaspeln, ableiern; im Elsässischen bedeutet zusammenhaspeln schwatzen und Hasplerei schnelles Reden). Im Hochdeutschen haben wir den Ausdruck „sich verschnappen", unbedacht etwas sagen, was verschwiegen bleiben sollte — es hat eben nicht jeder seine Schnappe in der Gewalt. In demselben Sinne sagt man auch sich verplempern, wohl eine Weiterbildung von verplappern. (Bei Mathesius erscheint ein Plampen = schwatzen.) Doch bringt man das Wort auch mit der Plempe in Verbindung.[1]) In Thüringen heißt verplempern in Kleinigkeiten vertun, zum Beispiel die Zeit; sich verplempern, sich in mißliche Lage bringen — aber auch sich verlieben und verloben, oder doch wenigstens ein Eheversprechen geben. So schreibt Schiller an Körner 12. Febr. 1787: „Eine Frau habe ich noch nicht, aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere."[2])

[1]) Murners Narrenbeschwörung 3, 71 (Goedeke S. 11: mit der Plempe, Klinge hervorkommen, herausplatzen).

[2]) Vergl. in Meißners Skizzen 1792. 7, 129: Briefe warnten seine

Digitized by Google

Wie schnappern zu schnappen, so verhält sich klappern zu klappen, es sind Wiederholungsworte auf lautmalender Grundlage. In älterer Sprache und in Mundarten wurde klappen zu klapfen und klepfen, klaffen und kläffen. Diese Ausdrücke haben aus der besonderen Bedeutung des Zankens und Scheltens[1]) die allgemeine des Schwatzens entwickelt. Ähnlich haben die landschaftlichen Wörter schwögen und klönen = klagen und jammern, vogtländisch quengeln und thüringisch knörpeln, die Bedeutung weitschweifig und langweilig reden angenommen. Bei dem Worte kläffen denken wir an die stoßweisen Angriffe wütender Hunde, sind doch auch belfern, bellen (widerbellen) Bezeichnungen für hartnäckiges Keifen, insbesondere scheint das Kläffen kleinerer Hunde, das ja meist zwecklos ist, so recht geeignet, fortgesetztes und nutzloses Zanken zu veranschaulichen. (Auch die Wendung nicht Meff sagen gehört hierher: maffen ist bellen. Schüler hassen das Gauzen, das ist Angeben, eigentlich aber bellen, heulen. Dafür auch: petzen.) Doch war in der älteren Sprache das Kläffen oder Klapfen nicht bloß auf Hunde eingeschränkt, es gab auch das Knacken der Vögel mit dem Schnabel wieder, wie wir noch heute den Klapperstorch nach seinem Klappern, das ist häufigen Klappen, benennen. „Es klappern und bappern und blappern langbeinigte Störche" (Bircken 1645). Auch hier hat wieder ein Naturlaut zur Bezeichnung menschlicher Äußerungen gedient. Noch deutlicher ist dies für den heutigen Sprachgebrauch beim Schnattern der Fall. Vom Klapperstorch ist nur ein Schritt zur Schnattergans, deren Bild uns vor allem schnelles, gedankenloses Reden vergegenwärtigt. „Das fragt, das komplimentiert, das schnattert unaufhörlich", heißt es in Kotzebues Kleinstädtern — da glaubt man sich in eine Herde Gänse versetzt. Im 17. Jahrhundert zieht ein Dichter Seyffart einen recht ungalanten „Vergleich der Jungfern mit den Gänsen", in dem sechs Seiten langen Gedicht heißt eine Stelle (Der Poetische Glückstopf, 1671, Seite 63):

Mutter zuzusehen, daß ihr Sohn sich nicht unbedacht verblembere. „Ich habe mich verblembert mit der Jungfer Lutze", Engl. Komödien II, 1630, Q2b. „Du bist ein vernünftiges Mädchen und solltest dich da nicht wie ein anderes Gänschen verplembern", Zschokkes Novellen (Der tote Gast) Aarau 1880, 3, 280. Dagegen: Er verplemperte das lang acquirirte durch Verzögerung, Alamodisches Interim S. 313; die Sache ist verplempert = versehen, zu nichte gemacht S. 329. Vergl. auch schlesisch sich verplamen = sich vernarren.

[1]) Logau: Weiberlippen sind geschaffen Mehr zum Küssen, als zum Klaffen. Vergl. Weimar. Jahrb. 2, 146.

Digitized by Google

„Die Gans, die dabert fort; also das Frauenzimmer,
Das dabert, schnabert fort, es läßt sein Klatschen nimmer.“ [1])

Das hier den Gänsen abgelauschte dabern schreiben wir jetzt höchstens kleinen Kindern zu und bilden davon das Getätere, früher gehörte es zu den vielen Ausdrücken für törichtes oder heftiges Reden. Ein Fastnachtspiel stellt zusammen „das zanken, kiplen, fluchen, hadern, das dobern, plodern und auch schwadern.“

Auch das Gacken der Gans ist für das Schwatzen entlehnt worden, in Thüringen ist ein alter Gackerich ein geschwätziger Mensch. Abraham a Santa Clara mahnt (Mercks, Wien 1680) schallnachahmend: Gickes, Gackes, Ploderzung! Rede doch einmal gescheid! Ja, im Waldeckischen gibt es ein Wort gausen für schwatzen.

Im Elsaß sagt man spöttisch von einem stotternden Redner: er kann bald reden, er kann schon gaxen.

Wie die Gans, so haben auch Hahn und Hühner dazu beitragen müssen, die Art und Weise des Sprechens zu verdeutlichen. Das Geschrei des Hahnes wird in der älteren Sprache als kuttern oder kaudern wiedergegeben, namentlich das Kollern des Truthahnes bot sowohl in der Form putern wie kaudern eine Bezeichnung für schnelles, undeutliches Sprechen dar (in der Pfalz koodere = lallen). Schiller reimt in seiner Anthologie:

Albern wie ein Stutzer plaudern,
Wie ein Waschweib wirst du kaudern.

Das Gackern der Hühner wird besonders in der norddeutschen Form kakeln für kindisches, albernes Schwatzen verwendet; mit einem Ablautspiel ist dann das Hauptwort Kickelkakel gebildet, womit man nichtiges Geschwätz abweist wie mit Papperlapap. —

In Süddeutschland gibt es auch ein spätzeln im Sinne von geschwätzig lärmen — wir haben wenigstens die Redensart „schimpfen wie ein Rohrspatz“.[2])

---

[1]) Vergl.: Die drit ist die hawt ainer gans,
Schlecht mans hart darauf, ich gekans,
So hebt sie gar lawt an zw dabern,
Zv klappern, schwaczen vnd zu schwadern.
Hans Sachs, Schwänke 4, 132 (M. G. 321, 13).

[2]) Im Französischen ist auch die Wachtel, caille, das Sinnbild der Geschwätzigkeit, vergl. cailleter, cailletage, caillette.

Digitized by Google

Endlich seien noch die Bienen herangezogen, deren Summen nicht nur zu dem Verstärkungswort sumsen geführt hat, womit man das dumpfverworrene Stimmengetöse einer Menschenmenge wiedergibt, sondern auch zu dem Hauptwort Sums in der Redensart: einen großen Sums von etwas machen, lang und weitschweifig über etwas reden.

Wenn es dafür in Leipzig auch heißt: viel Sems machen, so ist Sems nichts anderes als der zweite Fall von Senf (vergl. viel Aufhebens machen) — eigentlich wird dieser wie der Leipziger Säurich als Würze des Gesprächs zu betrachten sein, wer aber immer seinen Senf dazu geben muß, erregt bald Mißfallen. Statt des Senfs kann man mit demselben Erfolg auch seinen Dätzen dazu geben: der Dätz oder Datz ist ein Lehnwort, wie Senf auch, er stammt durch Vermittlung der romanischen Formen dacia, datio (italienisch dazio), dace vom lateinischen dare, geben und bedeutet die Abgabe (schon 1392 in einer bayrischen Urkunde: kein ungelt noch tätz). Dieser freiwillige Beitrag zu den Kosten der Unterhaltung pflegt nicht eben groß zu sein, man weist ihn womöglich verächtlich zurück: Du mußt auch immer deinen Dreier dazu geben.

Wenn also selbst die klingende Münze wenig Anklang findet, wie viel undankbarer muß es sein, die Beisteuer zur Unterhaltung in Gestalt von Eßwaren zu entrichten. Noch weniger als der Senf ist der Kohl beliebt, zumal wenn er aufgewärmt ist. Gleich einem Gericht vom vorigen Tage kann man auch abgetane Gedanken, Reden, besonders Witze wieder aufwärmen, natürlich wird dadurch ihre Schmackhaftigkeit nicht erhöht. Daß für solche schalgewordene Gerichte gerade der Kohl seinen Namen hergeben muß, wird auf die Abneigung der Römer gegen dieses Gemüse zurückzuführen sein; ein lateinisches Sprichwort, das besonders durch Juvenal bekannt geworden ist (crambe repetita mors est), setzt den aufgewärmten Kohl dem Tode gleich. Zwar lassen wir auch im Deutschen die Gemüse durch den Kohl vertreten in der Redensart „seinen Kohl bauen", doch tritt der mißliebige Kohl zuerst in den Schriften klassisch gebildeter Deutscher auf; Lessing zum Beispiel spottet über einen Gelehrten, der versucht hatte, über einen Kohl, den er zum 77. Male aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen; und in studentischen Kreisen entstand zuerst das Zeitwort kohlen für die erst seit hundert Jahren belegte Redensart Kohl machen, das heißt unklar und langweilig schwatzen, auch Unsinn machen (davon verkohlen =

Digitized by Google

weismachen — vergl. ansohlen —, in Torgau = verhöhnen).[1]) Desselben Sinnes ist das ebenfalls in den Bereich der Küche gehörende Gären, das namentlich in Thüringen viel gebraucht wird und in Sommers Garmichel seinen Vertreter gefunden hat. Dieser trägt freilich nichts mehr von dem an sich, was den ursprünglichen Begriff des Wortes gären ausmacht. Eigentlich kann es nur von brausenden Flüssigkeiten gebraucht werden, wie Wein, Most, Bier. Dann wird es übertragen auf den Teig, und wie dieser von innen heraus wirkt, so kann auch der innere Zustand eines Menschen als gärend bezeichnet werden; nur sind es nicht gerade Riesenpläne, wie in Karl Moor, oder gar Drachengift, was in friedlichen Spießbürgern gärt und in ihren Reden ans Tageslicht kommt; im 16. Jahrhundert, wo das Wort in dieser übertragenen Bedeutung zuerst auftritt, mag es, wie Hildebrand anführt, die Sprache eines aufgeregten, eifernden und geifernden Menschen bezeichnet haben, heute vollzieht sich das Gären in ganz Mitteldeutschland ohne alle Aufregung, der Gärmichel hat bei seinem Gärich weder Geifer noch Gischt vor dem Munde, höchstens den Qualm seiner Pfeife. Er vermag ja auch ohne diese zu qualmen oder einen gehörigen Qualm zu machen, der, trotzdem er nicht als dickwallender Rauch sichtbar wird, ihm das Schimpfwort Qualmtute einbringt oder den Ruf: „Wie det roocht!" Wie das Gären hat auch das Geifern (in Nordhausen gewern) alles Aufregende verloren, das ihm namentlich in den Federgefechten des 16. Jahrhunderts innewohnte. Bei Luther hat das Kraftwort geifern den Sinn: reden wie ein wütender oder alberner Mensch, jetzt denkt man höchstens an ein giftig schmähendes Reden, meist aber ist es der Ausdruck für nichtige Behauptungen. In gebildeten Kreisen Schwabens erleichtert man sein Herz, indem man sich ausgeifert, ausschleimt, expektoriert. Auch das thüringische sabeln und berlinische sabbern, das sich von Seiber = Geifer herleitet (in Berlin sich besabbern = mit Speichel naß werden), bedeutet nichts weiter als schwätzen. (Vergl. sirbeln, mißmutig tadeln, sowie tirolisches sopern auszanken, im Defferegger Dialekt soppern für sich hinbrummen, halblaut seinem Unmut Ausdruck geben, dazu das Gsoppere halblautes Gebrumm.) Mit gähren und Gischt hängt auch der elsässische Jäster zusammen, eine prahlerische Person, die über Kleinigkeiten

[1]) Übrigens bedeutet im Altenburgischen verkolken ebenso wie versohlen auch durchprügeln.

Digitized by Google

heftige Reden führt, wie sie eine sich überstürzende, gärende Natur heraustreibt.

Auf einen inneren Zustand ist es eigentlich auch zu beziehen, wenn wir von faulen Redensarten, Witzen ꝛc. sprechen. Ganz ähnlich heißt in Salzungen ein Schwätzer Teiger, teigen albern, gehaltlos, langweilig reden. Hier liegt mittelhochdeutsch teig (gotisch daigs) zugrunde, das ist weich, besonders durch Fäulnis (teige Birnen), nicht ausgebacken (zum Beispiel Semmeln). Aus gleicher Vorstellung wird sich auch der in Nordhausen übliche Ausdruck Besemmelung für Geschwätz erklären lassen. Dem Teigen ist aber das Kneten völlig gleich: gerade das Durchkneten eines Gegenstandes erweckt Langeweile, und so bedeutet sowohl kneten wie knatschen breit, gehaltlos, ja albern sprechen. So führt also aller Kraftaufwand im Sprechen immer wieder demselben Ende zu.

Guten Klang dagegen hat auch noch für uns das Kosen, das namentlich in Thüringen dem harmlosen Plaudern und Schwätzen gleich kommt, wenn auch das altenburgische Gekuse oder der Kusich sowie waldeckisches kauselen etwas verächtlich klingen. Das Hochdeutsche hält es nur noch in liebkosen fest; es gab ehedem aber neben ze liebe kosen auch arg chosen übel reden, hintarchosen verleumden. Wir haben es hier wieder mit einem alten Lehnwort zu tun: aus lateinischem causari, eine Streitsache verfechten, entwickelte kosen ähnlich wie reden, das ja auch ursprünglich gerichtliche Bedeutung hatte, den weiteren Sinn: einen Gedankengang geordnet ausführen; aber schon im Althochdeutschen wurde das Wort eingeengt auf vertrautes Reden. Seit dem Mittelalter verschwand es, wurde aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts wieder aufgenommen und in Mode gebracht, besonders von Bürger: „Wir koseten traulich von diesem und dem.“ Goethe, der auch im Paradiese „gar zu gern in deutschen Paradiesesworten stammeln“ möchte, glaubt, man horche daselbst „Dialekten, wie sich Mensch und Engel kosen“ (Westöstl. Divan, Buch des Paradieses, Hempel 4, 219). Wenn Grillparzer „zum Schwätzen, zum Kosen“ einer Freundin bedarf, so gehen in Gothaischen Dörfern nicht lediglich Liebespaare „in den Kosegarten“,[1]) etwa um „Süßholz zu

[1]) Etwas frostig hat Rückert, Ges. poet. Werke 2, 253, den Namen des Dichters Kosegarten ausgedeutet:

Ich kost' im Kosegarten
Schon matt von Matthissons
Und schwor zu Gleims Standarten,
Dem Frühling Kleists entflohn.

Digitized by Google

raspeln",[1]) sondern wie im süddeutschen Heimgarten (Haupt- und Zeitwort) liegt eine alte Volkssitte zugrunde, das Zusammenkommen von alt und jung im Freien, in Gärten und auf Wiesen zu traulicher Unterhaltung, besonders in den Feierstunden. Eine ähnliche Redensart ist für den Begriff besuchen in Thüringen: spellen gehen; auch spellen (gotisch spillon, althochdeutsch spellon von spell, d. i. eine Dichtungsart, die in feierlichem Sprechton vorgetragen wurde) ist so viel wie plaudern. Dazu genügt übrigens auch ein Ständerchen oder Ständermätzchen.

Was dem mittleren und südlichen Deutschland erfreulich ist, entbehren auch die Norddeutschen nicht: bei ihnen ist das Schnaken zu Hause, das sich auch zu uns und nach Oberdeutschland (Hans Sachs 3, 83, 55: Und müest der schnacken lachen, d. h. über die lustigen Einfälle,)[2]) ja bis in die Schweiz (schnägerlen = schwatzen) verbreitet hat. Der Schnack ist ein munteres Gerede, ein heiteres Geplauder, auch ein Witzwort, ein Schwank. Da ihm aber, wie natürlich, keine Tiefe innewohnt, muß sich das Wort allerhand unfreundliche Beiwörter gefallen lassen: dummer, unsinniger, einfältiger Schnack. Daß es ursprünglich auch ein Schallwort war, möchte man aus dem Schnickschnack vermuten, der ein Ablautspiel darstellt wie Kikelkakel, Klingklang, Pinkepank ꝛc. Mit dem Worte pflegt man ein grundloses, törichtes Gerede abzuweisen, ähnlich wie es mit Papperlapap geschieht. Das Grundwort hierfür, papern (bappern), wird ja ebenfalls von einem munteren, aber leeren Gerede gebraucht.

---

[1]) Schon bei Hans Sachs 332, 139 (Götze) heißt es:

Schweig vnd gedult mich in dem leiden,
Weil im maul nit hilft das sües holcz.

III, 106, 40: Da zeuch ich guete saiten auf
Ins suesholcz tu ich peisen.

Im Oberhessischen begegnet der Seisschwatsr = Süßschwätzer, auch Lilatscher genannt (oder Gefanschwetsr = Gefallenschwätzer).

[2]) In anderen Meistergesängen wird das Wort Schnacken d. i. niederdeutsch die Schnake von den Mücken gebraucht. — Der süddeutsche Ausdruck für den Schnack ist der Schmarren, der sich allmählich nordwärts verbreitet hat, in der Gegend von Eichstädt ist der Schmarren ein Geschwätz, dummes Gerede, der Schmarrer ein Schwätzer. Auch die Schnurre hat (in Oberhessen) ein Verbum in der Bedeutung schwätzen, aber auch räsonnieren und mauscheln erzeugt.

Digitized by Google

Einen fast feierlichen Klang dagegen hat der Salm, der von manchem gemacht wird; man hört ihm beinahe seinen Ursprung aus Psalm an, aus dem das Wort ähnlich bequem gemacht ist wie der Salter aus Psalter. Doch ist auch der Salm einer Gleichsetzung mit Unsinn und dergleichen nicht entgangen, wie der Satz eines Berliner Volksredners zeigt: „Es ist der reine Salm, daß wir uns von unseren Führern leimen lassen." (Westermanns Monatshefte 1901, S. 626 b.)

Auf ein geistlich-salbungsvolles Geschwätz wird man das Salbadern zu beziehen geneigt sein. Doch hat der Salbader mit Salbe nichts zu tun, obwohl es Bader, das heißt ärztliche Pfuscher genug gegeben hat, die allerhand Salben wortreich anpriesen. Oft genug werden Quacksalber[1]) und Marktschreier zusammen genannt mit anderen Bezeichnungen von Kurpfuschern, der Salbader aber nicht, höchstens wird die Salernitanische Schule gelehrt-witzig als Salbaderianische verspottet (von Schupp, Schriften 590).[2]) Eine Erklärung, die seit 300 Jahren immer und immer wieder vorgetragen worden ist, bezeichnet den Bader Hans Kranich zu Jena an der Saale als Urheber des Salbaderns. Beim Schröpfen und Aderschlagen pflegte er das Blut lobend oder tadelnd zu sagen: „Ich nehme eine Kanne Wein oder Bier und trinke es aus. Meinet aber nicht das Blut im Becken, sondern den Wein oder Bier in der Kanne. Von ihm kömmt das Sprichwort: „Er ist ein Salbader." Das ist: „Er bringt alberne Possen auf die Bahn." Nach Schupp, der ungeschickte Redner 1638, Schriften S. 657, rief er den Studenten ohne Unterlaß zu: „der Herr wasche sich doch, der Herr schwitze doch. Da könte eine einfältige Seele wol antworten: du närrischer Salbader, darum bin ich kommen, daß ich schwitze, daß ich mich wasche."

Es dauert ziemlich lange, ehe sprachliche Entdeckungen bekannt werden. Die Geschwätzigkeit der Barbiere mag schon frühe die Volksetymologie begünstigt haben. Der Bader an der Saale mag wirklich

---

[1]) Quacksalber = Prahlarzt nach Kluges Erklärung vom niederdeutschen quaken = schwatzen, prahlen.

[2]) Ähnlich scheint Schottel, Bellum grammaticale 1673, S. 28 die Salpadereien mit Salpetereien, Heilmittel aus Salpeter, zu verwechseln: „Ihr müsset mir verzeihen, daß ich solchen miteinlauffenden Salpetereien nicht lenger kan beiwohnen." Daher rührt auch der Kasernenwitz: „Das ist ja die reine Pulverfabrik! Der eine schwefelt, der andere kohlt, und der dritte salbedert!"

Digitized by Google

ein Schwätzer ersten Ranges gewesen sein,[1]) das Salbadern hat er nicht erfunden, da der Ausdruck schon 100 Jahre vor ihm in den Epistolae obscurorum virorum vorkommt. Da scheint doch die Ableitung vom lateinischen salvator (Heiland) sich am meisten zu empfehlen. Wenn in den lateinischen Predigten die Worte salvator, salvatio (Erlösung) zum Überdruß oft wiederkehrten, konnte man von dem Prediger sagen: er hat gesalvatort,[2]) und die Anlehnung an das Wort Salbung konnte die Verwendung des Wortes für elende Prediger erleichtern. Ist doch auch das Lehnwort predigen (praedicare) selbst in allgemeinen Gebrauch gekommen, besonders in der Zusammensetzung vorpredigen. In der Kölner Mundart bedeutet Dielendames dummes Geschwätz, und doch steckt in dieser Verstümmelung nichts Geringeres als Deum laudamus! Auch der Pater mit dem Gruße Salve kann das Seine zur Einführung des Salbaders getan haben. Die Beredsamkeit des Bieres bei den Salvatorfesten geißelt man wohl erst in neuerer Zeit mit diesem Worte.[3]) Eine Erklärung, die den Bader bestehen, die Saale aber außer Spiele läßt, greift zurück auf die Bäder, welche Reiche zu Gunsten der Armen und Kranken, aber zu ihrem eigenen Seelenheil stifteten, so daß also die Armen die Sünden der Reichen ausbadeten.[4]) Diesen Spittelleuten gegenüber mochte sich allerdings zu

---

[1]) Der heutigen Bedeutung des Wortes gemäß erzählt Langbein Ged. 5, 186 von dem Bader an der Saale, „der schwatzte den ganzen Tag wie ein Staar, Und immer gewaltig breit." Vergl. J. B. Lange, Democritus ridens, S. 465, wo auch die Frage erörtert wird: Tonsores cur garruli.

[2]) Diese Erklärung gibt schon Pischon, Jahrb. der Berl. Ges. f. deutsche Sprache 1820, S. 216; auch Andresen, Volksetym. empfiehlt sie S. 335.

[3]) Herrigs Archiv 58, 225. Diese Feste sind allerdings alt, s. Marggraffs München 1846, S. 533 f.; wunderbar ist aber, daß man das Schwatzen beim Biere salbadern nannte, während die Verstümmlung vor dem Salvatorbier Halt machte, vergl. Andresen 297 f., Schmeller 2, 272. Die Bekanntschaft mit Salvator hat sogar Salvaterwurst ermöglicht (aus cervellato). — Daß man schon in älterer Zeit nicht immer an den Bader dachte, geht aus der Weglassung des Salbaders in folgender Aufzählung hervor: „Empirici, Marktschreyer, Quacksalber, Tyriacks-Krämer, Zanbrecher, alte Weiber" in Daniel Rücker: Mundus personatus 1688, S. 15. — Fuchsmundi (Ollapotrida, Wiener Neudr. 10, 368) bezeichnet die Komödien von Corneille, Racine, Molière als „altväterische Salbackereien".

[4]) Jahrb. der Berl. Ges. f. deutsche Spr. 1820, S. 215 ff.; vergl. Literaturblatt f. germ. u. roman. Philol. 1887, Sp. 432. Noch füge ich aus der Nomenclatura rerum in des M. Crusius Puerilis in linguam latinam institutio I,

Digitized by Google

der sonstigen Geschwätzigkeit der Barbiere noch ein frömmelnder Ton der Seelbader gesellen. Aber der Übergang von sêlbat (Lexer 2, 861) in Salbader erregt Bedenken, ein Salbad vollends ist nicht nachgewiesen. Adelung nahm daher einen Salbenbader, Stosch einen schlechten, oberflächlichen Bader an, der die Haut sal = gelb, grau, schmutzig lasse, vergl. Berl. Beitr. zur deutschen Sprachkunde 1794, 1, 241.[3]) Avé-Lallement 2, 28 knüpft an die in Norddeutschland übliche Formel „min säl Vader, min säl Moder" an und will die niederdeutsche Umlautung des selig in säl aus dem Jüdisch-Deutschen erklären. Auch auf das Solbaden, das Sieden und Wallen der Salzsole ist hingewiesen worden, von dem schon in einer Urkunde vom Jahre 1390 die Rede ist: da wäre der Salbader eigentlich ein Solbader, der sich auf ein Solen im Sinne der Studentensprache verstünde (Sohle = Lüge, an- und versohlen).

[Auf ein Wort, „welches uns aller Salbadereien über den Salbader entheben soll", weist Husemann in den Göttinger Gel. Anz. 1895, S. 198 hin, das mittellatein. salbatinus, insbesondere die quaestio salbatina, die in des Joh. de Sancto Amando Concordantiae (hg. v. J. L. Pagel 1894, S. 99) vorkommt und in ihrer Bedeutung ganz mit (der phrase) sauvage übereinstimmt: aber die Reihe silvaticus — salbatinus — sauvage mag sprachlich noch so sicher stehen, salbatinus kann doch nur roh oder leicht heißen (gegenüber der quaestio salbatina et communis steht die quaestio difficilis et famosa), und bis zu dem ersten bezeugten Auftreten des deutschen Salbaders (1515 in den Epistolae obscur. viror., s. Germ. 30, 256) hätte das lateinische Wort immer noch eine ziemliche Entwickelung durchzumachen gehabt. Ich halte zunächst noch am Salvator fest.]

Ein Ausdruck, der wirklich den Kreisen fahrender Heilkünstler entstammt, ist storchen. Vom Simplizissimus heißt es: Simplex ein Storcher und Landfahrer ist, bringet die Bauern um ihr Geld mit List. Ihm will aber anfänglich „die storgerische Aufschneiderei nicht recht von statten gehen, daher er mit seiner Quacksalberei nicht viel verdient". Noch bei Hagedorn lesen wir: „Man baut im nächsten Orte Zwo große Storgerbuden auf; Apollo hat als Arzt viel Herr-

---

1556, L_s an: Therma selb warm bad (gegenüber balneae gemein bad); sollte hier das sêlbat schon umgedeutet sein? An ihm als Ursprungswort für Salbader hält noch fest F. Falk, Histor.-polit. Blätter 118 (1896), S. 311.

Digitized by Google

liches zu Kauf." Storcher ist also gleichbedeutend mit Quacksalber, Marktschreier, Landstreicher und Zungendrescher (letztere beiden Worte zusammen gebrauchte schon Luther 1523). Wie ist aber das Wort zu erklären? Man wird zunächst an den Storch denken; mit seinen langen Beinen und seinem Wandertriebe könnte er die Bezeichnung für einen Landstreicher abgeben; 1860 findet sich tatsächlich der Storch in der Bedeutung Vagabund bei dem österreichischen Schriftsteller Moritz Hartmann gebraucht. Dann wäre freilich die Bildung Storcher überflüssig gewesen. Neben dieser Form findet sich aber auch noch Störer ebenfalls in Verbindung mit Landstreicher (so in Franks Sprichwörtersammlung), und dieser Störer läßt sich mittels der Redensart in die Stör gehen, auf die Stör kommen, erklären. Sie wird (zum Beispiel bei Steub) angewendet auf Handwerker, die nicht in der eigenen Werkstatt, sondern in der Behausung der Kunden arbeiten (vergl. „auf Stube nähen"),[1]) dann auch Arbeit suchend hausieren, überhaupt keinen festen Sitz haben. So kämen wir auch mit der Form Störer auf den Begriff des Storchers. Das Zeitwort stören, altdeutsch storran, aus storjan, vergl. engl. stir, hat die Grundbedeutung bewegen, treiben, zerstreuen.

Vom Hauptworte Storcher ist ein landschaftliches storgen abgeleitet, dessen Bedeutung aber nicht auf ein marktschreierisches Gebahren eingeschränkt ist; storgen heißt erzählen, angelegentlich schwatzen. In Sachsen hört man dafür auch die Form strechen, in Thüringen derstrechen (mittelhochdeutsch streichen), und eine Weiterbildung hiervon scheint mir strategen zu sein, wobei zugleich der Stratege Pate stand. Es hat die Nebenbedeutung des Prahlens und Großsprechens. In Köln sagt man dafür strunzen.

Auf das Großtun in Worten gehen auch die Ausdrücke braschen bräschen, ein Gebräsche machen (davon Brascher, Gebras), womit ein anderes Worte prätschen oder bratschen mit der Bedeutung weitschweifig, breit reden, kaum etwas gemein hat. In Thüringen

[1]) So im neuesten Gartenlaubenroman Ganghofers: Das neue Wesen (Gartenl. 1991, S. 663): „Tut euch besinnen, ob nicht vor 20 Jahren ein Schneidergesell bei euch zur Stör gegangen ist?" Schon Hans Sachs hatte zu Schwaz im Inntal einen Mitgesellen, mit dem er „auf der Stör arbeiten thet, Wie den der prauch ist in dem lant, Pey vns herausen vngekant", Schwänke 259, 6 (Götze). Der Meister „schickt vns paid auf ain dorf naus, Eim reichen pauern in sein haus, Da störten wir ain halb monat" V. 18.

Digitized by Google

heißt sich hinbratschen sich breit hinsetzen, Bratsche breitlippiges Maul, bratschig großprahlerisch. Die Prätsche ist eigentlich ein Gerät zum Schlagen, etwa wie die Pritsche. Auf ein schallnachahmendes Wort wird allerdings auch bräschen zurückführen, wie es sicher der Fall ist bei prasseln; mittelhochdeutsch **brasteln**, krachen hängt mit bresten und bersten zusammen. Wer prasselt oder ein Gebräsche macht, ergeht sich in hochtrabenden und geräuschvollen Ausdrücken, die in keinem Verhältnis zu dem stehen, was er tut oder zu tun gedenkt. Im älteren Deutsch sagte man auch Geudner für Prahler,[1]) unser vergeuden hat die Bedeutung verschwenden erlangt.

Die übertriebene Darstellung dessen, was jemand wirklich getan oder sonst erlebt hat, pflegt man in der Schriftsprache als Aufschneiderei zu bezeichnen. Ursprünglich bezieht sich der Ausdruck auf das Auf- oder Vorschneiden des Brotes oder des Bratens bei Tische zum Zwecke des Vorlegens; daher gewann es den Sinn von vorlegen, auftischen überhaupt, und aus diesem erweiterten Gebrauch entfaltete sich die Vorstellung des Vorlügens, des Prahlens mit unglaublichen Erlebnissen, die man zur Unterhaltung auftischt. Die frühere Zeit legte großen Wert auf das Tranchieren, eine Kunst, der viele Werke gewidmet sind; es ist kein Zufall, daß solche Tranchierkünste auch die Kunst der Unterhaltung bei Tische behandeln: wenn heitre Reden sie begleiten, dann geht die Arbeit munter fort. Solche Erheiterungen können ebensogut Räubergeschichten wie Schnurren bilden, daher die Berliner Ausdrücke räubern und schnurren = aufschneiden. Wie man heute beim Vorschneiden ein besonderes, großes Messer handhabt, so schon in älterer Zeit. In der Zimmerschen Chronik heißt es einmal, wo vom Vorlegen bei Tisch die Rede ist: Wie dann der Zeit (1548) die langen messer user Frankreich und Italia kommen, die sich wahrhaftiglich mer aim Kalbsticher, dann aim Dischmesser vergleichen.[2]) Der übertragene Gebrauch des Auf-

[1]) Weimar. Jahrb. 2, 114.

[2]) Dagegen wird die Zunge einem Messer gleichgesetzt bei Mörike, Ges. Erzählungen S. 178 (Hutzelmännchen): die Schusterin, die sonst ein Maul als wie ein Scharsach (Schermesser) führte, war auf einmal zahm. — M. Zeiller, Epistol. Schatzkammer 1660, Seite 592, setzt Komplimenten, Gepräng, Aufschneiderey, Heucheley gleich. Denselben Sinn der höfischen Übertreibung hat das jetzt verschollene Wort Gereize (im Mittelbeutschen = Gerese); in einer Leipziger Handschrift „soite der Fuchs dem Raben ein Gerese", um ihm den Käse zu entlocken, s. D. Wörterb. II, 1, 673; IV, 3, 2623.

Digitized by Google

schneidens ist vollständig durchgedrungen in Dedekinds Grobianus 1615, wo die Weisung erteilt wird, bei Tische soviel Reiselügen zu erzählen, daß das Brotmesser Scharten und Zacken bekommt und der Gastgeber damit das Brot sägen kann. (Mehr hierüber in meinem Buche: Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen, 1881, Seite 27 ff.). Noch heute findet man in Bierstuben ein großes Messer in einer Glocke an der Decke befestigt, an der geläutet wird, wenn jemand handgreifliche Lügen erzählt. Doch braucht man dies gar nicht „an die große Glocke zu hängen", schon die Wendung: „er führt das große Messer" ist deutlich genug. Daß die Zuhörer den zum besten gegebenen „Aufschnitt" unverdaulich finden, drücken die Klagen aus, man trage zu stark auf, man wolle ihnen nur etwas aufbinden, womöglich einen Bären. In diesem Bären steckt ein altes Wort Bar = Last, Tracht; wer sich eine Tracht Lügen aufbinden läßt, das heißt sie glaubt, hat sie mit sich zu tragen. Die Auffassung der Lügen als einer Last sprechen auch andere Redensarten aus: lügen, daß sich die Balken biegen ꝛc. In Sachsen sagt man: einem die Hucke voll lügen. Auch die Redensart jemand etwas auf die Nase binden gehört hierher.

Eine besondere Art des Aufschneiders bildet der Renommist, der nicht nur wirkliche Taten übertreibt, sondern auch hinter Großsprechereien seine Feigheit verbirgt. Das letztere wird noch besonders durch den Ausdruck Strohrenommist getroffen; das Stroh wird der Redensart „leeres Stroh dreschen" entstammen, in studentischen Kreisen sagt man auch kurz strohen (meist mit dem Nebensinn zanken, tadeln, sich über etwas aufhalten; vergl. auch abgedroschen, Zungendrescher), und das Renommieren verstanden ehedem studentische Raufbolde am besten. Doch ist die Gestalt des Maulhelden auch anderwärts zu finden, in der älteren Sprache gibt es Eisenfresser oder Kürissenfresser (so bei Luther), das heißt Küraßfresser. Ihnen ist das Bramarbasieren eigen, das heißt das Prahlen in der Weise des Bramarbas, eines Großsprechers in einem satirischen Gedichte aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Denselben Namen setzte Gottsched in der Übersetzung eines Lustspieles des Dänen Holberg für den dänischen Namen des Titelhelden ein, daher pflegt man meist ungenau dem Dänen Holberg, dem wir, beiläufig gesagt, den Ausdruck kannegießern verdanken (Die politischen Kannegießer 1722), die Urheberschaft dieses Wortes zuzuschreiben, trotzdem aber das Wort aus dem spanischen bramar, brüllen abzuleiten. Volkstümlich

Digitized by Google

wurde der Bramarbas durch ein erzählendes Gedicht von Langbein. Das Zeitwort bramarbasieren dürfte am bekanntesten aus Schillers Räubern sein, wo Karl Moor zu Spiegelberg sagt: „Du bist ein Narr. Der Wein bramarbasiert aus Deinem Gehirn."

Wenn die Aufschneiderei eine Grundlage voraussetzt, etwas Wirkliches, das nur übermäßig vergrößert wird, wie zum Beispiel der Hund größer als ein Pferd, den Gellerts gereister Fritz gesehen haben will — ergötzlich ist es, wie er allmählich „zurückzoppen", das heißt (in Berlin) seine Behauptung einschränken muß —, so fehlt der Boden der Wirklichkeit von vornherein beim Flunkern, und während der Aufschneider durch seine Erzählungen Staunen und Bewunderung erregen will, bezweckt der Flunkerer die Blendung und Täuschung seiner Zuhörer. Flunkern ist Ablaut zu flinkern; dieses vom niederdeutschen flink = glänzend stammende Wort braucht zum Beispiel Schiller in der Bedeutung blinken, glänzen, flimmern: „Schau, wie das (Halsband) flinkert in der Sonnen"; so geht also das Flunkern eigentlich auf blendende Lichtwirkungen. Auch der Flausenmacher bedient sich der Vorspiegelungen, doch bedeutet das althochdeutsche Wort giflôs zunächst nur ein Surren oder Flüstern. Am wenigsten Aussicht auf Erfolg hat der Windbeutel, wie Bürger den Windmacher scherzhaft nennt, seine luftigen Erzeugnisse, niederdeutsch Wipkens, verwehen nur zu schnell.

Auf Vorspiegelung falscher Tatsachen beruht auch der Mumpitz. Dieses Wort hat zwar von Berlin aus seinen Siegeszug angetreten, es sagt aber nichts Neues; der Mumpitz ist lediglich der alte Mummputz[1]) oder (hessisch) Mombotz, das heißt das Gespenst, die Schreckgestalt, die schon für Kinder nicht mehr als der leibhaftige Butzemann sich darstellt, sondern nur als eine vermummte Person, als eine Umkehrung von Butzenmummel. Der Begriff der Schreckgestalt ging über in den eines erschreckenden oder bloß verblüffenden Geredes, das noch mehr verflachte in leeres Geschwätz, Unsinn.

Dem Mumpitz ist der Barrabaus an die Seite zu stellen, der nach Frischbier im Preußischen ein Gespenst sowohl wie einen Großsprecher bezeichnet. Mit ihm hängt möglicherweise der Bramarbas zusammen.

Noch stärker ist die Bedeutung des Sinnlosen, Albernen aus-

[1]) Es ist nur wie ein Mummelputz für die einfältigen Vögel in die Erbsen gestellt. Alamod. Interim S. 269.

Digitized by Google

geprägt im Gefasel; ja faseln heißt sogar Verwirrtes sprechen, aberwitzig und irre reden, wie es zum Beispiel ein Kranker in der Fieberhitze tut. (Vergl. thüringisch fänern; gaseln im Traum reden.) Wahrscheinlich liegt dem faseln dasselbe Zeitwort zu Grunde, das man zur Erklärung der Fastnacht heranzuziehen pflegt: fasen = ausgelassen herumlaufen, ausschweifen, dann unüberlegt, neckisch reden, gleichsam mit dem Geiste irre umherschweifen. Wer in seinen Vorstellungen aus den Grenzen der Vernunft tritt und so wider die Vernunft handelt oder redet, womöglich die Gebilde seiner Einbildungskraft für Wirklichkeit nimmt und demgemäß redet, den wird man mit Recht einen Schwärmer nennen, wie es Antonio in betreff Tassos tut: „Wo schwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben malt er sich seinen Wert und sein Geschick?"

Ist in den zuletzt angeführten Ausdrücken die Phantasie die Urheberin der Bedeutungsfarbe, so sind eine große Menge anderer Wörter von menschlichen Leidenschaften erfüllt. Auf Zorn und Wut deuten: anlassen, anfahren, anblasen, anhauchen, anniesen, anplatzen,[1]) anschnarchen, anschnauben, anschnauzen (niederdeutsch anschnurren, vergl. Schnur- und Schnauzbart), anranzen (mittelhochdeutsch ranzen = ungestüm springen, womit vielleicht das koramieren oder coram nehmen verbunden zu kuranzen geführt hat), anschnarren, ansacken (gotisch sakan, althochdeutsch sahhan; vergl. Widersacher, Sachwalter). Mißbilligung in allen Stufen und Formen sprechen aus: mäkeln, nergeln, tadeln, rügen, kritteln (gotisch kreitan mischte sich mit Kritik, wodurch auch der Krickler erzeugt wurde), verweisen, aufmutzen, vergatten (thüringisch), vorhalten, vorrücken, vorwerfen; ausfilzen (vergl. Wischer, Ausputzer); abkanzeln, die Leviten lesen, die Paten sagen, den Marsch blasen, eine Pauke halten (im Waldeckischen heißt pauken reden, im Schwäbischen ausplaudern, vergl. ausposaunen), die Wache ansagen, den Kopf waschen, ins Gebet nehmen; schmälen, schelten skallieren (= mittelhochdeutsch schallieren, in niederdeutscher Aussprache und vergröberter Bedeutung), keifen, zanken, lästern, schimpfen, schmähen; sich aufhalten, spotten, aufziehen, schrauben, sticheln, durchziehen, durchhecheln, verunglimpfen, verleumden, afterreden, zeihen, bezichtigen, beschuldigen, anklagen, beurteilen, verrufen, verdammen.

[1]) Wie solt du meinen Herrn also Als ein mörder anblatzen do? sagt Petrus zu Malchus bei Seb. Wild: Zwölf Komödien und Trag. Augsburg 1566, N_2 b.

Digitized by Google

Doch ich sehe ab von diesen und anderen Ausdrücken, in denen die Tätigkeit des Sprechens nur in Verbindung mit einem bestimmten anderen Begriffe sich zeigt, und die meist mit einem persönlichen oder sächlichen Objekt verbunden werden müssen.

Ich lasse auch die meist zusammengesetzten Worte beiseite, welche bedeuten antworten (entgegnen, erwidern, versetzen), erörtern (auseinandersetzen, ausführen, darlegen, erklären, deuten, ausecken), fragen (ausholen), behaupten (bejahen, versichern, beteuern, bekräftigen, bestätigen, schwören), bekennen (gestehen, beichten), auffordern (befehlen, mahnen, zureden 2c., einschärfen, aufwiegeln, aufhetzen, drohen, in Berlin: bremmeln = durch Reden bedrängen) 2c.

Nur noch diejenigen Ausdrücke möchte ich kurz betrachten, die fremden Sprachen entnommen sind oder das Verhältnis des Deutschen zu fremden Sprachen betreffen.

Wie viele Ausdrücke auch unsere Sprache für die Tätigkeit des Sprechens erzeugt hat, so hat sie dabei auch Fremdes nicht ganz verschmäht. Doch sind es, abgesehen von der Phrase, nur einige mundartliche Ausdrücke, die noch dazu zum Teil durch eine Anlehnung deutscher an fremde sich bildeten. Ein sinnloses Schwatzen und Faseln bezeichnet lawerieren (im Erzgebirge ist Lowrei Geschwätz, frlowriern = etwas ausreden), das sich unter Anlehnung an lateinisch **laborare** aus dem deutschen lawern ergeben haben wird. Ähnlich ist die volkstümliche Bezeichnung für Beredsamkeit, die Schwade (altenburgisch Schwarte) wohl nicht lediglich aus **suada** gestaltet, vielmehr hat unser schwadern die Aufnahme und Verdeutlichung dieses Wortes begünstigt, ebenso des mundartlichen perschwadirn. Dasselbe muß vom schwadronieren gelten, in welchem deutsches schwadern eine Beziehung zur Schwadron suchte: das Wort ist zuerst in der Sprache der Studenten bezeugt, und zwar für ein wildes, planloses Fechten, dann aber übertragen auf großsprecherisches Schwatzen. In diesem Sinne wird es auch von Goethe gebraucht.[1]) Der Schwadroneur ist erst in neuerer Zeit vom schwadronieren abgeleitet; er kann sich freilich leicht vergaloppieren, sich eine Blöße geben durch unbedachtsames Reden. (Daraus ist entstellt: vergoldpapieren.) In der Kölner Mundart hat sich verhabbeln den gleichen

[1]) Daneben verwendet es Goethe auch in der sinnlichen Bedeutung des Umherschweifens (Crugantino schwadroniert im Lande herum, der junge Goethe 3, 547), so daß sich das Wort mit storchen zusammenstellen läßt.

Digitized by Google

Sinn, führt aber nicht auf das deutsche Happel zurück, sondern auf spanisches **hablar.**

Aus dem Lateinischen stammt das dischkerieren, das aber in seiner Bedeutung so verdunkelt ist, daß man im Volke sich auffordert: „Na, mer wollen noch e bißchen vom Dischkerieren reden.“ [1]) Eine andere Redensart ist: „Mach keinen Priamblich drum rum“, das heißt keine unnützen Worte, weitläufiges Geschwätz. Diese Paramblungen, wie es auch in Thüringen heißt, oder das Preremplich gehen auf das Praeambulum zurück, das Vorspiel der Meistersinger.

Volkstümlich ist auch die Refermande, das heißt Zurechtweisung, worin sich aber französisch reprimande und lateinisch reformare begegnen (thüringisch repermandiern = tadeln). Vielleicht hängt damit auch das oberhessische Breglemanden = langatmige Auseinandersetzung zusammen (wofür man auch mit schönem Bilde sagt Waidsoailichkoaid, d. i. Weitseiligkeit: der Faden der Rede wird da zum Seile, vergl. waldeckisch sailen, langweilig reden).

Vom lateinischen pro- oder praeponere kommt das Prepenieren, so viel wie pröpeln oder auch maulen, nach einem Zwiste noch für sich allein zanken, so daß also opponieren einwirkt.

Im übrigen ist dem Deutschen lateinisch gleichbedeutend mit unverständlich, was im Harz noch durch die besondere Verstärkung käper- und kuperlateinisch bezeichnet wird. Ob hier das Kupfer eine Rolle spielt und etwa die kupferne Latinität der silbernen und goldenen gegenübergestellt ist, vermag ich nicht zu sagen. Aus Fritz Reuter ist das Messingsch bekannt, die Mischung von Platt- und Hochdeutschem. In Berlin ist Rackerlatein so viel wie Kauderwelsch. Auch die Bezeichnung Sauerkrautlatein, in welchem die rätselhaften Inschriften der Fliegenden Blätter verfaßt sind, ist mir ihrer Herkunft nach nicht klar; nur ungefähr deckt es sich mit dem Küchenlatein.[2]) Latein aber hat im Volke die Bedeutung von Sprache überhaupt, wie folgende Stellen alter Komödien zeigen:

Leon, Herodes 1553, B_8:

> Ich will dem Koch geb ein Latein,
> Das essen soll bald fertig sein.

---

[1]) Vergl. Goethe, die Mitschuldigen 1, 2: Zu was dient der Discurs? eh nun, daß man was spricht.

[2]) Ich finde diesen Ausdruck zuerst bei S. Rot, vorletzte Seite der Vorrede: „Barbarisch und kühlatein, wie mans nennt“; ferner: „Intronisiren ist

Digitized by Google

Seb. Wild 1566, Rrij:

Ich merck wol das du ſpotteſt mein
Ich will ein ander Latein dich lernen

und dazu Rriij:

Hab nit vor geſaget ich
Wöll ein ander ſpraach lernen dich.

Das Jägerlatein iſt eine Sprache, die der Hörer zwar verſteht, aber nicht begreift wegen der allen Glauben überſteigenden Wunder.

Durch Vermittelung des Franzöſiſchen haben wir aus dem Griechiſchen die Phraſe erhalten, ein Wort, dem wir faſt nur tadelnden Sinn beilegen. Dieſen kann ja auch die deutſche „Redensart" in ſich ſchließen (in Berlin ſind Redensarten gleichbedeutend mit Schimpfwörtern), aber ſie hat noch zu viel deutſche Ehrlichkeit in ſich, als daß ſie die Phraſe verdrängte; namentlich zu Zuſammenſetzungen dient nur das Fremdwort: Phraſenheld, Phraſendrechsler, Phraſendreſcher. Bismarck ſprach ſogar einmal von einem Phraſenſack, den der Geh. Rat Abeken bloß zu ſchütteln brauchte, um einen ganzen Haufen Phraſen zu machen (Buſch 2, 400), und Heinrich v. Gagern bezeichnete er als „die reine Phraſengießkanne" (1, 415).

Sonſt ſchulden wir dem Franzöſiſchen nur noch die Cauſerie, die hoffentlich ganz durch Plauderei verdrängt wird, und das Parlieren, dem wir aber keinen beſonderen Wert beilegen, wenn es auch noch ſo flott von ſtatten geht. Doch verdankt ihm der Polier ſein Daſein, der Sprecher beim Richtfeſt ꝛc. Wie ſchleſiſch parlären und vorarlbergiſch barlotſche werden auch die ſchwäbiſchen Zeitwörter

---

ein altes roſtiges kuchel latein, heiſt einfüren". Vgl. Harsdörfer Geſprechſpiele 2, 338: Das iſt ein natürliches Küchenlatein und gehört unter den Herd zum alten Spähnen. Schupp, Schriften S. 562: Wenn ich beſſer trinke Vinum, ſo rede ich Latinum, und zwar nicht das ſchlimmſte, ſonder außbündig gut Küchenlatein, daß die Katzen und Hunde davon ſpeyen und krank werden. Zur Erklärung ſ. Schrader, Bilderſchmuck S. 197. — Ein ähnlicher Ausdruck in dem Büchlein „Der luſtige Philoſophus" 1734, S. 19: Ob nun wol das Latein dieſer Oration gar genau mit des Kayſers Maximilian I. Reuterlatein übereinkam, ſo daß 4 Gelehrte ein dreytägiges Fieber davon hätten überkommen können, vid. Hübner part. 5. Histor. liber 1. § 42 p. 107. — Vergl. auch plattd. Kramerlatin, ſ. Andreſen, Volksetymologie 5. Aufl. 1889, S. 26. Endlich findet ſich der jedenfalls übertragene Ausdruck „Stall- und Küchendeutſch" = l'allemand de la basse cour et de la cuisine bei dem mir unbekannten S. v. d. Molde, nach Saiffert: Wörterbuchbeitrag 1804, S. 224.

Digitized by Google

baladere, bala(n)tsche = schwatzen mit dem Nebenbegriff des viel, lebhaft, laut, aber dumm und unnötig Redens (von Kindern = gebrochen deutsch reden) von parler abzuleiten sein. In ehemaligen Grenzgebieten mögen noch manche Französlinge ihr Wesen treiben, wie zum Beispiel in Köln blâme und dispute mit den Formen Blamm = Geschwätz und Dispetat = Wortwechsel.

Für ein schlechtes, ungeschicktes Sprechen hat der Elsässer die Bezeichnung hacken, namentlich französisch hacken = gebrochen französisch sprechen, also dasselbe, was wir unter radebrechen verstehen. Dieses alte Wort ist von der Tätigkeit des Henkers entnommen, das Rädern und Martern ist auf die stümperhafte Mißhandlung einer Sprache übertragen. Da die Vergangenheit ich radebrechte heißt,[1]) die Mittelform geradebrecht, so kann es sich nicht um eine Zusammensetzung aus Rad und brechen handeln, sondern nur um eine Ableitung von einem nicht nachweisbaren Hauptworte „die Radebrechе". Gibt es doch eine Flachs- und Hanfbrechе.

Schlimmer noch als das Radebrechen ist das Welschen. Wer radebrecht, zeigt deutlich, wie fremd und schwer ihm das Sprechen in anderen Zungen ist; wer aber welscht, spricht ausländisch, für seine Landsleute unverständlich. Welsch, althochdeutsch walhisc, kommt von Walh, das ist ursprünglich der Kelte; weiterhin hießen auch die Romanen Walchen, die in der Besiedelung Galliens den Kelten folgten; in Süddeutschland versteht man unter wälsch noch heute französisch oder italienisch (in Bayern auf dem Lande ist Walsch der italienische Krämer). Aus der Bedeutung keltisch, romanisch entwickelte sich die allgemeinere: überhaupt fremdländisch, einem fremden Volke gehörig; daher ist welschen (bei Fischart welschparlieren) = ausländisch, daher unverständlich reden. In Kärnten treten an Stelle der Wälschen die windischen Nachbarn, daher das Wort windischen, ähnlich wie in Schlesien polatschken, das ist reden

---

[1]) Heine, Florentin. Nächte (Werke, Hamburg 1884, 9, 94) sagt allerdings: wenn er die armen französischen Worte wie ein Henker radebrach. — Vergl. aus Weißes Überflüss. Ged. 1701, S. 137 (Als Monsieur Läppisch ein Mädgen zu tode complimentiren wolte):

Da steht der narr und knastert ihr
Sechshunderttausend eitelkeiten,
Die weder gicks noch gacks bedeuten,
Aus seiner lahmen zunge für,
Da fippert er und radebrecht
Die reden als ein schinder-knecht.

Digitized by Google

wie die Polen (oberhessisch pulatschen = laut sprechen). In Sachsen und Thüringen sagt man dafür polätschen, bolâken, bulbedschen. Für die damit verbundene allgemeine Bedeutung unverständlich reden gibt es auch noch die Ausdrücke: watschern, wutschern (eigentlich wačwač sagen wie ein Slave), kalmatschen, daulätschen, dullitschen, dillatschen, wobei das Dalschen mit einwirken mag, um das Kauderwelsch als für den Deutschen sinnlos zu bezeichnen.

Das Wort Kauderwelsch ist seit dem Ende des 16. Jahrhundert bezeugt (bei Fischart) und scheint von Südwestdeutschland ausgegangen zu sein, in Niederdeutschland sagt man dafür uckerwendsch, auch kauderwendsch. Fischart bietet in ähnlichem Sinne kinderwelsch und Moscheroſch krautwelsch, womit noch jetzt in Tiroler Tälern Unverständliches bezeichnet wird, wie zum Beispiel das Ladinische, wogegen man das Italienische klugwelsch nennt.

Der erste Bestandteil ist der süddeutsche Kauderer, das heißt Werg-, Flachshändler, Hausierer. Kaudern, d. i. Zwischenhandel treiben, hängt mit mittelhochdeutsch kûten tauschen, zusammen. Es hat zwar nichts mit dem tonmalenden kaudern (s. oben S. 19) gemein, mag aber vom Volke witzig damit in Verbindung gebracht worden sein, da es die welsche, in diesem Falle italienische Sprache der in Süddeutschland herumziehenden Hausierer als ein Geschwätz beurteilte, aus dem kein Vernünftiger klug werden konnte.

(Aus dem Italienischen stammt übrigens die in Süddeutschland häufige Stampanade, d. h. Prahlerei, von stampanare, und sich broglen = prahlen, ital. brogliare, wovon bei Mörike, Ges. Erz. 424 der Brogl-Wenz herkommt. Auch Larifari kann dem italienischen entstammen (den Notennamen la re fa re), falls der Ausdruck nicht lediglich ein harmloses Klangspiel darstellt, s. Andresen S. 315. Die dem Begriffe Kauderwelsch entsprechende Bezeichnung Gallimathias, die man gern als Verdrehung von Gallus Matthiae im Munde eines Advokaten erklärt, ist wohl wälsch im engsten Sinne des Wortes, nämlich galimafrée (engl. gallimawfrey) = Mischgericht von Speiseresten, s. Andresen S. 315.)

Dasselbe Urteil wie vom Kauderwelsch gilt vom Rotwelsch, welches schon im Mittelalter als Benennung für die Sprache der Bettler und Gauner auftritt und viele hebräische Worte enthält. In dieser Sprache bedeutet Rot Bettler. Zwar ist der Name Rotwelsch nicht zu ähnlicher Verwendung gelangt wie Kauderwelsch, aber es hat unsere Sprache durch eine Menge Wörter bereichert,

Digitized by Google

unter denen sich auch eine Anzahl von Ausdrücken für sprechen befindet. Da begegnen wir den Worten barlen (schwäbisch: das Kind kann schon alles parlen, vergl. parlieren), walen = undeutlich, in unbekannter Sprache reden, auch: die Gaunersprache reden; dafür auch die Zusammensetzung waldivern; der zweite Bestandteil (hebräisch perf. dibbêr von debar, reden) erscheint auch in der Mundart, zum Beispiel um Torgau als debbern = vor sich hinreden. (Bedibbert, bedebbert hat die Bedeutung eingeschüchtert, ratlos.) Die hebräische Mittelform medabbér mag dem mattiberen zugrunde liegen, wovon die Leipziger Redensart kommt: en Madabrich machen; dafür heißt es auch: „en Schlamassel", ein Ausdruck, der ebenso wie das Mauscheln vom hebräischen maschal stammen dürfte; in Thüringen bedeuten Schlamassen ein schwindelhaftes Geschwätz. Ähnlich heißt schmusen um Torgau schwindeln, wenn auch harmlos, in Thüringen beim Handel viel Worte machen, in Leipzig gemütlich plaudern, oberhessisch schmusig geschwätzig, der Ruf schmus! soviel wie: Heraus mit dem Geschwätz! (von hebr. schemuoth Neuigkeiten, Erzählungen). Der waldeckische Schawesschmus ist mit Schawes = Sabbath verbunden. Rotwelsch schäkern bedeutet falsch reden, lügen, was von unserem Schäkern nicht gilt. Wenn manche Forscher auch kohlen auf das hebräische kol, Stimme, Gerücht, zurückführen, so ist die Übereinstimmung doch nur Zufall. Enthält doch das Rotwelsch auch Ableitungen von deutschen Worten: wamsen = aufschneiden, wutteln schwätzen, bekaspern, abfinkeln u. a.

Doch ich will „nicht länger in Worten kramen". — Daß ich mit den besprochenen Ausdrücken, beiläufig 200, alle vorhandenen erschöpft hätte, wage ich nicht zu behaupten. Die ältere Sprache hat sicherlich noch mehr aufzuweisen, die auch in den Mundarten nicht fortleben, wie zum Beispiel töppeln unverständig, unbedachtsam reden (Zeiller, Epist. Schatzk. 404 a; vom mittelhochdeutschen top, tôbes, nicht bei Verstand, unsinnig); noch mehr bergen ohne Zweifel die Mundarten. In der Bedeutung sprechen gebraucht man in Schlesien meckern, vergl. bayrisch meckezen (auch von Menschen), in Köln bubbeln, in Elberfeld kalln (= englisch call), in Münster küre, in Rhoden küderen; für schwatzen gibt es in Eichstätt noch zehn oben nicht angeführte Ausdrücke (s. Zeitschr. für die deutschen Mundarten 3, 60 vergl. 4, 75 ff.), in Schlesien prätzeln (fränkisch bräteln, waldeckisch protelen) und trâren, in Schwaben baslen (Pasel eigentlich = Schund), schmalgen, basen (vergl. Klatschbase), haselören u. a., für

Digitized by Google

klatschen in Oberhessen noch wige, glabern, lire (Gelier = Geleier), in Leitmeritz ist Grunsch eine laute, lustige Unterhaltung, Gollversook ein dumm und viel redender Mensch 2c.

Die Ausdrücke, die unser Volk für die Tätigkeit des Sprechens geschaffen hat, legen auf einem besonderen Gebiete Zeugnis ab für den Reichtum unseres Sprachschatzes, den der Einzelne noch lange nicht genug kennt. Wer auch nur einmal einen Blick in die schier unerschöpfliche Fülle der deutschen Wortgebilde getan hat, muß nicht nur von Staunen, sondern auch von dem Wunsche ergriffen werden, sich dieses ererbte Gut durch eigenen Gebrauch anzueignen. Wir müssen nur den Reichtum unserer Sprache kennen, um für alles, was wir sagen wollen, das rechte Wort zu finden; wir haben es nicht nötig, bei Fremden zu borgen; und wie wir auch unsere Gedanken äußern wollen, wir finden allezeit genug Ausdrücke, die es uns ermöglichen, unter allen Umständen deutsch, d. h. volksmäßig[1]) zu reden.

---

[1]) Zwar erhebt K. Menge im Gymnasium VII, 521 Zweifel an der seit J. Grimm viel angeführten Ableitung und Deutung des Ausdrucks „deutsch reden", aber die von ihm dagegen verwerteten Wendungen latine loqui und en (bon) français, wozu noch Shakespeares speake german kommen konnte, umschließen kaum soviel als unser deutscher Ausdruck. Deutsch reden heißt nicht bloß zu Deutschen in der ihnen verständlichen Sprache sprechen, sondern das Wort deutsch zielt so sehr auf Tugenden und Untugenden des deutschen Volkes, daß sich darin sehr wohl ein dunkles Gefühl der Verwandtschaft von deutsch mit diot = Volk aussprechen kann. Über das Aufkommen von deutsch = volksmäßig s. Giesebrecht, Gesch. der d. Kaiserzeit 1, 1149. Zu den Stellen bei Kirchner, Parömiolog. Studien I, 15 f. kommen noch aus Schupps Schr. 156: „Verzeihet mir, daß ich deutsch und aufrichtig mit euch rede", aus Zeiller, Epistol. Schatzk. 74b: „Man soll mit Gott Spanisch, mit dem Fürsten Italienisch, mit den Weibern Französisch, mit den Feinden Teutsch reden. Gott hat mit Adam Teutsch geredet, als er ihn samt Eva aus dem Paradis gejagt. Der Teufel aber redete spanisch, da er Eva verführte"; ferner auch die deutschen Hiebe im Fiesko und der „redliche teutsche Trunk" Alamod. Technolog. Interim 1675, S. 302. Lehrreich ist auch die Stelle in Fischarts Nachtrab 1003:

„Weil sie dann kommen also grob,
So muß man ihn das Rappenlob
Ein wenig auf gut hochdeutsch sagen."

Digitized by Google

II.

Über den Bedeutungswandel der Wörter.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht Bd. 3 (1889) S. 307—332.

Worte sind nur leere Schalen, der Sinn ist alles! Wie wahr dieser Ausspruch Wielands (in seinem „Vogelsang") ist, kommt jedem zum Bewußtsein, der auch nur einmal den Versuch gemacht hat, sich bei den Worten etwas zu denken, die Worte sozusagen beim Worte zu nehmen. Der Inhalt, mit dem er sie im Munde verschiedener Menschen und Zeiten sich anfüllen gewahrt, ist so verschieden, daß, um mit Goethe zu reden, „Niemand den Andern versteht, daß keiner bei denselben Worten dasselbe, was der Andere denkt, daß ein Gespräch, eine Lektüre bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankenfolgen aufregt." (Dichtung und Wahrheit 16. Buch, Hempel 23, 7.) So versteht der „gemeine Mann" unter Offenheit die rückhaltlose Mitteilung aller Gedanken, die völlige Erschließung des inneren Menschen; dem „Staatsmann" dagegen ist offen sein soviel wie „nicht falsch sein wollen", d. h. nicht wissentlich Irrtümer hervorrufen — er kann aber neben den „offen" ausgesprochenen Zwecken noch andere, fernere verfolgen, für welche jene vielleicht nur erst die Mittel abgeben sollen. „Das Wort anständig lautet zweideutig im Ohre eines Edelmanns" (Rousseau, die neue Heloise, deutsch von G. Julius 1844, 1, 66), eine anständige Herkunft verbürgt ihm noch nicht die adlige, die ihm allein „ansteht", anständig ist ihm also dasselbe wie bürgerlich; wenn dagegen ein Bürgersmann eine anständige Ehe schließt, so bestimmt vielleicht ein „anständiges" Vermögen seine Wahl; gibt aber ein Bauer den Rat „Lassen Sie das nicht anständig werden!" so warnt er davor, eine Verletzung oder Wunde hinhängen zu lassen; im Schwäbischen ist anständig nie = dezent, sondern nur, was einem ansteht. Die edle Königin Luise

Digitized by Google

erschien dem niederdeutschen Landvolke als niederträchtig, d. h. leutselig; mit diesem Worte verbindet der Österreicher die Bedeutung verkehrsreich, öffentlich, z. B. wenn es in Anzengrubers Gewissenswurm heißt: „Mir wars auf der Landstraßen zu leutselig." — Noch mehr Verschiedenheiten stellen sich heraus, wenn man die Bedeutung eines Wortes in den verschiedenen Zeiträumen verfolgt: nicht nur um der veränderten Formen willen ziehen wir beim Lesen der älteren Dichter das Wörterbuch zu Rate. Wenn wir auch in dem Worte gesmac unsern Geschmack wiedererkennen, so wissen wir doch nicht, was wir aus der Verbindung der bluomensmac machen sollen, so lange uns verborgen bleibt, daß mhd. smac auch den Geruch bedeutet. Ja sogar Dichterstellen aus dem 18. Jahrhundert verstehen wir jetzt sehr oft falsch, bloß weil wir mit manchen Worten Bedeutungen verbinden, die ihnen vor hundert Jahren noch nicht eigneten. Treffende Beispiele hierfür bietet Hildebrand, Vom d. Sprachunterricht, 3. Aufl. S. 228 ff. Auch er machte, wie Canzler und Gellert, die Erfahrung, daß wir von den heutigen Wortbegriffen absehen müssen, wenn wir nicht Anstoß nehmen sollen an Stellen wie: „Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht", „Was uns alle bändigt, das Gemeine." Goethe traute dem Worte oft noch seine ursprüngliche Kraft zu, die uns jetzt verblaßt oder nach einer besonderen Richtung gelenkt scheint. Um so mehr müssen wir jetzt beim Lesen unserer Klassiker auf das einzelne Wort achten, das ihnen noch in seiner ganzen Bedeutungsfülle zu Gebote stand. Wir müssen da förmliche Untersuchungen über den Gebrauch eines Wortes bei Goethe u. a. anstellen (vergl. Herrigs Archiv 1896, Goethe-Jahrbuch 1898). Mit Recht sagte schon vor Goethe Gottsched (s. Hildebrand, S. 77): Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht — sein eigenes Deutsch, nicht nur das Fremdwörterdeutsch. Und hier ist noch so gut wie alles zu tun. Denn während heute die Vorgänge des lautlichen Wandels von vielen Sprachforschern mit großem Fleiße bearbeitet, in Ordnung und Gesetze gebracht sind, uns eine feste Grundlage für die Erklärung der Lautveränderungen gewonnen ist, haben nur wenige den Versuch gemacht, die Vorgänge des Bedeutungswandels gesetzmäßig zu begründen, so Whitney in seinem von Leskien übersetzten Buche: Leben und Wachstum der Sprache, und im Anschluß an ihn M. Geistbeck, Histor. Wandlungen in unserer Muttersprache, München 1881. Noch weniger ist ihnen dies gelungen, selbst denen nicht, die auf philosophischem, auf psychologischem Wege der Sache näher

Digitized by Google

kommen wollten (s. Zeitschr. für Völkerpsychologie, Bd. 5 und 6). Ein bestimmtes Gesetz, nach welchem Wandlungen des Sinnes der Worte eintreten, gibt es nicht, ebenso wenig in unserer Sprache wie in fremden, seien es neue oder alte. (Über den Bedeutungswandel im Griechischen handelte Wölfflin, Neue Jahrbb. f. Phil. u. Päd., 138, 76 ff.) Man redet von Lautverschiebung als einem klar umgrenzten Begriff — ein entsprechendes Gesetz für die Verschiebung der Wortbedeutung aufzustellen, hat noch niemand auch nur versucht. Was wir feststellen können, sind lediglich gewisse Vorgänge, die bei einer Anzahl von Worten wiederkehren, ohne daß wir aber den Grund dafür jedesmal bestimmt anzugeben oder von gesetzmäßigen Erscheinungen zu reden vermöchten.

Gewiß ist, daß trotz alles Wechsels und Wandels doch auch des Festen, von Anfang an Bestandenen ein gut Teil in einer Menge von Wörtern vorhanden ist. Alles was der ersten und nächsten Umgebung des Menschen angehört, was ihm durch die Geburt zuwächst und worauf er in den ersten Lebensjahren hingewiesen wird, erscheint meist als Bleibendes in der Sprache eingewurzelt. So z. B. die Namen der Eltern und nächsten Angehörigen: wie die Kinder von heute, so wußten schon die der homerischen Helden, wen sie mit dem Anruf Pappa und Mamma meinten.[1]) So sind auch alle Ausdrücke, welche sich auf die natürlichen Verrichtungen des Körpers beziehen (man vergl. nur Wurzeln wie perd ꝛc.), die Bezeichnung der Gegenstände, welche die erste Umgebung in der Kindheit bilden, durchaus eindeutig. Erst später, wenn die Bedürfnisse sich mehren, wenn die Kultur Abänderungen oder Neues herbeiführt, ändern sich auch die alten Wortbedeutungen, oder die Wörter schwinden ganz, indem sie neuen Platz machen. Nach tausenden zählen allein seit der mittelhochdeutschen Zeit die Wörter, welche, wie z. B. Minne mit seinen zahlreichen Ableitungen, ganz außer Kurs gekommen sind und dem jetzigen Sprachschatze gänzlich fehlen, entweder weil sie durch andere, vielleicht durch fremde Eindringlinge ersetzt wurden, oder weil die Dinge, die sie bezeichneten, abhanden gekommen sind. Andere dagegen haben ein durchaus anderes Gepräge erhalten, sie laufen jetzt noch um, aber in einem vom früheren gänzlich verschiedenen Werte.

[1]) Bereits M. Sam. Rud. Gerstäckers Dissert. philol. de blanda Gallorum Compellatione Papa usu hodie inter nos accepta. Leipzig 1708 kommt zu dem Schlusse, daß Papa ein „natürliches Wort" sei, vergl. Gottscheds Beyträge zur Crit. Historie 1, 527 f.

Digitized by Google

Vor allem findet eine Einschränkung des Bedeutungsumfanges statt. Anfang und Ende, d. h. die äußersten Punkte in Raum und Zeit, drückte ehedem das eine Wort Ende aus, ebenso bezeichnete Ort den Anfangs- und Endpunkt.[1]) Unser Wort Ehe bedeutet eigentlich lange Zeit, Ewigkeit, eine lange Zeit geltende Ordnung oder Feststellung (die alte und die niuwe ê = altes und neues Testament),[2]) kurz Bündnis, Gesetz, Recht. Wir haben das Wort auf eine Art von gesetzlicher Verbindung beschränkt, ganz wie Hochzeit nicht mehr im Sinne von hochgezît alle Feste, sondern nur ein bestimmtes meint. So verengerte sich im Griechischen (und gleichlaufend im Hebräischen und Ägyptischen, s. Gruppe: Griech. Mythen 1, 167. 170 Anm.) ὥρα = Zeit zu der Bedeutung Frühling, Jugend, ja die Horen sind gar bloß Stundengottheiten. Getreide ist seiner Abstammung nach alles, was getragen wird, wie Kleidung, Gepäck, Last, auch was der Erdboden als auf ihm gewachsen trägt, wie Blumen und Gras, keineswegs nur die Körnerfrucht. Wie wir noch sagen: vom Schwerte, von der Feder leben, so lebte man sonst vom Pfluge: pfluoc bedeutete aber allgemein das Gewerbe, den Beruf, ja den Lebensunterhalt. Das Dach war allgemein das einen Gegenstand Bedeckende, die Decke, das Verdeck, der Mantel sowohl als das Dach; vedere unde dach = Pelzwerk und Überzug. Wer würde heute ein Dach mit einem Überzieher verwechseln? Unter fahren verstehen wir jetzt meist nur eine Fortbewegung mittels Wagens oder wir verbinden den Sinn einer schnellen, auch wohl unruhigen Bewegung damit in Wendungen, wie: „der Blitz fährt hernieder", oder: „fahre nicht so mit den Händen herum". Wie oft aber muß das alte varn mit gehen übersetzt werden: es drückte jede Bewegung von einem Orte zum andern aus. Das varnde guot ist wie unsere fahrende Habe aller bewegliche Besitz (Mobilien), und die Himmelfahrt brauchte keineswegs zu

---

[1]) Noch sagt der erzgebirgische Bauer (in Schmiedeberg): In der Mitten stihn de klenn, obr an Ort de grußen.

[2]) Scheraeus, Geistl., weltl. u. häußl. Sprachschule 1619, S. 125: Das Wort Ehe hat vor Zeiten geheissen ein Gebot, wie zu lesen im Buche Weichbild, im anfang der Chronikk von erschaffung der Welt: Da ward den Juden die Ehe gegeben am 50. Tage nach Ausgang aus Ägypten: Item die Ehegebung bedeutet daselbst auch die zehen Gebote. Ehehafft, causa legitima, eine richtige und ehrliche vrsache, die jemand als ein selbst redendes Gebot Daheim verhafftet vnd zu gewisser zeit vnd Ort zu erscheinen zurückhelt.

Digitized by Google

Wagen vollzogen zu werden, die Maler also sich nicht den Kopf zu zerbrechen über das Gefährt, welches dabei nicht verwendet wurde.[1]) — Wollte man im Mittelalter den Handwerker bezeichnen, den wir jetzt Gerber nennen, so mußte man die Zusammensetzung lëdergarawo gebrauchen, falls man nicht lederer sagte; gerben hatte ursprünglich die allgemeine Bedeutung bereiten (gar machen, vergl. die Gare, die nur noch in der heutigen Gerberei vorkommt); man konnte z. B. ein Bad gerben, die Gerbekammer war der Ort, wo der Priester sich zurecht machte, also die Sakristei. Nur in den Mundarten lebt noch die allgemeine Bedeutung des Eigenschaftswortes gar = bereit, fertig z. B. in der Redensart „'s ist noch nicht gar", das Schriftdeutsche gebraucht es nur von Speisen, und die Garküche wieder ist eine Speisewirtschaft nur für die ärmeren Schichten.

Der Einschränkung und Verengerung der Bedeutung ist die Erweiterung des Sinnesumfangs der Worte entgegengesetzt. Unser Arbeit ist ursprünglich nur das Wirken auf dem Grundeigentum, Feldbestellung. Wenn es nun schon im Gotischen Beschwernis, Mühsal überhaupt bedeutet, so sind unsere Arbeiter zum geringen Teile Feldarbeiter, auf keinen Fall aber Landwirte. Rivalen sind zunächst Bachnachbarn, Bauern, die einen Bach als gemeinschaftliche Grenze besitzen. Grenzstreitigkeiten machen aus ihnen Nebenbuhler — und das sind heute nicht bloß Bachanwohner. Auch ködern wir jetzt mit noch ganz anderen Dingen als Regenwürmern: unter Köder hat man aber eigentlich die Lockspeise am Angelhaken der Fischer zu verstehen.[2]) Das Wort elend, mit dem wir den höchsten Grad der Armut, des Unglücks oder sittlicher Verworfenheit bezeichnen, bedeutete in alter Zeit weiter nichts als „in einem andern Lande", daher fremd, verbannt. Ein Wirt konnte seinen Wein anpreisen als ellenden win. Mhd. getiht endlich war nur die schriftliche Aufzeichnung, später wurde es Ausdruck

[1]) Er. Alberus, Dictionarium novum 1540 (s. Weimar. Jahrb. 5, 107 ff.), Bl. Rr stellt zusammen: Vorfarn, ascendo ich far hinuff, descendo, sido hinab (zur Hölle), insurgo ich far vff in zorn; er fur mich an; ich laß farn, es ist mir entfarn, periculum far, experior ich erfahr, contingit widderfar, es widderfert, begibt sich cf. ich begeb mich in far. Bl. bb: posteri die nachfarn, die nach ihren vorfarn kummen.

[2]) In Kiel und Hannover bezeichnet das demselben ahd. querdar entsprungene Wort Quäder einen Hemdkragen.

Digitized by Google

für Dicht- und Kunstwerk, ja für Erdichtung, Lüge, Fälschung, Betrug, also für Schriftstücke, die jetzt gern apokryph genannt werden. Heute ist das Wort Gedicht wieder eingeschränkt. In gewissen Kreisen großer Städte, im Militär, unter den Studenten sind zu Zeiten gewisse Wörter und Redensarten im Schwange, denen eine unverhältnismäßig weite Bedeutung gegeben wird. Sie kommen bei jeder Gelegenheit zur Anwendung und verdrängen die bestimmte und eigentümliche Ausdrucksweise. So gebrauchte man in Berlin eine geraume Zeit propper als lobendes Eigenschaftswort für alle möglichen Dinge, ebenso verwenden wir das Wort faul, um Dinge, Personen, Verhältnisse, gleichviel ob in sittlicher oder natürlicher Hinsicht zu tadeln. Was ist heute nicht alles nett oder gelungen, was nicht alles tadellos oder schneidig! Solche Worte werden deshalb so gern und allgemein gebraucht, weil sie auch dem seichtesten Schwätzer ohne weiteres zur Verfügung stehen und dabei leicht den Schein des Witzes gewinnen. Denn jede zu häufige und darum in dem einzelnen und besonderen Falle unerwartete Wiederholung desselben Wortes wirkt komisch, wie eben alles Dumme komisch wirkt; es ist die wohlfeilste Art witzig zu sein, freilich auf Kosten der Sprache, da diese Modewörter (vergl. Lazarus, Das Leben der Seele 2, 330. 163 Anm.) alle eigentümliche Ausprägung des Gedankens verwischen — so und so viele andere Wörter stehen unbenutzt im Wörterbuch für die, welche derartige Torheiten mitmachen.

Hätten wir hiermit auch einige Vorgänge allgemeinerer Art bezüglich des Bedeutungswechsels festgestellt und beleuchtet, so lassen sich doch bei weitem nicht alle Fälle durch sie begreifen,[1]) vor allem besteht kein nach Ursache und Wirkung erkennbares Gesetz, welches erklärte, warum dieses Wort seine Bedeutung verengerte, jenes sie erweiterte. Es hat zwar eine besondere Art des Bedeutungswandels, nämlich desjenigen nach der schlechteren Seite Veranlassung zu psychologischer Erklärung gegeben. Durch eine große Anzahl von Fällen läßt sich die Tatsache belegen, daß mit der Zeit die edelsten und schönsten Worte einen unedlen, niedrigen, oft sogar schimpflichen Inhalt gewonnen haben, neben welchem im günstigsten Falle noch der ursprüngliche edlere herläuft. Wie ein Kleid schmutzig

[1]) Goethe, Dichtung und Wahrheit 9. Buch (21, 151) sagt allerdings ohne Einschränkung: Es läßt sich alles behaupten, wenn man sich erlaubt die Worte bald im engeren bald im weiteren Sinne zu gebrauchen.

Digitized by Google

wird durch täglichen Gebrauch, wie Münzen ihren Glanz verlieren durch Abgreifen, so verblaßt auch oft der Glanz, mit welchem die Worte ehedem durch einen edlen Begriff umstrahlt wurden. Der durch einen bestimmten Fall veranlaßte und mit einem bestimmten Sinn verbundene Ausruf in Jean Pauls Siebenkäs (10): „Wie nehmen manche Worte, an sich anfangs unschuldig, ja süß, erst auf dem Lager der Zeit giftige Kräfte an, wie Zucker, der dreißig Jahre in Magazinen gelegen!“ dieser Ausruf läßt eine ganz allgemeine Anwendung zu. Eine Verschlimmerung der Bedeutung kommt sogar bei Wörtern vor, die als Bezeichnungen für Natürliches vor dem Wandel geschützt sein sollten: im Angelsächsischen z. B. galt saufen nicht für unedel auch von Menschen. (Wer dächte übrigens beim Soupieren daran, daß dieses Wort auf einem Stamme mit saufen gewachsen ist?) Stinken wurde in der alten Sprache mehr von Wohlgerüchen gebraucht als von üblen, worauf schon Martin Zeiller[1]) hinweist in seiner Epistolischen Schatzkammer 1683, 672 ff., und noch Erasmus Alberus hat 1540 in seinem Dictionarium (niij^b) bei dem Worte olidus die Verdeutschung: das wol oder übel stincket. Derselbe Alberus setzt (Dict. aij^b) zu facetum dictum die Verdeutschung ein gutter boß, ebenso zu nugalia bossen, was man mit unserm „jemandem einen Possen spielen“ vergleiche,[2]) und ebenda das Wort Schimpf in gleiche Bedeutung mit iocus Schwank, Scherz, wie ja auch eine bekannte Schwanksammlung des 15. Jahrhunderts den Titel Schimpf und Ernst führte: unsere Verbindung „Schimpf und Schande“ bietet keinen Gegensatz mehr (vergl. volkstümlich schimpfen = zanken). Wenn er Bl. ii$_4{}^b$ als Beispiel für „media vocabula, quae sumuntur in bonam et malam partem“, nobilis edel und unedel, schendlich aufführt, verdeutscht er ii^b nobilis durch rüchtig, während der ignobilis und infamis nach ihm ein böß gerücht hat. Unser berüchtigt hat sich aber schroff geschieden von

[1]) Die zahlreichen Schriften dieses vielbelesenen und bewanderten Mannes enthalten manche wertvolle sprachliche Bemerkung, auch war er sehr bedacht auf Sprachreinigung und Verdeutschungen, vergl. besonders seine Miscellanea, S. 464 ff., 588 ff., Epist. Schatzk. 263 ff., 382 ff.

[2]) Possenreißen bedeutet eigentlich Gestalten entwerfen; allerdings waren die auf ital. bozzo, franz. bosse zurückgehenden Possen an Brunnen 2c. schon im 15. Jahrhundert mehr seltsam und verzerrt als schön. Vergl. in Goethes Dichtung und Wahrheit 8. Buch (Hempel 20, 68) Suiten reißen und volkstümlich Schwieten machen.

Digitized by Google

berühmt, und die Scheidung scheint sich bereits zu Zeillers Zeit zu vollziehen, wenigstens sagt dieser (Schatzkammer 392a): Berüchtigung ist soviel als **fama**, so nicht aus losen, leichtfertigen und abgünstigen, sondern aus tapffern und unverdächtigen Leuten ihren Ursprung haben soll. Der Trotz wird von uns bekämpft, während trotzen „etiam in bonam accipitur als gegen den teuffel und seinen Anhang trotzen, ich trutz vff Christum“ (Alb. KK^{b}). [Zeiller läßt sich (430a) auch das Wort Schuft „so die Sachsen den Edelleuten geben“ nicht entgehen, welches besonders die Geistlichen gern von hebräisch schophet = Richter herleiteten, so Scheraeus: Geistliche, weltliche und häußliche Sprachenschule 1619, S. 120: „Tschufft, ein Richter, Regierer, Verweser der Gerechtigkeit. Ein herrlich Wort, nur das es wenig verstehen . . . Von demselben scophat sollte auch Schöppe kommen (lat. scabinus),“ desgleichen Sebaldus, Historischer kurzer Extract Wittenberg 1655 (vergl. Wurzbach, Historische Wörter ꝛc. S. 319).]

Im Mittelalter war das Wort Wucher ganz edeln Sinnes: Zuwachs, Ertrag an Früchten, Fruchtbarkeit, Gewinn, dann Ertrag von ausgeliehenem Gelde. In Verachtung scheint es aber schon zur Zeit Simon Rots gewesen zu sein, der in seinem Dictionarius v. J. 1573 sagt: „Jüdlen nennen wir wuchern, darumb das der Juden sonderlicher brauch ist, das sie sich des wuchers betragen vnd schier am maisten darmit erhalten. (Nun habens die Christen auch von jenen gelernet vnd künnens etlich so wol als die Juden selbs oder baß, wie sie den Judenspieß sollen brauchen.)“ Doch weist Alberus (O o$_4$) bei dem Worte Pension foenus (i i 4 pensio domus hauszins) auf das Wort Wucher, und im natürlichen Sinne wird noch unser wuchern von Pflanzen gebraucht. Auch die „geilen Triebe“ gingen ehedem nur auf die wilde, üppige Kraft, die sich des Lebens freut. Im 18. Jahrhundert wies Loën (Kl. Schriften 1, 47) darauf hin, daß Hochmut eigentlich „ein hoher Mut sei, der einen edlen Geist belebet und denselben zu großen Taten antreibt“. Tatsächlich haben denn auch hôchmuot und hôchvart lange zwischen gut und bös geschwankt. v. Gemmingen, Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken 1753 (vergl. auch Schubarts Teutsche Chronik 3. Jahrgang, S. 567, L. Meister Beiträge 1, 271f.) ruft: „Was kann ein Schriftsteller davor, wenn über 200 Jahre die Schönen über ein Wort erröten, was zu seiner Zeit Mode war? Ein gewisser Teil des Körpers darf von keinem ehrbaren Menschen

Digitized by Google

genannt werden. Das Wort Pfaff hat nunmehr in ganz Deutschland eine verächtliche Bedeutung. Wer weiß aber nicht, wie herrlich ehedem die Bedeutung dieses Wortes war ... Schalk bedeutet nunmehr einen Spitzbuben, ehedem aber einen Diener, ja königlichen Minister" 2c.

Ausführlicher spricht über diese Art des Bedeutungswandels Stosch in der Berliner Monatsschrift, Juli 1783 und führt als Beispiele an: Aas von essen, Elend, Finanz, Fräulein (ehemals = Prinzessin, „jetzt zum fahrenden Fräulein herabgesunken"), frech, Gesell, krank, Schelm, Liebste („letzteres fange schon an verächtlich zu werden",[1]) nach Rüdiger (Neuester Zuwachs der teutschen Sprachkunde 3, 86 ff.) „meist bekannte Sachen"; ebenda zieht Nemeitz die Wörter Parasit, Tyrann, Sophist, Pfaff, Schuft, Menscher u. a. herbei, die alle ursprünglich eine bessere Bedeutung gehabt hätten; Hillmer in seiner Schrift: Bemerkungen und Vorschläge zur Berichtigung der deutschen Sprache 1793, S. 92 sagt: „Auch die deutsche Sprache hat es erfahren und erfährt es noch, daß der Wert der Wörter wie des Geldes steigt und fällt. Bekanntlich waren die Namen Junge, Bube, Bengel, Kerl, Schalk, Halunk (daher Halunkentisch itzt Marschallstafel) in ehemaligen Zeiten ehrbare, ja edle Benennungen. Schimpf, trotzig, niederträchtig, hochmütig war das, was itzt Scherz, mutig, demütig, großmütig ist."

Es war Reinhold Bechstein, welcher meines Wissens zuerst (in Pfeiffers Germania 1863) auf Grund dieser Erscheinung von einer deterioristischen Neigung, einem pessimistischen Zug unserer Sprache redete. Er meinte, es möchte sich in dem Sinken der Bedeutung jenes Gefühl der Unzufriedenheit und der mißtrauischen Vorsicht kundgeben, welches den Pessimismus rechtfertigt. Er wies auf die Entwicklung eines Volkes hin, das sich aus kindlicher Unbefangenheit und heiterer Unschuld heraus mit den Jahren und mit der fortschreitenden Bildung ein strengeres und kälteres Urteil aneignet, dessen Lebensanschauungen reifer und trüber werden und mit der Ausbildung der geistigen Kräfte auch den Spott großziehen. Wir hätten sonach den Verlust des Paradieses noch einmal in der Sprache durchgemacht.

[1]) Noch früher, in dem Büchlein „Der große Titul-Mann" v. J. 1690 heißt es S. 4: „Das Wort Liebste ist auch so gemein, daß es die Bauern und Bettler jetzo brauchen."

Digitized by Google

Aber wie viel Richtiges auch der Vergleich des Volkes mit dem Leben des einzelnen Menschen haben mag, wie wahr es auch ist, daß reifere Verstandesbildung, geschichtliche Erfahrung, trübe Erlebnisse des ganzen Volkes oder größerer Teile desselben, geistige und religiöse Umbildungen, Zerwürfnisse, Parteiungen im Volke den größten Anteil daran haben können, den Worten eine andere Richtung, eine oft schlechtere Bedeutung zu geben; durchschlagend und für alle Schattierungen an Wechsel und Veränderung der Wortbedeutungen entscheidend sind sie so wenig, daß sich eine Menge Wörter vorfindet, deren Bedeutung sich ebensosehr nach der besseren, sei es edleren, vornehmeren oder geistigen, sittlichen Seite hin geändert hat, so daß wir dem Pessimismus mit vollem Rechte einen Optimismus entgegenstellen können, wenn überhaupt mit solchen Schlagwörtern etwas gewonnen ist (vergl. Sachse in Herrigs Archiv 50, 439).

Wenn Alberus (ii4b) Böswicht, böser Bub zusammenstellt mit lecker, schalck, ertzschalck, schalckhafftig, voll schalckes, voller laster, so muß man sich höchlichst wundern, einmal, daß wir einen losen Schalk jetzt ganz gern sehen, ganz wie den Schelm,[1]) und daß der Marschalk, der ehemalige Roßknecht, schon in früher Zeit auch den Gebieter des Reisetrosses und heute die höchsten Würden bei Hofe darstellt. Wenn Schalk immer nur dem Schalksknecht der Bibel

[1]) Es war ein Irrtum von Stosch, wenn er Schelm unter die herabgekommenen Wörter setzte. Schon die von ihm angegebene Bedeutung Leiche bezeichnet eine Veredelung gegenüber der ursprünglichen = Pest, Seuche; Aas; vergl. cadaver, todter leib, schelm, aß (Alb. Dict. Cib), ignavus sordidus ein schelm (Eeb). „Caspar Lerch von Dürmstein: De ordine Equestri German. in fundam. 2. Summ. 168 sagt, daß alle Teutschen hochgeachtet, was der Adel . . . versprochen und dahero einen Brüchigen einen Schelmen gescholten, der, als ein stinckend todtes Aaß von den ander und Lebendigen solle abgesondert seyn" (Zeiller Schatzkammer 23b). „Man kann mit keinem Worte einen Menschen mehr touchiren und iniuriren, als mit dem Worte Schelm. Schelmen und Diebe setzt man zusammen." (Der gr. Titul-Mann 1690 S. 144ff.) Bemerkenswert ist allerdings die Fortsetzung dieser Worte: „Wie wenn ich aber beweise, daß das Wort Schelm vor diesem eine Name sei und ehrliche Leute, so also geheißen, denselben geführet? Die Stadt Spayer hat u. a. Dienern angenommen Heinr. Schelmen von Gundelsheim; Schelm von Bergen wurde zum Turnier zugelassen;" bemerkenswert auch die Stelle im Alamodisch-Technolog. Interim 1675 (s. Goed. 3², 225) S. 354: „Wir haben in unserm Gericht (= Bezirk) Ehrenwegen in jedem Dorffe unseren eigenen Schelm: wenn unser abgehet, habe ich die exspectans darauff und bin der fürnehmste im Dorfe ausser dem Pfarrherrn."

Digitized by Google

gegolten hätte, wie wäre dann der schon von Zeiller (403a) richtig erklärte Name Gottschall, Knecht Gottes, möglich geworden?[1]) Wir haben weder Pfannenschalke (= Küchenjungen) mehr, noch Stiefelschalke, sondern nur Stiefelknechte. Unsere Knechte aber besitzen nicht nur weit angesehenere Vorfahren — so heißt Parzival „ein tumber kneht", d. h. ein junger Rittersmann, Fridolin „ein frommer Knecht", obgleich er doch über eine Bildung verfügt, die ihn weit über Knechte erhebt —, noch jetzt können sie geradezu Ritter zu ihren Vettern zählen in den englischen knights. Wenn ferner das Wort Kopf zunächst ein Trinkgefäß, einen Becher bedeutete, wie wir noch von „Tassenkopf" reden, und Maßbezeichnung wurde (ein kopf weins, pirs), so ward es im 13. Jahrhundert gewürdigt, die Hirnschale und schließlich unser Haupt zu bedeuten. Welche Verfeinerung vollzog sich an dem mhd. wünne! Aus dem Wiesenlande wurde die Augenweide, das Beste, das Schönste, die Lust, die Wonne. Im Mittelalter konnte man demnach noch nicht von Titus als der „Wonne des Menschengeschlechtes" sprechen. Bedeutungsvertiefung oder -Verinnerlichung liegt vor in Tugend: im Mittelalter bezeichnet tugent Kraft, Macht, man spricht von der tugent eines steines, von der balsemtugent; bei Hartmann und Wolfram ist tugent eine der Fertigkeiten, durch welche der Mann seine Bildung bewährt; sie grüezte in mit tugenden (= zühten) will sagen: mit feinem Anstand; es ist ferner das feinere Gefühl, aus welchem wohlwollende Teilnahme hervorgeht, und sehr selten, was wir mit Tugend bezeichnen: erst in den Predigten Bruder Bertholds hat es den moralischen Sinn der Tüchtigkeit. Auch das Sprichwort „Jugend hat keine Tugend" meinte eigentlich nur die körperliche Tüchtigkeit. Laster bedeutet nur, was die Ehre kränkt (die ältere Bedeutung Schmach, Schimpf lebt noch fort in lästern), Liebe nur die subjektive Empfindung des Wohlgefallens, Freude, Lust.

So wie neben dem deutschen Knecht der englische knight steht, sind auch innerhalb des Deutschen selbst manche Wörter bloß in gewissen Kreisen in Mißachtung geraten, während andere Kreise, besonders die Mundarten, sie arglos in harmlosem Sinne brauchen. Dies bemerkte schon Hillmer. Seine Beobachtung „auch nach den

[1]) Lizelius, Hist. Poet. Graec. Germaniae 1730, S. 77 sagt, den Godeschalcus Praetorius hätten viele „einen gottlosen Schalck" und deshalb er sich selbst Abdias genannt.

Digitized by Google

Gegenden ist der Wert vieler Wörter verschieden" (S. 93) stützt er auf den Gebrauch des Wortes Mensch. „Das Mensch ist in Sachsen eine prostituée, devergoudée, in anderen Provinzen jedes ehrliche Dienstmädchen. In Graubünden spricht man von einer Gräfin: „sie ist ein schönes, laides Mensch." „Sonderlich in den österreichischen Landen wird die ledige Weibsperson Mensche genennet",[1]) sagt Zeiller (399 b) und knüpft daran die Bemerkung, daß Menschen „durch Versetzung der Buchstaben schämen heisset, dessen Weibspersonen sich sonderlich befleissen", ja im „Politischen Passagier" von M. J. R. 1684 S. 196 nennt Alvaredo seinen Freund ein unvorsichtiges Mensch (wir wir etwa Menschenkind gebrauchen).[2]) Eigentlich ist ja Mensch weiter nichts als abstrakte Weiterbildung von man: daz mennische = humanum, alles was menschlich, was Mensch ist. (Wer dächte, daß unser anderes Verachtungswort Weibsen auch ein solcher abgezogener Begriff ist? Er geht zurück auf wibes name, alles was den Namen Weib [vergl. Mannsen: Mann] trägt, Weiblichkeit, Begriff des Weibes, also die Idee, das Ideal des Weibes!) Auch unter einem lüderlichen Menschen kann je nach der Landschaft Verschiedenes verstanden werden, „in den meisten Gegenden ein Wollüstling, in einigen anderen ein unordentlicher: er ist in allen Sachen sehr lüderlich" (Hillmer a. a. O.), ja im Erzgebirge und im Vogtlande wird das im Munde des Gebildeten unmögliche Wort Luder[3]) wenn nicht geradezu als Kosewort, so doch im Tone der Bewunderung gebraucht. Der Bube ist dem Norddeutschen ein Bösewicht, in Süddeutschland harmlose Bezeichnung

---

[1]) Noch heute bezeichnet in Schlesien Mensch das unverheiratete Weibsbild ohne verächtlichen Sinn, wie Kalle, d. i. Kerl eine unverheiratete Mannsperson; „war ke Weib hot, is ke Moan, sulche Leute nenna mir ledige Kalle," Germanist. Abhandlungen 12, 161.

[2]) Nemeiz, Verm. Gedanken 1739, 2, 45: Heutiges Tages versteht man durch die Menschen schon sequiorum sexum dubiae fidei in puncto sexti. 4, 87 meint er, der harmlose Gebrauch dieses Wortes sei den Niedersachsen zu gut zu halten, „denen zarten sächsischen Ohren" werde es freilich rauh und seltsam vorkommen.

[3]) Es bedeutet eigentlich ganz dasselbe wie Schelm: gefallenes Tier, bei den Jägern Lockspeise; der Schelm hat das Glück gehabt emporzukommen („kleiner lieber Schelm"), während das arme Luder immer mehr gesunken ist. Auch der Racker, eigentlich = Schinder, vergl. sich abrackern = sich abschinden, wird nicht bloß als Schimpfname gebraucht, „ein kleiner Racker" kann geradezu Kosewort sein.

Digitized by Google

eines Knaben, umgekehrt ist für jenen Bengel kein Schimpfwort, und der Niederdeutsche findet mit Staunen sein heimisches düster, dröhnen, dreist in unserm Bücherhochdeutsch als edlere Ausdrücke gebraucht.

Durch alles dies wird die Meinung, als wohne den Wörtern an sich eine pessimistische Neigung inne, vollständig widerlegt, nicht einmal diejenige hält völlig stand, nach welcher mit der Verschlechterung von Zuständen und Sitten auch die Worte im Werte sinken. Wie könnten sonst ganzen Schichten des Volkes viele solcher gesunkenen Wörter noch dasselbe Gute sagen, was sie von Anfang an in sich schlossen? Es bleibt daher immer zweifelhaft und mißlich, aus dem Wortbestand einer Sprache ohne weiteres auf die Sittlichkeit eines Volkes Schlüsse zu ziehen (es müßte denn in so eindringender und gediegener Weise geschehen, wie es O. Kares tut in seinem namentlich für Lehrer des Deutschen höchst empfehlenswerten Buche: Poesie und Moral im Wortschatz, Essen 1882). Allerdings pflegen nach großen staatlichen Umwälzungen nicht bloß viele Bezeichnungen des öffentlichen, sondern auch viele Ausdrücke des häuslichen und sittlichen Lebens ihre Bedeutung so zu verändern, daß diese fast als das Gegenteil der früheren erscheint (Beispiele hierfür bietet Bechstein), aber wir dürfen deshalb nicht geradezu auf einen bestimmten sittengeschichtlichen Vorgang schließen, z. B. wenn das Wort schlecht einstmals Gutes bezeichnete, so daß es bei Freidank von Gott heißt, er tue nichts als Schlechtes.

Wörter erfahren eine Bedeutungsänderung insofern, als der Begriff, den sie vormals bezeichneten, später schärfer oder von einer anderen Seite aufgefaßt wurde. Was im Mittelhochdeutschen als schlicht, ungekämmt, ungekünstelt, wird von uns als geringwertig, als gewöhnlich (Alberus rriij: schlecht vulgaris), als schlecht, was dort noch als kühn, von uns als frech,[1]) was dort als unerschrocken, verwegen, von uns als Frevel, was dort als niedriggestellt, von uns als niederträchtig, was dort als des Erbarmens würdig, von uns als erbärmlich aufgefaßt (dem französischen misérable ist es ebenso ergangen). Bei Alberus (i^b) ist eynfeltig noch ganz und gar gleich

[1]) Schon im 14. Jahrhundert trat der Begriff des Vordringlichen, Anmaßlichen so vor, daß im 15. Jahrhundert kein Held lobend genannt werden konnte, wie einst der kühne Gahmuret: der kiusche und der vrehe, vergl. unser dreist und gottesfürchtig. — Vrevel war der Mut, der zu Gutem wie zu Schlimmen antreiben kann, dann übermütige Gewalttat.

Digitized by Google

simplex, schlecht, nudus, inaffectatus, Schupp dagegen (Schr. S. 161) stellt schon fest: „Einfalt und Alberkeit ist nicht alsbald Frömmigkeit", er will also keine Verwirrung der Begriffe, wie sie in dem Beispielsprichworte vorliegt: „O! heilige Einfalt, wie alber, sagte jener Richter, als ihm das Bild der Gerechtigkeit gezeiget wurde." (Alamodisch-technolog. Interim 1675, S. 462; vergl. S. 289: „Ach! heilige, gute Einfalt!" die an die Macht des Teufels glaubt). Lessing will die wahre Empfindung sondern von dem Begriffe empfindlich, der eine fehlerhafte Eigenschaft bezeichnet, und bereichert 1768 die Sprache durch das neue Wort empfindsam (vergl. auch E. Schmidt: Richardson, Rousseau und Goethe S. 319). So bringt das Streben nach Klarheit, ja der Gerechtigkeitssinn, nicht aber Neigung zum Schlimmen, neue Wörter hervor, durch welche bisher gebrauchte entwertet werden. Dies halte ich für den vornehmsten Grund für die hier ins Auge gefaßte Erscheinung.

Die Bedeutung der Wörter war ursprünglich noch weniger entschieden ausgeprägt: man behalf sich mit einer geringeren Menge, eines konnte und mußte deshalb mehrere Bedeutungen in sich schließen. So nennen Kinder und Ungebildete, deren Wortschatz noch gering ist, eine ganze Reihe von Dingen gut oder schlecht, wo der Gebildete sich bemüht, genauere Bestimmungen zu geben. Von Schülern, die nichts Näheres wissen, hört man Antworten wie: „Nero war ein schlechter, ein böser Kaiser, Cäsar kämpfte gut und tapfer," die Bauern sprechen von Korn und meinen mit diesem Allgemeinbegriffe den Roggen, und alle Leute klagen über das „schlechte" Wetter, mag es der Wetterkünder (Prognostiker) bezeichnen wie immer er will.

Mit dem Reichtum fängt auch feinere Auswahl der Wörter an: je mehr Wörter ein Kind kennen lernt, je mehr es zunimmt an Alter und Einsicht, desto bestimmter wird es auch im Reden werden, es sondert die Ausdrücke genauer, schränkt sie auf engere Begriffe ein oder bezieht sie auf mehrere Einzeldinge, falls es übereinstimmende Merkmale an ihnen erkannte. Damit stimmt auch der Umstand überein, daß die Wörter mehr und mehr an Sinnlichkeit einbüßen: im Kopfe des Menschen übertragen sich die Bezeichnungen von Dingen des Raumes auf solche, die nicht der Anschauung angehören, und dabei geht ihnen die ursprüngliche, sinnenfällige Meinung leicht verloren: wer neben mir steht, steht eigentlich en ebene, d. h. in gleicher Ebene mit mir, wer mir Gnade oder Huld erweist,

Digitized by Google

steht höher als ich, wie das der Zusammenhang zwischen genade und nieder, zwischen hulde und Halde dartut. Der Kummer, kumber (vergl. französisch combre), ist eigentlich der Schutthaufen, Verhau, die bedrängte Lage, dann alles was Bekümmernis macht;[1]) lernen heißt dem Geleise, der Spur jemandes folgen, also ihm nachahmen; wie begreifen (comprendre, comprehendere), beruht auch schließen (concludere) auf sinnlicher Anschauung (es liegt das Bild des zusammengeschlossenen Ringes zugrunde), ebenso verstehen (englisch understand), sich unterstehen wie unterziehen (ὑποστῆναι); erörtern bedeutet ausecken, ausfegen, auch das Ende wurde im Mittelalter so verwendet wie der Ort: eines dinges an ein ende kumen heißt: sich gründlich unterrichten; der Zweifel ist die Zwiespältigkeit, die Geteiltheit des inneren Wesens, die Uneinigkeit mit sich selbst; in gewesen steckt das alte wesen = sein, welches ursprünglich wohnen bedeutete (vergl. Anwesen, anwesend sein und anwohnen; schrecken hieß im Althochdeutschen aufspringen, was noch das eigentümliche Merkmal der Heuschrecke bildet — man kann kein Ende finden, wenn man erweisen will, wie das Denken, die Bildung es gewesen sind und noch sind, die der Sprache ihre Abgezogenheit gegeben, ihre sinnliche Anschaulichkeit so verflacht, ihr Mark und ihren Saft so abgeschwächt und verdünnt haben, daß die Grundbedeutung der Worte nur noch in wenigen Fällen erkennbar ist und die jetzige für so und so viele scharfe Beobachtungen, die der Mensch im Laufe der Jahre macht, nicht mehr ausreicht. „Gerade die gangbarsten und ältesten Wörter sind oft die vieldeutigsten; denn lange bevor man sie wissenschaftlich an einen klaren Begriff zu ketten suchte, hat der Mund des Volkes sie zu den verschiedensten Werten in Umlauf gesetzt. Neugeprägte Schulwörter dagegen decken viel sicherer und dauernder ihren Begriff; darum sind sie den Gelehrten so bequem, mögen sie gleich noch so fremd und häßlich klingen“ (Riehl, Die deutsche Arbeit, Stuttgart 1861, S. 5). Welcher Schüler denkt bei dem Worte Leitfaden an Theseus und Ariadne, beim Grundriß oder Abriß an ein Gebäude? Und doch verlangen solche Wörter kein besonderes sprachliches Wissen, sondern nur etwas Nachdenken.

---

[1]) Alb. Dict. aaij.: Kummer anxietudo; edico ich bekümmer, edictum Praetoris Kummer. uu$_4$: habet se parce ac duriter er helt sich närlich und kümmerlich. — Vocabularium in Coclei Grammaticam 71^b: molestare bekümmeren, beschwären.

Digitized by Google

Auch dürfen wir nie vergessen, daß die Wörter mit allen ihren Bedeutungen nicht in den Spalten des Wörterbuchs leben, sondern am Ende doch nur im Zusammenhange der menschlichen Rede. Durch die Vergesellschaftung eines noch unbestimmten Wortes mit andern, durch den Ton, in welchem es in der Verbindung mit andern gesprochen wird, teilt sich ihm allmählich etwas von dem Sinne dieser mit, und so wird seine Bedeutung in festumgrenzte Kreise gebannt. Man betrachte nur Verbindungen wie: ein dummer, erbärmlicher, jämmerlicher, frecher, roher, schändlicher, schlechter Kerl! Muß nicht der an sich vortreffliche Begriff Kerl[1]) leiden, wenn man unter der Gattung Kerl, nämlich allem, was kräftiger Mann heißt, so schlimme Unterschiede zu bezeichnen genötigt ist? Hat nicht, seit Reulaux' Ausspruch besonders, die Angabe „billig" den Nebensinn von „schlecht" bekommen? Wenn nicht die Billigkeit Zweifel an der Gediegenheit einer Sache erweckte, würden unsere Geschäftsleute nicht so eifrig versichern: „Billig, aber reell!" Durch dieses „aber" schänden sich besonders die Armen selbst: wie oft liest man Gesuche wie: „Ein armer, aber redlicher Mann sucht Stellung" 2c. Der Vorwurf, daß die Armen selbst schuld seien an ihrem Unglück, ist ja so ungerecht, ist er aber nicht berechtigt denen gegenüber, die selbst einen Zusammenhang zwischen Elend und Unschuld herstellen durch die Verbindung arm, aber ehrlich? Muß nicht das beschönigende Sprichwort: „Armut ist keine Schande" dem Begriffe Armut schädlich werden?

Natürlich können die Worte durch ihre Verbindung untereinander wie durch die Abziehung und schärfere Sonderung ihrer Begriffe auch zu besserer Bedeutung gelangen, aber das Gegenteil wird unstreitig häufiger vorkommen, da das Schlimme, Widrige uns fühlbarer wird und das Böse sichtbarer vor Augen tritt als das Gute: erst suchte der Mensch Schlimmes abzuwehren, ehe er das Gute anerkannte. Wenn es aber erlaubt ist, aus der Verwendung

---

[1]) S. Rot, Carl vel Kärl: Ein tapffer mann, Held oder krieger, daher ist unser wort Carolus und Carlman, Solches wort ist in Sachsen gar gemein, auch sonst bey uns, als da man sagt, Er ist ein tapffer Kärl. Alberus hat das Wort nicht, Scheraeus S. 222, sowie Zeiller 397b läßt die Helden nach Carolus M. Caroli oder Kärle benannt sein (wie auch Roland als Gattungsname dient, vergl. Alb. Dict. Aiijb „Colossus Rodius ein hoch ehren Bild, eyn Roland", und Schiebeler, Auserles. Geb., 1793, S. 292: „Ein ächter Roland — soll ihr Geliebter sein").

Digitized by Google

der Worte auf die Sittlichkeit zu schließen, so würde das Aufkommen von Benennungen für schlimme Erscheinungen eher ein gutes Zeichen sein, weil dadurch ein unerloschenes sittliches Bewußtsein bezeugt wird.

Etwas anders verhält es sich schon mit dem Bestreben des Menschen, schlimme Dinge nicht in ihrer nackten Gestalt vor sich treten zu lassen, wenn er sich scheut, das Kind beim rechten Namen zu nennen, seien es nun natürliche Dinge oder Unglück oder geheiligte Namen. Wenn dieser sogenannte Euphemismus nicht einfach durch Verschweigen dem Bösen, dem Gehaßten und Gefürchteten ausweicht, sondern einen Ersatz bieten will, so behaftet er leicht ganz unschuldige und ganz allgemeine Worte mit der Beschaffenheit des Verschwiegenen oder verwendet geradezu die gegenteilige Benennung. Der Grieche nannte das ungastliche schwarze Meer den gastfreundlichen Pontus, die Rachegöttinnen Eumeniden, die grauenvolle Nacht die wohlwollende (εὐφρόνη), die Wolfsmilch gute Nahrung (εὐφόρβιον), die linke Hand die gutnamige (εὐώνυμος), obgleich sie gar nicht guter Vorbedeutung war. Die römischen Parzen danken ihren Namen auch einem Euphemismus: sie, die niemand schonen, heißen die Schonenden, und wie lateinisch sacer wurde auch in der altdeutschen Sprache sælec im Sinne von verwünscht, verflucht, also unsælec gebraucht. Wie vom „lieben" Gott, „lieben" Brot, von der „lieben" Sonne, redet das Volk auch vom „lieben" Gewitter, so sehr es auch auf das „schlechte Wetter" schmählt. Mehr Beispiele hierfür stellt Wackernagel zusammen (Poetik, Rhetorik und Stilistik 1873, S. 405), der sogar Tiernamen wie Isengrin, Braun, Reinhart auf solchen sozusagen abergläubischen Euphemismus zurückführt.

Letzterem steht ein anderer gegenüber, den man den moralischen oder gesellschaftlichen nennen kann. Dahin gehören die meisten unserer Höflichkeitsreden, die Komplimente und die nicht bloß auf christliche Liebe zurückführenden Beschönigungen menschlicher Schwächen und Laster.

Schon Thukydides (3, 82) und Plato (de leg., de republ.) bemerken, durch den unseligen peloponnesischen Krieg, der ganz Griechenland in seinem Innern erschütterte, sei eine solche Umwälzung der Begriffe und Grundsätze erfolgt, daß auch die bekanntesten Wörter ihre Bedeutung verändert hätten, Schamhaftigkeit heiße nun Albernheit, Unverschämtheit aber Mannhaftigkeit, Liederlichkeit großer Ton, Übermut gute Erziehung, Gesetzlosigkeit Freiheit,

Digitized by Google

Ehrlichkeit nur Verstellung, Unredlichkeit aber Geschick. Ebenso sagt Sallust in bezug auf die schrecklichen Zeiten Sullas: Schon längst haben wir die wahren Namen der Dinge verloren; denn Verschwendung fremder Güter preisen wir als Freigebigkeit, Verwegenheit in Untaten als Tapferkeit. Umgekehrt macht J. G. Radlof 1827 in seinen teutschkundlichen Forschungen 2, 178 die Bemerkung: „Sind nicht seit Umwälzung des französischen Staats auch im Deutschen so viele Wörter für sittliche und religiöse Begriffe gehaltlos geworden wie taube Nüsse oder durch verächtliche Nebenformen entedelt wie zerwurmte Nüsse? Tugendsam ist antik geziert, womöglich mit Koketterie, tugendhaft antik steif, tugendbelobt hochlächerlich, ein gutes Herz haben heißt sich übertölpeln, überlisten lassen." Und heutzutage kann man sogar „rechtschaffen" geprellt werden. Aber noch immer hat die Tugend, noch immer die Rechtschaffenheit ihre Geltung; wenn in Lessings „Alter Jungfer" gesagt wird, „Schämen ist nun schon über hundert Jahre nicht mehr im Gange" (Hempel 5, 158), so ist der Pessimismus lediglich auf der Seite des Sprechenden. Man kann nicht sagen, daß die Worte an sich ihre Bedeutung verschlimmert hätten, nur die Tatsache besteht, daß der Mensch geneigt ist, das Böse zu beschönigen, das Schlimme mit dem Mantel des Guten zu umhüllen. Der Euphemismus ist allerdings nur möglich, wenn Schlimmes vorhanden ist — oder aber er ist ein Zeichen allzu großer Verfeinerung; Zeiten der Überkultur gefallen sich besonders in einer Abart desselben, in der Prüderie. Dieses Wort selbst bezeichnet eine innere Unwahrheit, eine Übertreibung: prudus führt zurück auf providus = vorsichtig. Übertriebene Vorsicht wird zum spröden, zimperlichen Wesen, und da nun einmal Vorsicht Mutter der Weisheit ist, so haben wir es im Sprödetun, im zimperlichen Ablehnen und Umgehen vieler Ausdrücke ziemlich weit gebracht. Es ist ein Wunder, daß wir noch nicht von Wind- und Wasserpantalons zu reden für gut befunden haben.[1]) Statt

[1]) Alb. Dict. Jij „foemorale, bracha Gallorum lingua: ein kleyd um die lenden, ein schurtz, geseeß von der hüfft bis an oder über die knie; bracha est vestis pudenda maxime tegens; brachatus einer der ein geseeß anhat." Auch in der Aufzählung aller Arten von Kleidern Jij fehlen die Hosen. In einer Erzählung von Wuttke-Biller (E. Bodmer S. 49) tritt ein Offizier in hellblauem Rock mit (so!) strohgelben Unterkleidern auf, — ohne sich zu schämen. — Der Hofnarr Kyau sagt in dem Buche: Neuentdeckte Elysäische Felder, 1735, S. 98: Es gibt Leute, welche die Worte salva venia oder mit

Digitized by Google

der Beine dürfen im höheren Stil nur die Füße genannt werden, und selbst der Arzt darf nicht mehr von Schwitzen reden, sondern nur vom Transpirieren, obwohl der Schweiß so wohltätig und die Bedeutung dieses Wortes eigentlich eine bildliche (= Mühe) ist, die durch Stellen der Bibel wie unserer Dichter als durchaus edel bezeugt wird. Hier ist die Stelle, wo diese Neigung anfängt verderblich zu werden. Die Sprache, die wir mit allen Volksgenossen gemein haben, drückt sich über so manches allzudeutlich aus: deutsch mit jemandem reden, heißt grob sein — was liegt da näher als das Fremdwort, welches einmal schöner klingt, ein andermal vom gemeinen Haufen absondert, dann wieder so zart verhüllt, ja womöglich nicht verstanden wird, oft nicht einmal von dem, der es anwendet. Da heißt es corriger la fortune und nicht betrügen, da nennt man stupide, absurd und noch lieber naiv, was man plump deutsch einfältig, albern, oder gar dumm nennen würde. Daß unser albern dereinst so viel wie freundlich, wohlwollend, gutmütig besagte, daß einfältig und Einfalt zunächst mehr auf die kindliche Unschuld des Herzens als auf Schwäche des Verstandes geht, daß mhd. tump oft nur soviel wie jung und unerfahren ist, so daß z. B. bei Walter 37, 9 unter tumbiu werlt die jeunesse dorée zu verstehen sein könnte: dies alles bleibt dabei natürlich unberücksichtigt. So kommen die Wörter herunter: nicht weil sie das Volk nicht in ihrer natürlichen Geltung festhielt, sondern weil die vornehme Welt sie durch fremde (dunklere oder blassere) verdrängte. Wieviele Worte gelten für niedrig, für roh, ohne daß jemand einen Grund dafür wüßte, als den, daß es eben Hausdeutsch und Alltagsrede ist. Wer wird von der „Sucht zu stehlen" reden, wo Kleptomanie so wissenschaftlich und ehrlich klingt? Jene verhilft zum, diese befreit vom Zuchthaus. Die vor einiger Zeit vorgeschlagene Strafe der Expatriierung wäre ohne weiteres verworfen worden, wenn man auf deutsch gesagt hätte, man wolle die betreffenden Missetäter zwar nicht nach Sibirien, wohl aber ins Elend schicken, sie der Verelendung preisgeben.

Respekt zu sagen, gar fleißig gebrauchen, wann sie von Zähen, von Füssen, von Beinen, von Schenkeln, von Nägeln, von der Nase und von Zähnen reden ... Von Haupthaaren, vom Nabel, vom Bauch und vom Rücken redet man mit lauter salva venia. Vergl. Herder, Fragm. zur deutschen Lit. 3. Sammlung I, 5: Wenn eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt, wenn sie sagt: meine Füße, mit Respekt zu sagen! oder die Straße ist, salva venia, unrein! so lachen wir über die gute Frau.

Digitized by Google

Niemand will ein hartes Fell haben, wäre es auch noch so unempfindlich, handelt es sich vollends um die im Boudoir gezeitigte zarte, feine Hautfarbe, dann muß man Teint sagen: mhd. vel und hût starben schon frühe dem edlen Gebrauch ab, und noch viel mehr swarte, welches die behaarte Haut, besonders des menschlichen Kopfes bezeichnet. Von der Schwarte hat uns die Frisur und die Perücke befreit, wir müssen uns mit der noch deutsch verbliebenen Glatze trösten. Die Nase „müssen wir im Gesicht behalten" (wie könnten wir sonst naseweis sein, d. h. eigentlich mit feinem Geruch begabt?), dafür führen wir ihr aus der Tabatière eine Prise zu, denn aus der Dose schnupfen nur gewöhnliche Leute, Fürstlichkeiten verschenken immer nur Tabatièren mit ihrem Porträt (Konterfei ist glücklicherweise veraltet). Ein alter Eiferer gegen die Fremdwörter, Christoph Arnold († 1685 zu Nürnberg als Professor der Beredsamkeit) klagt in seinem Kunstspiegel (darinnen die hochteutsche Sprach noch jhrem merkwürdigen Uhraltertuhm, ersprießlichen Wachstuhm, vnd reichwilligen Eigentuhm auff fünfferley Gestalten denkzeitweis außgebildet. Nürnberg 1649) darüber, daß man zwar keine Launen habe und keine Grillen fange, dafür aber Humeurs und Caprisen, sowie daß man den Liebkosungen Karessen vorziehe als feiner. Radlof dagegen bedauert (1, 117), daß der Söldner unverdient in der Achtung gesunken sei; Soldat klingt da schon wieder besser: Valentin stirbt als Soldat und brav.

Man sieht, was nur die fremde Endung tut: einen Söldling oder gar einen Mietling hätte Goethe nicht so ehren dürfen. Wurde doch, weil Sold und Lohn etwas Niederes und Verächtliches an sich trugen, das Wort Ehrenlohn, Ehrensold getadelt, womit Lange das Honorar verdeutschte (Hillmer S. 91). Sold, Besoldung, Gehalt hat heute jede Leistung edlerer Art zu beanspruchen im Unterschied von dem Lohne, der Löhnung, welche nur Untergeordneten für bloß körperliche Verrichtungen zukommt; in jener Zusammensetzung vollends strahlt von dem ersten Bestandteil (Ehre ursprünglich = Glanz) genug Glanz auf den Lohn herüber. Aber was hat das Honorar mit der Ehre zu tun? Wer es erhält, streicht doch nur sein Geld ein — trotzdem will niemand sich für eine Leistung bezahlen lassen, alle wollen ihre Dienste honoriert haben und honoriert sein. Den Dienst halten nur der Beamte und der Soldat in Ehren: sonst bekleidet man eine Charge oder hat eine Kondition; einen Dienst suchen sich lediglich Knechte und Mägde. Nur der

Digitized by Google

Staatsdienst gilt noch mit seinem feierlichen Klange. Aber auch hier ist ein Staatsminister mehr als Staatsdiener, und die Verwunderung, mit welcher der Sextaner lernt, daß minister gleich Diener sein soll, kann man nur durch den Hinweis auf den großen König, den ersten Diener des Staates, in andächtiges Staunen umwandeln. Nicht einmal die Diener am Worte Gottes bezeichnen sich deutsch: ein Diakonus steht weit über dem Kirchendiener. Vor einiger Zeit hielten sogar die Schuldiener der höheren Schulen Berlins um den Titel Kastellan an, da die Bezeichnung Schuldiener „dem fortschrittlichen Zeitgeiste" nicht entspreche. Anderwärts heißen sie Kustoden, Kalefaktoren[1]) oder doch Portiers. — Daß Siegfried

[1]) Früher auch Kalmäuser, vergl. Henisch, 1616, 1, 580, 65: Calmuser, schulfuchs, ein nachnamen der Schuldiener, bedeutet in gemein ein liebhaber der freien Künste, der stets studiert. Auch Zeiller, Epistol. Schatzk. 39b erklärt Kalmäuser als eine Bezeichnung der Schuldiener. S. Rot freilich ließ „die armen klein geachten, verworffnen Schulmäister a calamitate musarum" genannt sein „von wegen der armut, welche sie von wegen der Musarum d. i. der Kunst und lehr erleyden und gedulden müssen." Calmeuserei ist ihm dasselbe wie armethey vnd fretterey. Scheraeus S. 98 dagegen nennt es ein „herrliches Lobewort" des Schullehrers. Schupp, Schriften S. 977 gesellt „Pedanten und Kalmäuser" zusammen, betrachtet es aber nicht als Fremdwort. In der Gaudeltasche 1673, S. 117 heißt es: „Da sind die studierenden Calmeuser, Schulfüchse, faule Schlingel, Plackschmeisser, die weder reiten noch streiten können." Vergl. S. 121: „sich für einen solchen kahlen Dintensieder und Plackschreiber bücken." Weiße: Überfl. Geb., 1701, S. 88:

Ach nein, ich habe genug studiert,
Wer viel kalmeusert, wird verführt.

Vergl. J. Meier, Studentensprache S. 35, freilich ohne Belege. E. Schmidt, Ztschr. des Vereins für Volkskunde 5, 342 und Strackerjan in der Ztschr. f. deutsche Mundarten 3, 426. Wie im Französischen die Bezeichnungen für Diener und Dienerin wechselten, berührt Zeiller 754a. — Daß der Leiter einer Schule Schulmeister, die Unterlehrer Gesellen hießen, ist bekannt. Aber schon 1600 wurden Rektoren und Gehilfen daraus. „Als ich meinem Patrono einen feinen Menschen zu seiner Kindern Informatore aussuchen sollte, mußte es ein Magister sein, denn es ist dem ganzen Hause angenehm, wenn sie so einen feinen Magister im Hause haben, es klingt ja immer besser: der Herr Magister soll zu Tische kommen, als wenn sie sprechen: Herr Andreas, der Präzeptor, ist droben." Der große Titul-Mann 1690 S. 126; vergl. S. 107f. Schuppius entdeckte ja auch von sich, „er habe wie lange gesessen und gezirkelt, ehe er ein recht schön und wohl proportioniert M habe machen lernen. Auch verschlägt es nichts, wenn ein Doktor, Lizentiat oder Magister den Buchstaben D. L. M. vor oder hinter seinen Namen setzt,

Digitized by Google

der Dienstmann Gunthers gewesen sein soll, leuchtet weniger ein, als wenn er Vasall genannt wird. Und doch hängt mit dienen das Wort Degen zusammen, welches den Begriff Held entwickelte und im Englischen bis zum Freiherrn (thane) emporstieg. Es ist nicht richtig, es durch Mithilfe von Haudegen dem Verständnis näher zu bringen. Die Degene oder Gediegene bildeten das Gesinde eines hohen Herrn: heute setzt sich die Suite eines Fürsten aus Kavalieren zusammen, trotzdem letzteres Wort von dem plebejen caballus, Klepper herkommt. Welches herrschaftliche Haus hat heute noch Gesinde? Dienstboten höchstens, am liebsten aber Domestiken. Das Gesinde, d. h. Knechte und Mägde gehören in den Stall, obwohl es die gute alte Zeit war, wo man auch im Laden und in der Werkstatt mit Knechten recht gut arbeitete. Schuhknechte, Gabenknechte, Rechenknechte salariert jetzt kein Fabrikant, Prinzipal oder Chef — wie der Herr, so das Geschirr. Ganz absehen will ich hier von dem Frauenzimmer als dem ehemaligen Sammelnamen für den weiblichen Hofstaat:[1]) von den Ehrennamen der Vorzeit: Dirne,

---

aber es ist doch eine heimliche Hoffart: denn weil sich alle vorne sprechen, so ist es etwas Neues, den Ehrenbuchstaben hinten anzusetzen. Auch wird kein deutsches M, sondern lateinisches M gesetzt, es gab einer einsmals diese raison, wenn das M deutsch geschrieben würde, so gelte es soviel als ein Meister im Handwerk, lateinisch M aber deute einen lateinischen, d. h. einen gelehrten Magister an." Das alles finden wir lächerlich. Aber unsere Theologen haben die alte Mode beibehalten, wie D. Martin Luther setzen sie ein D. vor ihren Namen, wohl um anzuzeigen, daß der „theologische Doktor" wertvoller sei als die der übrigen Fakultäten, welche Dr. abkürzen.

[1]) Zur Ergänzung des D. W.-B. 4, 1, 86 vergl. Zarncke, Chr. Reuter, S. 493, Anm., sowie Alb. Dict. $C_4{}^b$ Andronitis manns zimmer ut ita dicam (vergl. Schottel, Hauptspr. 1448) $F_4{}^b$ Andrana ein männer stub, trinkstub. — Schon dem Verfasser des Philologus von Nirgendshausen, Abdruck eines Schreibens, betreffende die Teutschverderber und Sprachenkränker, Freyburg 1685, fehlte das Verständnis dafür, wie „eine einzelne Frau ein Frauenzimmer genannt werden kann" S. 19. Er glaubte, diese „abscheuliche Metalepsis" stamme von einem Frantzman, von dem es „ein Teutscher erschnapt" habe. Andere Zweifler s. Ztschr. für deutsche Wortforschung 5, 73 ff. Neuerdings hat F. Heidenhain, Preuß. Jahrb. 1900, Bd. 102, 47 ff., die Behauptung aufgestellt, Zimmer sei im Sinne von Gebilde, Bild zu nehmen, ein Frauenzimmer eigentlich ein Marienbild, woraus sich allmählich der Begriff Weibsbild entwickelte. Sonach wäre das Wort noch von einer weit ebleren Bedeutung herabgesunken. Zu Heidenhains Belegen wäre noch zu fügen: Weiter mainten unser altväter, die Teutschen, das weiblich bild wäre als sunder begabt von got und der natur, züchtiger, geschämiger, demnach heiliger dan der

Digitized by Google

Jungfer, Fräulein hat sich höchstens das letztere leidlich erhalten, doch sind unsere Fräuleins keine Prinzessinnen mehr (höchstens im scherzhaften Sinne).

Genug der Beispiele. Die Sucht, anders reden zu wollen als alle anderen, hat unserer Sprache vor allem geschadet, die Titelsucht ist nur eine Abart derselben, ebenso die noch von Abraham a St. Clara gerügte Unsitte, sich des deutschen Namens zu schämen („keiner will mehr Schuster heißen, sondern Sutorius, keiner mehr Schmied, sondern Faberius, keiner mehr Schlegel, sondern Plagensis, keiner Esel, sondern Areadius ꝛc.“ Hui und Pfui, Werke 10, 199). Eines nur ist der Scheu vor volkstümlichen, um nicht zu sagen gemeinen Worten als Milderungsgrund zuzubilligen: daß durch willkürlichen und allzuhäufigen Gebrauch manche Worte von ihrer ehemaligen Würde viel verloren haben. Schon Hillmer sagt S. 93: Schändlich ist der Mißbrauch, durch welchen in neueren Zeiten unsere heiligsten Wörter herabgewürdigt werden. Wer liest nicht mit Unwillen die Ausdrücke: „Göttliches, Himmlisches, Anbetungswürdiges Mädchen?“ Im Mittelalter war eine gotliche frouwe eine Nonne, also höchstens platonischer Verehrung fähig. So erging

man . . . läg etwas heiliges, behenfindiger sinnigs in weiblicher art verporgen. Turmair, Bayr. Chronik 1, 1, 112. Vergl. Nechst stund ain Jungferbild in willen sich zu schmücken. Seyffart, Poet. Glückstopf, 1671, S. 47 (daselbst S. 41, 43 45 auch die Form Frauenziefer, s. Ztschr. f. d. Wortf. 5, 60). — Der hauptsächlichste Grund Heidenhains: „das Wort hat niemals die einzelne Hofdame bezeichnet,“ wird durch ein reiches Material widerlegt von E. Seidenadel, Ztschr. f. d. Wortf. 5, 75 ff. Eine nach Heidenhains Meinung unmögliche Verbindung hat Gottsched, krit. Dichtk. 4, S. 516: „Alle Schlafkammern des Frauenzimmers werfen sich zu Tribunalien auf.“ — Bei Hans Sachs, Schwänke 342, 58 (Götze) findet sich auch die Bildung Hofzimmer „die Kaiserin kam gegangen mit irem hoffzimmer der Frauen.“ — Auch das Wort Volk wird nicht nur kollektiv („wie bald das Jungfer-Volk sich icht was kan erfinden,“ Seyffart, Poet. Glückstopf, 1671, S. 52), sondern auch appellativ gebraucht: in Süddeutschland bezeichnet ein Mannsvolk auch einen Einzelnen. „Du leichtsinnig Volk, du!“ ruft Roseggers Guderl dem Erzähler ihrer Geschichte zu (Höhenfeuer 1890, S. 73). Im Elsässischen heißt „Es sin zwei Männervölker für mich ane“ es sind zwei Männer neben mir vorbei gegangen; entsprechend heißt es: 's ist e Wibervolk gestorbe. In Sachsen ist nicht nur Bursche ein Einzelwesen, sondern auch der Gewerke (Baugewerke). Übrigens weisen weder Heidenhain noch Seidenadel auf das „alte Haus“ hin (der Abiturient ist ein gelehrtes, aber sehr ungebildetes Haus, Zeitschrift Gymnasium 20, 780), das gegenüber dem kollektiven „hohen Haus“ (der Abgeordneten) dem Einzelwesen gilt.

Digitized by Google

es auch dem schon berührten Worte empfindsam, bezüglich dessen schon K. W. Ramler, Berl. Beiträge zur deutschen Sprachkunde 1794, S. 191 die Befürchtung aussprach, daß es „wegen der vielen Personen, die sich mit Empfindsamkeit zieren, seine gute Bedeutung wieder verlieren und nur dienen werde, eine vorgegebene zarte Empfindung anzudeuten." Das Zeitalter der Empfindsamkeit hat das Wort in anderer Richtung entwertet, wir haben nur Tadel gegenüber dem Übermaß von Empfindung wie gegenüber jeder Übertreibung. Der heutigen Zeit, zumal der Jugend, wohnt freilich ebenfalls ein großer Hang zur Übertreibung inne. „Ich habe dich schrecklich lieb, er hat sich furchtbar gefreut, es ist ungeheuer fein oder scheußlich schön", solche Wendungen kann man häufig hören. (Vergl. darüber Schottel, Ausf. Arb. S. 780 ff.; E. Schmidt, Rich., Rouss. u. G., S. 179, Anm. 105.) Dem Volke ist der Einsilber „sehr" viel zu schwach, um die von ihm gehegte Empfindung auszudrücken, es nimmt diese und ähnliche Wörter unbekümmert um die Herleitung anstatt von Superlativen in Gebrauch. Sie werden vielleicht einmal die Stelle von sehr einnehmen auch im Munde des Sprachverständigen: war doch noch im Mittelalter sêr Eigenschaftswort, welches schmerzlich bedeutete, aber schon als Umstandswort diente in einem unserm sehr nahen Sinne, etwa wie in „ich habe dich schmerzlich vermißt."

Am meisten haben in dieser Beziehung die Fremdwörter zu leiden. Deutsche Wörter in der angegebenen Weise abzuschwächen, nehmen wir vielfach Anstand, da ihre Bedeutung uns doch viel stärker und leichter zu Bewußtsein kommt, als die der fremden. Leider sind viele Deutsche nicht imstande, sich bei guten deutschen Wörtern etwas Ordentliches vorzustellen, weit weniger aber vermögen sie dies gegenüber den fremden, denen auch der Gebildete nicht immer auf den Zahn zu fühlen versteht, deren Ursprung und Ableitung ja in vielen Fällen selbst dem Sprachkundigen dunkel ist. Da werden denn, um einen Begriff möglichst vornehm, möglich abgesondert und hervorstechend vor andern erscheinen zu lassen, fremde Ausdrücke verwendet, die im Munde ihrer Erzeuger vielleicht etwas ganz anderes besagten. Den Zeitungsschreibern ist vieles exorbitant, was höchstens außerordentlich genannt werden dürfte: exorbitare könnte doch nur die schlimmste Art des Entgleisens, etwa das Abirren eines Gestirns von seiner Bahn bezeichnen. Schreiender Unfug wird mit dem Worte inspiriert getrieben. Der ersten Inspiration, d. h. Einhauchung des göttlichen Geistes

Digitized by Google

wurden die Apostel teilhaftig, indem die Geister gleich Blitzen in sie fuhren. Nun denke man sich einen Sitzredakteur in dieser Lage! Wie verbraucht und heruntergekommen ist das Genie, der ursprüngliche genius, der dem *δαιμόνιον* des Sokrates gleichzuachten ist, verbraucht besonders seit der Geniezeit, wo die Liederlichkeit Merkmal des genialen Menschen wurde! Es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß Fremdwörter sogleich bei ihrer Einführung den Stempel der Vergänglichkeit an sich tragen. Sobald sie von einer hervorragenden Persönlichkeit in die deutsche Welt gesetzt sind, werden sie schnell von allen kleinen Geistern in den Mund genommen. Kein Wunder, daß sie trotz ihres „besseren Klanges" sehr bald den „Nimbus" (d. h. eigentlich die Wettergalle der Bauern s. Galle im D. W.-B.) verlieren, der sie bei der ersten Anwendung umstrahlte, daß sie ebenso gemein, ja noch gemeiner werden wie die gemiedenen einheimischen Worte. Nur scherzhafterweise reden wir jemand mit **Monsieur** an, hat doch jetzt der gemeine Mann Bekanntschaften mit Musjes; Mamsell klingt gar verächtlich, etwa unserm Frauenzimmer vergleichbar („Sie ist eine Mamsell, bedeutet in der Schweiz ungefähr eben so viel als: sie hat aufgehört eine Jungfer zu sein, ohne sich zu verheiraten", Merian in den Berl. Beitr. zur d. Sprachk. 1794, 2, 298). **Galant** sind jetzt bei weitem nicht mehr so zahlreiche Leute wie ehedem. „Sei doch galant!" hört man höchstens noch in mittleren Bürgerschichten mahnen, und schon im 17. Jahrhundert verstand man unter galant in Deutschland keineswegs das, was die Franzosen in das Wort legten. Im **Philologus** von Nirgendshausen, Freyburg 1685, S. 39 heißt es: „Dieser Titel ist eben so gemein, als **galante** Leute seltzam sind. Hier will ich unsern Teutschen die Pariser Galanterie-Elle communiciren, daß sie sich doch fein zuvor darnach messen können, ehe sie sich untereinander **galant** heissen. Ein **galanter** Mensch ist eine aus viel Vortrefflichkeiten zusammengesetze Person, als aus ich weiß nicht was vor einer angeborenen Anmuthigkeit, aus einer Hofmanier von guten Verstande, von scharffer Kraft zu urteilen, von Höflichkeit, von Aufwärtigkeit und von muntern Gemüht, alles ohne Zwang, ohne Nachaffung und ohne Ubelstand." [1]) Somit würde sich fast der Begriff des englischen gentlemanlike ergeben, der freilich in Deutschland auch wenig hervortritt

[1]) Galanterie hieß vor nicht gar langer Zeit eine Artigkeit mit Frauenzimmer umzugehen; jetzo aber nimmt mans schon in üblem Verstande. Nemeiz, Verm. Gedanken, 1739, 2, 46.

Digitized by Google

und besonders nicht durch die bekannte Anwendung von seiten Puttkamers gehoben worden ist. Nennen wir doch Gentlemen, ganz wie vormals galant, nur diejenigen, „so schon nette Kleider tragen, da doch in dieser Beschreibung nicht einmahl der Kleider gedacht wird." (Nach Loën, Kl. Schr. 1, 3, 39 gibt es in keiner Sprache ein entsprechendes Wort für galant, „es bedeutet soviel als ein lebhaftes, artiges Wesen, das gefällt, das rühret, das sich der Sinne bemächtiget und den Witz gebrauchet, um desto empfindlicher wohllüstig zu sein." Vergl. auch Waldberg, Die galante Lyrik, sowie das Literaturblatt 1886, S. 362 ff.) — Das Plaisir ist vollends Sache des Plebejers geworden, „gegenwärtig wird unter den Gebildeten das einst vornehme sich amüsiren allmählich abgestoßen, man überläßt es dem gemeinen Manne, es heißt nun auf einmal feiner wieder deutsch sich gut unterhalten (Hildebr. S. 192; man lese die daran geknüpfte Bemerkung für die Schule! Vergl. auch Maler, Die Stellung der höheren Schulen zur Fremdwörterfrage, S. 32). Doch ist es wohl jetzt Chic sich zu divertieren, und zwar nur in größeren Etablissements, allenfalls noch in den Restaurants;[2]) in den Schenken dagegen verkehrt gewöhnlicheres Publikum,[3]) das sich aus Subjekten zusammensetzt, wenn nicht gar Pöbel. Wenn dieser seine Konvifien hält, sich einen Jux macht, hin und her dischkuriert, wenn der eine den andern torwiert und

[2]) Der erste Gebrauch dieses Wortes in der Bedeutung Speisewirt fällt, nach einer Mitteilung der Vossischen Zeitung, in das Jahr 1765. Vorher hießen in ganz Frankreich die Speisewirtschaften Tavernes oder Cabarets (letzteres Wort haben die „modernen" Künstler bei uns aufgebracht samt der Bohème). Im Mai 1765 errichtete ein Koch an der Ecke der Rue Bailleul und der Rue des Poulies eine Speisewirtschaft ein und empfahl sie durch folgende Aufschrift: „Venite ad me, omnes qui stomacho laboratis, et ego restaurabo vos." Der Restaurant Boulanger (!) leistete, was er versprach, die literarische Welt von Paris strömte zu ihm, um sich von ihm restaurieren zu lassen. Auf ein von ihm erfundenes Gericht pieds de mouton à la poulette erhielt er sogar ein Brevet des Königs Louis XV. Seitdem verdrängte „Restaurant" die früheren Bezeichnungen. Ein späterer Restaurant von hoher politischer Bedeutung war Véry, bei welchem sich die mächtigsten Mitglieder des Konvents versammelten. Véry hatte ein Zelt in der Orangen-Allee des Tuilerien-Gartens und führte danach den Namen „le restaurant de la Tente".

[3]) Nach Gottsched, Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 10, 751 ist Publikum im Jahre 1760 in Berlin bezeugt: „den Theil der deutschen Welt (in Berlin heißt das Ding itzt Publicum), das ihn bisher bewundert hat."

Digitized by Google

auf ihn räsoniert, der andere sich verdeffendiert, dann wird ein richtiger Kommersch fertig, ja es kann mancher sein Deputat Prügel kriegen, wenn der Angegriffene desperat wird, keinen Strakat mehr haben und das meschante Kujonieren los sein oder seine Forsche und Kurasche beweisen will. Das wäre eine Auslese aus dem Fremdwörterbuch des Pöbels! (Vergl. auch Dunger, Das Fremdwörterunwesen, Heilbronn 1884, S. 26.) Es gibt freilich auch vornehmen Pöbel, Heine nennt ihn den seidnen; der feiert lieber Orgien, die aber nicht wie im Altertum in religiösen Handlungen bestehen. Die Verachtung übrigens, welche sich jetzt an das Wort Pöbel schließt, hat sich ihm erst nach Luther zugesellt, bovel kommt auch bei ihm noch vor in dem Sinne von Volk, populus, peuple. Auch hat der Pöbel seinen Sitz in den Hauptstädten, auf dem Lande wohnt das Volk, welches kaum noch das früher stehende Beiwort gemein zuläßt. Haben sich doch unsere Bauern eine von der früheren so verschiedene Stellung im wirtschaftlichen Leben wie im Schrifttum erobert (man denke nur an die Dorfgeschichten), daß sie es kaum noch nötig haben, sich als Ökonomen zu bezeichnen. Unsere Landwirte sind geschützt vor den possenhaften Sprüngen, die den colonus im Englischen zum clown herabgewürdigt haben. Auf dem Dorfe hat sich auch noch die Liebste und der Schatz (im nördlichen Franken Schimpfer und Schimpferin genannt) vor dem jähen Fall bewahrt, den die Maitresse und die galante Dame in den Städten getan. „Der Name Maitresse ist durch den Krieg etwas verdächtig geworden", heißt es 1675 im Alamodisch-Technologischen Interim S. 34, wo auch S. 272 die Verbindung: „Die Babilonische Dame" vorkommt; wenn man die Ausführungen Riegels über das Wort Dame (in der Zeitschr. des a. d. Sprachvereins 3, 146 ff.[1]) liest, muß man sich wundern, wie es wieder zu Ehren gelangen, ja sogar hoffähig werden konnte. Auch im Englischen hat beldam, was noch bei dem Dichter Spenser eine verehrte Frau meint, Runzeln bekommen und bedeutet heute „altes Weib, Hexe". — Bankbrüchig ist noch jetzt das Wort Pfaffe trotz der Bemühungen der Scheraeus (S. 43 ff.), Zeiller (Miscell. 102), Ebartus (Onomatologie, Leipzig 1670, S. 74), welche es als ein Ehrenwort erhalten wollten. Schon

[1]) Dazu wäre noch zu fügen Schupp, Schr. S. 493. Im Alam. technol. Interim S. 34 wird Herrin statt Maitresse gebraucht. Bei Alexander Dumas besagt demi-monde etwas anderes als bei uns und als das darnach gebildete Wort Halbwelt.

Digitized by Google

Alberus (Dict. DDij[b]) bemerkt: „Vorzeiten hieß tyrannus ein Heerfürst, verum propter principum truculentiam tyrannus dictus crudelis, quem admodum Judaeus pro incredulo accipitur, cum significet diversum . also ists gangen mit dem wort Sophista, magus etc.", und Scheraeus stimmt (S. 227 ff.) mit ihm überein. Würden Lakaienseelen[1]) jemals den Wahlspruch haben: in tyrannos? Sie sind serviler, ja devoter Gesinnung — wie ganz anders freilich klingt unser: „Ich hab mich ergeben" ꝛc. Die Revolution, nach S. Rot „die Widerkerung, herumbweltzung, der widerlauff der Stern", also ein durchaus gesetzmäßiger Vorgang, wurde noch bis vor 120 Jahren als gleichbedeutend mit reformatio, Um- und Neubildung, angesehen. Aber schon Klopstock berichtigte seine Anschauung in der Ode: Mein Irrtum. Wir müssen schon zu dem Worte Umsturz greifen wenn wir den jetzigen Begriff Revolution deutsch geben wollen. Ebenso steht uns kein entsprechendes deutsches Wort zur Verfügung für den Phantasten: der Schwärmer oder Träumer oder gar der Narr haben andere Wurzeln, als das griechische Wort. Auch war es früher kein Scheltwort: zwar erklärt S. Rot den Phantasten als einen Menschen, „der in seinen sinnen und gedancken ertrinkt, dem eins über das ander einfelt und doch selbs nit weiß, was es ist", aber noch vor 200 Jahren hatte es wie auch „Wahnsinnigkeit keine Ehrenrührigkeit auf sich, sondern bedeutete allein eine Blödigkeit des Verstandes, zehn Phantasten geben erst einen Narren" (Zeiller, Schatzk. 543 a).

Einen Narren würden wir jetzt wohl beschönigend ein Original nennen: gerade dieser euphemistische Gebrauch des fremden Wortes für das deutsche hat ihm geschadet: wir verstehen darunter einen verschrobenen, schnurrigen Kauz, der sich seines besonderen Ursprungs kaum bewußt ist.[2]) Der Begriff des Originellen berührt sich sogar mit dem des Abenteuerlichen — auch wieder ein entlehntes Wort' das von vergangener Herrlichkeit erzählen kann. Wenn das Abenteuer, die âventiure des Mittalters noch heute keinen üblen Sinn in sich

[1]) Dies Wort scheint mir noch verächtlicher zu sein als Bedientenseele, wenn auch nach Rumpf, Gemeinnütz. Wörterb. 1811, Bedienter den Nebenbegriff des Lohnes und der Abhängigkeit vom Herrn, Diener den Begriff der Arbeit enthält, wodurch ich einem andern nützlich bin.

[2]) Auch unser eigentümlich hat in neuester Zeit einen tadelnden, spöttischen Sinn erhalten, wie ihn das Wort sonderbar schon länger hat, wohl infolge des Verhaltens des Sonderlings, das man nur „komisch" findet.

Digitized by Google

schließt,[1]) so hat das Eigenschaftswort den des Seltsamen, Ungereimten, und vollends der Abenteurer hat eine geradezu beschimpfende Bedeutung erlangt: der Gauner und Hochstapler, der er ist, wird nicht belächelt, sondern verfällt dem Strafrichter. — Ehrlich währt am längsten — würde man das mit „Reellität ist durabel" wiedergeben wollen? Die reelle Bedienung wird so oft zugesichert, daß das Wort reell nur für die Commis gemacht zu sein scheint (es ist höchstens 300 Jahre her, da hießen sie Gadenknechte): würden sie trotz all ihrer Reellität nicht eine Entweihung begehen, wenn sie ihre Ehrlichkeit versicherten? Hier sehen wir also, daß das ehrliche deutsche Wort sogar das Höhere, Edlere bezeichnet, daß die Fremdwörter doch nicht immer das Bessere darstellen — nicht nur nicht immer, sondern sehr häufig nicht. Treffend sagt Hildebrand (S. 204), daß manche merci und pardon nur bei Kleinigkeiten brauchen, wo ihnen danke oder verzeihen Sie zu gewichtig dünkt, und daß man nur einen kleinen Unfall ein Malheur nennt, nicht aber ein großes Unglück. So ist umgekehrt pauvre so verächtlich bei uns, daß ihm nur ärmlich, aber nicht arm entspricht; noble Passionen unterscheiden sich durchaus von edlen Leidenschaften; unser treulos ist ein unschuldiges Kind gegen perfid (Wilh. Meister 5, 16); das bei den Römern so ehrenvolle advocatus, patronus bekommt, von uns uneigentlich gebraucht, eine unliebsame Nebenbedeutung, der Advokat wird fast zum Rabulisten (vergl. Schupp Schr. S. 302 Prokurator oder Schadvokat), der Patron aber sauber genannt, weil er es nicht ist; wie schlimm klingt die vetula bei uns wieder in der Vettel, bei weitem schlimmer als die Alte! Parlieren gebrauchen wir in dem Sinne von schwätzen, plappern, und das kommt nicht etwa auf Rechnung der deutschen Grobheit, auch die Romanen sind untereinander unartig: die Spanier nennen einen Schwätzer parlador, wahrscheinlich um sich dafür zu rächen, daß die Franzosen ihr habler prahlen aus dem spanischen hablar sprechen (= fabulari) entlehnt haben. — Kündigt uns jemand eine Anekdote[2])

---

[1]) Scheraeus, S. 226: Abentewer von adventura, ein sonderliches seltzames und newes herkommen, ein seltzam Ding. Ebenthewer von eventura, ein Ausgang und Gottesberaht wie man saget: Er mag es auff sein Ebentewer versuchen.

[2]) Wie die Anekdote auf τὰ ἀνέκδοτα, so führt die Bibel auf τὰ βιβλία, die Vokabel auf vocabula (vergl. Arndt, Gegen die Fremdw., S. 76), die Prämie auf praemia, orum, die Fossilie auf Fossilia, die Tapete auf tapeta, die Minute auf minuta (tempora), die Orgel auf ὄργανα, die Idylle auf τὰ

Digitized by Google

an, so fassen wir im stillen schon den Vorsatz, ihm kein Wort zu glauben; verspräche er eine Geschichte oder einen Schwank zu erzählen, so würden wir wohl nicht sogleich eine Lüge dahinter wittern. Und doch bedeutet Anekdote nur das noch nicht Bekanntgewordene, und was meist nicht herauskommt, ist die Wahrheit. Wenn das Wort Gedicht früher wie noch jetzt erdichten auf Unwahres zielte, so steht jetzt der Dichter über dem Poeten, von dem wir wie die Bauern um Mailand,[1]) wenn auch aus andrer Anschauung, nur in herabsetzendem Sinne sprechen. Ebenso befindet sich der Literat im Nachteil gegenüber dem Schriftsteller, wenn dieses sonderbare Wort auch von Böswilligen als Schriftstehler, also plagiator, gedeutet wird und nach Radlof (1, 2) in Krähwinkel einen Winkeladvokaten bezeichnet.[2]) Zu einer Zeit, wo noch nicht so große Mengen Papier durch das Schreiben entwertet wurden,[3]) galt ein Schreiber allerdings mehr, denn im „tintenklexenden Säkulum". Da sind die Postsekretäre froh, dem herben Schicksal von Postschreibern entgangen zu sein, da möchte ein Kontrolleur kaum Gegenschreiber genannt sein, obgleich wir doch

---

ἰδύλλια, die Hymne auf hymni, die Type auf typi zurück. Ähnlich heißt es im Volke eine Interesse an etwas haben, eine Haare (aus der Mehrzahl die Haare) keine Gedanke (= Idee), wie auch Lessing, Dramaturgie 73. Stück eine Gedanke aufweist. Herder gebraucht die Trümmer als weibliche Einzahl, s. Sämtl. Werke, Suphan 30, 528. Vergl. Goethe 10, 356: Jede Trümmer deutet ein Grab. Die Tücke ist eigentlich der Plural zu mhd. tuc, duck, Schlag, auf Stoß," hinterlistiger Streich. Auch „des Raubtiers Fährte" (Kampf mit dem Drachen 8, 10) ist ursprünglich die Mehrzahl von Fahrt = Kriegszug. So wurde im französischen gaudia zu la joie, ad bona auguria zu à la bonne heure.

[1]) Vergl. A. Manzoni, Die Verlobten 1, 14 (Reklam): „Die Landleute um Mailand meinen mit Poet einen grillenhaften, wunderlichen Kopf, der in Worten und Handlungen mehr scharfsinnig und überraschend, als eigentlich vernünftig erscheint. So wirtschaftet der verdrehungssüchtige Haufe mit den Wörtern und hängt ihnen eine Bedeutung an, welche von der gesetzmäßigen himmelweit entfernt liegt." Vergl. Schupp, Schr. S. 556: Es sind derer viel, die da meynen, der Name Poet und Narr seyen gleichförmig, und es könne ein jeder ein Poet seyn, wenn er ein Maß guten Rheinischen Weins außtrinke. Dann Poeta komme her von potare. O ihr ehrbarn Witztölpel? Ein Poet sol alles wissen, und wer alles weiß, ist darumb kein Poet.

[2]) Mit Schrifften stellen dienen oder sonst rathen, Zeiller Schatzk. 390 b; einen Brief stellen ebenda 263 a.

[3]) Doch kennt auch Alberus schon die „Mackelthur" (Dict. Cc_4 b), und Vn_4 b steht: „papyrus perotta grob bappeyer, darauß man würtzbrieff macht; cucullus würtzbrieff, Dott" (= Düte). Im Rastbüchlein, 1558 S. 116 dient „alte macaltur" als Klosetpapier.

Digitized by Google

noch Geschicht- und Romanschreiber haben. Ehemals war der Schreiber kein Kopist, auch kein Kanzlist, er war Schriftsteller — so wird St. Markus als heiliger Schreiber bezeichnet, vergl. Radlof 3, 316 —, er war Schriftgelehrter, ja Ratgeber hoher Persönlichkeiten, er konnte soviel sein wie unser Kanzler — welchen Unterschied gegenüber dem Kanzlisten bewirkt da nur die deutsche Endung! Siehe das Gegenteil von Söldner und Soldat! S. Rot verdeutscht den Cantzler als „den Mann im Gitter, weil die Schreiber in einem Gitter saßen", und setzt hinzu: „es ist bei den Alten diß wörtlein nit so ein hoher Ehrnam gwesen und so viel Dignität auff ihm gehabt als zu unsern Zeiten." Wenn wir jetzt unsern großen Kanzler einen „Meister der Staatskunst" nennen, wollen wir auch mehr von ihm aussagen, als es das Wort Magister, ja selbst Minister vermöchte. Nicht jeder Staatsminister ist ein Meister der Staatskunst. Will man die „genialen Ideen" unseres Kanzlers verdeutschen, so würde ich die Verbindung „kühne Gedanken" feiner finden, als „kühne Ideen": auch das hohe Wort Idee hat seit Plato viele Wandlungen erfahren (vergl. A. Primozic, Über den Gebrauch des Wortes Idee bei den Philosophen, Iglau 1887), und eine kühne Idee haben kann soviel bedeuten wie einen verwegenen oder gar dummen Streich begehen wollen. In der Reichstagssitzung vom 5. April 1883 hätte ein bekannter Abgeordneter seinem vom Stiefelflicken redenden Gegner Allotria vorwerfen können, er drückte sich aber feiner aus: „Ich hätte gewünscht, daß wir bei diesem neutralen Gebiete alles Fremdartige vermieden." Also mitunter ist man nicht grob, sondern sogar feiner, wenn man deutsch redet. Nenne ich jemand frivol, so meine ich etwas ganz anderes, als das Wort ursprünglich will: armselig, und heiße ich ihn gar einen Idioten, so entferne ich mich nicht nur vom Anstand, sondern auch von der eigentlichen Bedeutung des ἰδιώτης, der bei den Griechen noch lange kein Blödsinniger war, sondern höchstens ein Stümper. Gerade Schelt- und Schimpfworte entlehnen wir gern aus der fremden Sprache, wenn auch diese sie nicht als solche gebraucht. Wer die „feinen" Franzosen nachahmend mit dem Worte bête um sich wirft, der betont die tierische Natur des Menschen in beleidigender Weise.[1])

[1]) Daran denkt man am wenigsten beim Labet(machen), das noch bei galanten Dichtern wie Henrici (= Picander) eine große Rolle spielt, z. B. Akadem. Schlendrian, 1726, S. 69; Gedichte 2, 306; 3, 298. Vergl. Celander, Verkehrte Welt, 1718, S. 110.

Digitized by Google

Wären wir doch erst so weit wie die Italiener, welche mit dem Worte strano, französisch étrange, extraneus nicht bloß die Bedeutung seltsam, wunderlich, sondern auch zornig, trotzig, grob verbinden! Hätten doch alle Deutschen die Überzeugung, daß gerade die fremde Herkunft vielen Wörtern die Neigung zu ungünstiger Bedeutung aufprägt! Es steht nicht in unserer Hand, unsere Wörter vor dem Bedeutungswandel zu schützen, niemand wird dies auch für notwendig erklären; wohl aber können wir dafür sorgen, daß unsere eigenen schönen Wortgebilde mit ihrem ehrlichen deutschen Sinne nicht durch fremde Blendlinge verdrängt werden. Noch läßt sich nicht behaupten, daß das Fremdwort immer das Schlechtere sei oder anzeige — aber Sache der Schule ist es, bei jeder Gelegenheit darzutun, wie die ausländische Ware nicht lange Stich hält, wie dagegen unsere einheimischen Worte noch immer den Vorrang haben vor den Eindringlingen, wie diesen, „mögen sie durch Konvention noch so hohe Geltung gewinnen, immer etwas von jenem edlen Rost abgeht, mit welchem echt volkstümliche Wörter überzogen sind“ (G. Curtius, Kl. Schr. S. 64). Sache der Schule ist es, der Jugend Achtung für den Adel der Muttersprache einzupflanzen und so dahin zu wirken, daß im Bewußtsein unseres Volkes das Fremdwort mehr und mehr das Wort werde, dessen man entbehren kann, ja dessen man sich schämt, daß man den schönen Spruch Walters umändern dürfe in den Ruf:

Tiuschez wort gât vor in allen!

Digitized by Google

III.

Die Wiederbelebung alter Wörter.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins Nr. 2 (1891), S. 57—71.

Zu den gegen die Reinheit der Sprache verstoßenden Fehlern gehört nicht nur der Gebrauch von Fremdwörtern, sondern auch die Anwendung mundartlicher sowie nicht mehr gebräuchlicher, veralteter Ausdrücke. Vor dem Fehler des Provinzialismus und des Archaismus hat sich der Deutsche jederzeit mehr gehütet als vor dem Barbarismus, ja man kann behaupten, daß gerade die Schriftsteller, welche ohne das Fremdwort nicht auskommen, deutsche Worte peinlich vermeiden, wenn sie landschaftlichen oder altertümlichen Klang haben. Seitdem man aber dem Fremdworte schärfer zu Leibe gegangen ist, hat sich die Ansicht über mundartliche Ausdrücke in der Schriftsprache geändert; und hatte man schon lange erkannt, daß letztere den Mundarten vielfältige Bereicherung dankt, so ist man jetzt mit Recht dazu gekommen, mundartliche Ausdrücke zum Ersatze für fremdsprachliche vorzuschlagen und auch wirklich einzuführen. Noch näher liegt es aber, diejenigen Wörter der Muttersprache wieder in ihr altes Recht einzusetzen, die dereinst den Fremdwörtern oder unschönen oder jetzt auch verbrauchten Neubildungen Platz machen mußten. Alte gute Worte unserer Väter müssen uns doch unbedingt am nächsten liegen, wenn es gilt, kein Fremdwort für das zu gebrauchen, was gut deutsch ausgedrückt werden kann.

Diese Überzeugung hatten schon der alte Schottel (Bellum Grammaticale vom Jahre 1673, S. 87) und K. Stieler, genannt der Spate (Vorrede zum Teutschen Sprachschatz, Nürnberg 1691). Ebenso empfiehlt Leibnitz in den Unvorgreiflichen Gedanken § 63

Digitized by Google

„Aufsuchung guter Wörter, die schon vorhanden, aber itzo fast verlassen, mithin zu rechter Zeit nicht beifallen, wie auch ferner Wiederbringung alter verlegener Worte, so von besonderer Güte“ (vergl. Beiträge zur Deutschen Sprachkunde, Berlin 1794, S. 12). Herder zumal preist (in den Fragmenten zur deutschen Literatur 1767) die Macht und die Herrlichkeit der alten Sprache, deren Klangworte man wieder erobern müsse, an welcher die ermattende lechzende Schreibart sich Kraft und Stärke trinken solle; Gottsched habe die Sprache entnervt und verwässert, deutsche Einfalt und deutsche Kraft sei in der schwäbischen Zeit zu suchen.[1]) Der Göttinger Professor Joh. Beckmann schreibt in seinem „Vorrat kleiner Anmerkungen über mancherley gelehrte Gegenstände“, Göttingen 1795, S. 432: „Möchten doch diejenigen, welche unsere Sprache mit neuen Wörtern bereichern wollen, die teutschen Schriften des 15. und 16. Jahrhunderts lesen und daraus die Wörter und Redensarten ausklauben, welche unsere nächsten Vorfahren auf die Halden geworfen haben.“ Jean Paul äußert sich in seiner Vorschule der Ästhetik § 83: „Unsere Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, daß sie bloß sich selber auszuschöpfen und ihre Schöpfwerke nur in drei reiche Adern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen Provinzen, der alten Zeit und der sinnlichen Handwerkssprache. Wollte man die bedeckten Goldschachte altdeutscher Sprachschätze wieder öffnen, so könnte man z. B. aus Fischarts Werken allein ein Wörterbuch erheben. . . . Wollen wir Deutsche uns doch recht der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen indes Britten und Franzosen nur die Aufnahme neugemachter wagen, welche sie noch dazu aus ausländischem Thone formen, wenn wir unsere aus inländischen.“

Und so ließen sich noch viele Aussprüche von Schriftstellern, namentlich des 18. Jahrhunderts, anführen, die alle das ältere Deutsch als eine Fundgrube für Bereicherung des Sprachschatzes anpreisen. Auch heute kann und muß es noch als solche gepriesen werden. „Wir freuen uns eines verschollenen, ausgegrabenen deutschen Wortes mehr als des fremden, weil wir es unserem Lande wieder aneignen können —“ wer sollte diese Freude J. Grimms (Kl. Schr. 7, 565, vergl. 577) nicht teilen, wer sollte nicht darnach streben, das

---

[1]) Herder übernahm und vertiefte die Ansichten von F. K. Gabebusch, s. Zeitschr. für deutsche Philol. 6, 54. — Zu Jean Paul vergl. Preuß. Jahrb. 91, 78ff., desgl. über Bürger Euphorion 8, 650ff.

Digitized by Google

Gefühl auch in die Tat umzusetzen und nach solchem alten Erze zu muten? Ob aber auch jeder die Begründung dieser Freude anerkennt? Wer zieht gleich J. Grimm nicht nur ältere und seltnere, sondern auch abgekommene Ausdrücke hervor, um sie in seinen schriftlichen oder gar mündlichen Äußerungen zu verwenden? Jeder scheut den Geruch, den das Alte und Altertümliche an sich trägt. Es gibt Worte und Wortformen, welche, mitten in der heutigen Sprechweise begegnend, nur lächerlich wirken: Herr Schmidt trat vor sein gestrenges Ehegespons; er sieht vor Gelahrtheit das Einfachste nicht ein; dort lebte die ehrsame Wittib mit ihrem Töchterlein — wer nicht erheiternd wirken will, darf so weder sprechen noch schreiben. Die altdeutschen Stilübungen, mit welchen heutzutage die Inhaber von sog. altdeutschen Bierstuben gläubigen Seelen mehr versprechen als sie verantworten können, werden jedenfalls nicht alle Leser „ergötzlich" finden, sondern vielfach ärgerlich, denn diese Ankündigungen sind ebenso stilwidrig wie die altdeutschen „Restaurants". Gleich der Nachahmung der in vergangenen Jahrhunderten üblichen Schreibweise ist auch die Verwendung eines einzelnen alten Wortes in neuzeitlicher Rede töricht, wenn dieses Wort lächerlich zu wirken geeignet ist. Das ist aber stets der Fall bei Worten, „die eben noch im Begriffe stehen zu veralten, die bereits selten, die im allgemeinen auch schon erloschen und nur noch innerhalb gewisser Kreise, unter besonderen Umständen gebräuchlich und zulässig sind." Dies ist die Erklärung, die Wackernagel (Poetik, Rhetorik und Stilistik 1873, S. 330) von der Gattung der altertümlichen Worte gibt. Es sind im wesentlichen Worte und Wortformen der Kanzlei- und der kirchlichen Sprache, wie sie auf Grund von Luthers Bibelübersetzung sich gebildet hat, seltsame, schwerfällige Ausdrücke und Wendungen, die mitten in neuzeitlicher Rede den Eindruck lächerlicher Salbung und Feierlichkeit machen, als da sind: „Mann Gottes, gelahrt, benamset, tugendsam, einträchtiglich, absunderlich, emsiglich, säuberlich, sintemal, alldieweil, anhero, anjetzo, allzumal, von wannen, wasmaßen, gen, eines Hauptes länger, eitel Herzeleid, des Todes sterben u. v. a. (s. Grünberg, Bibl. Redensarten S. 55 f.). Der „Gebildete" wird sich hüten, durch altertümliche Läppchen die Fadenscheinigkeit seiner Schreibweise noch besonders auffällig zu machen, lieber greift er da zum allerneuesten Läppchen, zum Fremdwort.

Und doch gebraucht derselbe Gebildete eine ziemliche Menge von Worten ohne Bedenken schriftlich und mündlich, die nachweislich

Digitized by Google

vor drei, ja fünf Jahrhunderten bei uns lebten, dann aber aus der Rede verschwanden, um vor hundert Jahren als altes Gut empfohlen, bekämpft und in den lebendigen Gebrauch wieder aufgenommen zu werden! Wie wenig Grund Adelung hatte, vor „veralteten" Worten zu warnen, beweist die Tatsache, daß der größte Teil der von ihm hitzig bekämpften oder als lächerlich bezeichneten Ausdrücke heute ohne allen Anstoß sogar in der Umgangssprache gebraucht wird: behagen, beginnen, anheben, Blachfeld, Fehde, frommen, fürbaß, bieder, gehaben, weiland, Meisterschaft (s. Adelung, Deutscher Stil 1, 88—93).[1]) Um dieselbe Zeit bezeichnet ein Beurteiler der Sprache Luthers, Wilh. Abr. Teller, folgende Worte als veraltet: sich beraten, jemanden ereilen, etwas erkunden, hausen, heischen, peinigen, raunen, verbriefen, schaffen (= tun), verdüstert sein, verursachen, wähnen, zeihen — sind sie nicht alle heute wieder „gang und gäbe", ein Ausdruck, der auch zu den verlorenen gerechnet wird, ebenso wie für und für, fortan, samt, wie ferner die Armspangen, der Filz (= Geizhals), die Reisigen, die Sippschaft, der Söller, Prüfstein (und nicht mehr Probierstein), Satzungen, Spielmann (= Musikant), Sangmeister (= Kantor), Weidwerk, Beschaulichkeit (= contemplatio bei den Mystikern) — sie wurden zum Teil von Teller selbst zur Wiederaufnahme empfohlen und werden heute sogar in der edelsten Sprache verwendet. Kaum eins hat altertümlichen Klang, lächerlich vollends findet sie niemand, am wenigsten jenes beginnen, von dem auch Teller sagt, es könne höchstens wieder angewendet werden, wo es sich um leichtsinnige, unüberlegte Unternehmungen, um das Anstiften von Unfug handle! Hat sich aber die Zeit nach Adelung so leicht über dessen Bedenken hinwegsetzen können, so müssen auch wir jetzt vorsichtig sein mit dem wegwerfenden Urteil: dies und das Wort ist altertümlich, also fehlerhaft. Ein Wort kann alt oder veraltet sein, ohne deshalb altertümlich sein zu müssen, eine Unterschied, den Adelung nicht kannte. *Alte* Worte sind solche, die mit dem Begriffe, den sie ausdrücken, zugleich verschwunden sind, die man also für gewöhnlich nur deswegen nicht gebraucht, weil die bezeichnete Sache selbst für uns nicht mehr vorhanden ist, die man aber gleich wieder gebrauchen muß, sowie auch der Begriff wieder in den Kreis unserer Gedanken gezogen wird. Und in diesem Falle, sagt Wackernagel,

[1]) Vergl. die Zusammenstellungen bei Max Müller, Wortkritik u. Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch, Berlin 1903, bes. S. 64 ff.

Digitized by Google

ist der Archaismus kein Fehler. Ein altes Wort ist Fehde: der Begriff ist für uns nicht mehr vorhanden, und darum war es lange Zeit auch das Wort nicht. Wo es aber gilt, Dinge des Mittelalters und gerade diese mittelalterliche Art von Privatkrieg zu behandeln, da darf und muß man die alte Sache auch mit ihrem alten Namen belegen. Die geschichtliche und die mit ihr verwandte beschreibende Rede bedarf dieses Wortes durchaus. Adelung bezeugt auch dieses Wort als nur noch für die komische Schreibart verwendbar — ein Beweis, daß er den Unterschied zwischen altertümlichen und alten Worten nicht kannte. 1744 spricht der Dichter Ramler von der Seligkeit des fehdelosen Alters, in Schillers Räubern werden „alle Fehden bei Todesstraf verboten" — und heute werden sogar literarische Fehden ausgefochten, Bismarck läßt einmal sogar Eisenbahngesellschaften mit dem Fehderecht ausgerüstet sein. Die Dichter waren es, die dem Kunstausdrucke des Geschichtschreibers zu allgemeiner Geltung verhalfen, nicht in seinem eigenen, engen Sinne, sondern in erweitertem, und bis jetzt hat das Wort noch nichts von seinem edlen Roste eingebüßt; wer wollte es heute verbieten als alt, als lächerlich? Was aber bei diesem Worte möglich war, sollte das nicht auch mit andern geschehen können, mit Worten, die uns fremd geworden sind, weil die von ihnen bezeichnete Sache verschwand? Auch die Fehme besteht nicht mehr, und doch gilt das davon abgeleitete Zeitwort nicht als verfehmt — ein Ausdruck, weit edler als der halb deutsche, halb fremd: verpönt. Wir ächten oder erklären auch heute noch in Acht und Aberacht, ohne uns bewußt zu werden, daß wir dazu mindestens nicht befugt sind, wir fechten einen Strauß mit einem Gegner aus, der ebensowenig wie wir ein altes Ritterschwert führt.

Kann es aber nicht verboten werden, ein altes Wort in einer veränderten Bedeutung zu verwenden, so wird es doch nicht möglich sein, außerhalb der rein wissenschaftlichen Darstellung dasselbe Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung zu gebrauchen. Das ist ein Fall, der für den Sprachkenner hundert und tausendmal zu beobachten ist. Albern bezeichnet jetzt etwas völlig anderes als das alte alwaere = wahrhaft, fromm nicht mehr den tüchtigen Menschen schlechthin, elend ist jetzt nicht nur der aus seinem Lande Vertriebene, auch im Vaterlande gibt es jetzt Elend genug. Herrlichkeiten besitzt jetzt nicht bloß der König, der früher zwischen ihnen und den Regalien die Wahl hatte. Als Haff wird jetzt nicht mehr jedes Meer bezeichnet,

Digitized by Google

da das Wort Eigenname geworden ist. Pflicht bedeutet jetzt etwas anderes als Fürsorge, freundliche Bemühung, Eifer, Verkehr, Verbindlichkeit, Dienst ꝛc. (vergl. Zeitschr. f. deutsches Altertum 22, 322 f.), es könnte demnach nicht wieder eingesetzt werden etwa an Stelle von „Solidarität der Interessen".

Man kann es bedauern, daß es nicht angeht, diesen und vielen anderen Worten wieder zu ihrer alten Bedeutung zu verhelfen und dadurch vielleicht manches Fremdwort zu verdrängen, aber wir kämen in die größte Verwirrung, wenn wir eigensinnig uns darauf versteifen wollten, die Worte in der Bedeutung anzuwenden, die sie der geschichtlichen Erkenntnis zufolge ehedem hatten. (Der Erfurter Advokat und Dichter Fleischhauer verfuhr so, s. Weimar. Jahrb. 3, 433.) „Rufen wir aus der alten Sprache ein Wort zurück, so ist wohl dabei zu bedenken, ob wir es noch in einem andern Sinne gebrauchen," diesen Grundsatz stellte schon der Verfasser der Schrift über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen, Leipzig 1781, S. 163 auf, und es ist töricht, als Ersatz für ideal das Wort adelig vorzuschlagen (Rembrandt als Erzieher S. 47); ebenso könnte man für das Ideal den „Wunsch" aus dem Mittelhochdeutschen erwecken wollen oder Unzucht an Stelle von Disziplinlosigkeit, Genist für Genesung ꝛc. Wenn wir jetzt Acht = Verfolgung gebrauchen, so kann es nur in stehenden Wendungen geschehen (die Acht verhängen ꝛc.), in denen eine Zweideutigkeit (Acht = Aufmerksamkeit) ausgeschlossen ist. (Dies beachtete Adelung nicht a. a. O. 1, 88.)

Von den alten Worten sind wiederum die veralteten wohl zu unterscheiden.[1]) Als solche bezeichnen wir mit Wackernagel diejenigen, die für uns überhaupt nicht mehr vorhanden sind, die nicht nur ihre Bedeutung verloren haben, sondern aus hier nicht zu erörternden Gründen erloschen und abgestorben sind, trotzdem der von ihnen ausgedrückte Begriff noch vorhanden ist: dieser wird jetzt durch ein anderes Wort gegeben. Hierher gehören mhd. mâge, wofür jetzt Verwandter gesagt wird, magezoge = Erzieher, maere = berühmt, minne und minnen = Liebe und lieben, Lüppe = Eiter, Gift (vergl. Lippwurz = Giftwurz) u. v. a. Da diese Worte niemand kennt außer dem Gelehrten, so scheint Wackernagel mit vollem Rechte ihren

[1]) Kinderling, Die Reinigkeit der deutschen Sprache, Berlin 1795, S. 20 ff. beschäftigt sich des Breiteren mit der Scheidung dieser Begriffe, kommt aber bei aller Anlehnung an Äußerungen der Alten zu falschen Schlüssen. Den Begriff der altertümlichen Worte kennt er so wenig wie Adelung.

Digitized by Google

Gebrauch zu verbieten (S. 324). Aber gerade diese Gattung von Worten möchte ich als besonders geeignet zur Wiedererweckung betrachten. Sind uns doch gerade unter ihnen eine große Menge wieder lebendig gemacht worden, und zwar durch unsere Dichter, ja sogar Gelehrte haben mit Bewußtsein unsere Sprache durch solches Gut zu bereichern gesucht.

Bevor ich dies durch Tatsachen belege, sei mir eine Begründung des Satzes gestattet, daß veraltete, also völlig vergessene Wörter zur Wiederbelebung am meisten geeignet sind, daß durch sie die Sprache am besten zu bereichern ist.

Die heutige Sprache erscheint auch dem einfachsten Manne so verblaßt, daß er in seinen Äußerungen ihr noch besondere Kraft einflößen zu müssen glaubt. Daher rühren die Übertreibungen: furchtbar groß, schrecklich wenig, großartig schön — das einfache sehr genügt nicht mehr. Wer heute einen einfachen Stil schreibt, packt den Leser nicht; so friedlich und spießbürgerlich dieser auch sonst sein mag, er wünscht seine geistige Nahrung ebenso wie die leibliche möglichst gesalzen und gepfeffert. Warum haben gewisse Zeitungen so starke Auflagen? Weil sie es verstehen, durch eine gewürzte, auffällige Sprache ihre Leser vor dem Einschlafen zu bewahren. Kein Wort tönt so hoch und hehr, kein Bild ist so gewagt, daß es nicht gerade recht wäre, zu leerem Wortgeklingel mißbraucht zu werden. Die gewöhnlichsten, geringfügigsten Dinge werden in einem blumenreichen, überschwenglichen Stile abgehandelt, zumal in der um ein billiges gelieferten Romanspeise.

Mit wahrer Ängstlichkeit geht man dem einfachen Ausdrucke aus dem Wege und sucht ihn durch eine lächerliche Wortfülle zu ersetzen; wie oft kann man Sätze lesen wie: Die Kriegsfurie schwingt ihre Fackel in den Balkanländern; Napoleon, jener korsische Eroberer, der mit seinem Donnerkeil ꝛc. Was ist die Folge von solchem Treiben? Dadurch, daß die Zeitungen den Blumen- und Bilderschmuck der Sprache für politische und wirtschaftliche Erörterungen verwenden, wird offenbar die dichterische Sprache entwertet. Die Poesie muß den Gebrauch der gar zu gangbaren und alltäglichen Worte verschmähen, sie bedarf minder abgeschliffener, minder verblaßter; Ausdrücke, die noch vor 50 Jahren für höchst poetisch und in gewöhnliche Sprache nicht passend galten, hört man heute in allen Gassen und Winkeln. Wie sollen da die Dichter noch sprechen? Von Fremdwörtern haben sie sich bis auf Freiligrath und einige

Digitized by Google

andere frei zu halten gewußt. Mancher steigt aber statt über, unter die Bildfläche der Alltagssprache der Gebildeten und verschmäht, um sich von ihr zu unterscheiden, selbst das Gemeine nicht. Ich glaube dies Bestreben bildet einen der Gründe für die Pflege der sog. realistischen Sprache, die selbst in Wildenbruchs Bühnenstücken sich hören läßt. Vielleicht rührt auch aus dem dunklen Gefühl, daß unsere Schriftsprache sich auf falscher Bahn bewegt, die Vorliebe unserer Zeit für die mundartliche Dichtung her. Dem hochdeutschen Dichter kann die Beschäftigung mit den Mundarten um so ersprießlicher sein, als diese noch viel altes Sprachgut enthalten. Manches Wort, welches uns nur noch in den mittelalterlichen Sprachdenkmälern vor die Augen tritt, tönt noch heute aus dem Munde des „Provinzialen", des Gebirgsbewohners an das Ohr des Sommergastes. Friedr. Nietzsche spricht sich in seiner Abhandlung über Dav. Friedr. Strauß (Unzeitgemäße Betrachtungen 1, 93) sehr hart aus über einige an Seb. Frank und Hans Sachs erinnernde Wendungen in der Sprache des schwäbischen Philosophen, gleichwohl aber begegnet es auch ihm, daß er ein für den Hochdeutschen veraltetes Wort gebraucht: „Sie werden erbittert, diese abkräftigen armen Schelme" (a. a. O. 3, 39). Abkräftig ist veraltet (s. Heynes Wörterbuch 1, 21), jetzt heißt es asthenisch, Nietzsche empfindet es aber nicht als veraltet, weil es in der Sprache seiner Heimat noch lebt. So hätte er auch Strauß nicht tadeln sollen, weil er einebnen gebraucht (= nivellieren), sich besondern (= spezialisieren, differenzieren), Widerstand zu befassen haben u. a. Nur darin hat er Recht, daß solche veraltete Worte nicht in einer Umgebung vorkommen dürfen, die auffällig von ihnen absticht. Wo es sich handelt um Darlegung von Dingen, die lediglich in der Neuzeit wurzeln, um eine Auseinandersetzung, die sich an den Verstand und nicht an das Gefühl wendet, da wird uns ein veraltetes Wort seltsam anmuten, es wird passen wie die Faust aufs Auge. Man soll nicht, wie Goethe einmal sagt, neuen Geist mit alter Sprache bebrämen. Wo es sich aber um eine von der gewöhnlichen Redeweise sich abhebende Sprache handelt, wo es gilt, mächtige, ins Innere dringende und im Innern nachhallende Töne anzuschlagen, da kann ein „altes Macht- und Klangwort" gerade das rechte sein, gerade die Wirkung erzielen, die ein neuzeitliches verfehlen würde. Mit einem Worte: dem Dichter muß es erlaubt sein, ja es kann ihm geboten erscheinen, veraltete Worte wieder aufzunehmen und zu erneuern. Dieser Meinung gab

Digitized by Google

bereits Wieland Ausdruck (in dem Aufsatz über die Frage: Was ist Hochdeutsch? Werke [Hempel] 38, 29; vergl. Socin, Schriftspr. und Dialekte im Deutschen, S. 426), indem er sich auf Quintilian bezog, der zwar dem Redner alle veralteten Wörter verbot, dieses Verbot aber nicht auf die Dichter ausdehnte. Unter Hinweis auf das Wort des Horaz: Viel abgestorbne Wörter werden wieder ins Leben kehren (Ars poet. 70) führt er gegen Adelung (S. 36) aus, daß die in der obersächsischen Gesellschaftssprache außer Gebrauch gekommenen Wörter aus noch ganz andern Gründen als dem der Entbehrlichkeit dies Schicksal erlitten haben, daß sie trotzdem dem Dichter nötig sein könnten, der oftmals synonyme Wörter haben müsse, die in sehr feinen Nüancen verschieden sind.[1]) Adelung macht denn auch dem Dichter in seinem drei Jahre nach Wielands Aufsatze erschienenen Werke dieses Zugeständnis (2, 285), indem er aber unterscheidet zwischen wirklich veralteten Worten und solchen, die durch ihre größere Anschaulichkeit, ihren volleren Ton, ihre Kürze für die höhere und dichterische Schreibart aufgespart werden. Freilich will er auch hier nichts wissen von Minne, behagen, bieder, die wirklich veraltet und lächerlich seien. Der Livländer F. K. Gadebusch arbeitete die schönwissenschaftliche Literatur von 1741 an durch und sah mit Freude alte gute Wörter wieder eingeführt wie Hülle (enthüllen), Schwall, staunen (bei Haller) u. a. „So leicht können veraltete Wörter erneuert werden, wenn ein bestätigter Dichter sie wieder gang und gäbe macht." (Zeitschr. f. deutsche Philologie 6, 54 ff.) Ja selbst für die Prosa können solche Wiederbelebungen mit Glück versucht werden. A. Ph. Moritz (Beiträge zur deutschen Sprachkunde, Berlin 1794, S. 89 f.) stellt fest, daß der Graf von Heyberg in seiner Schrift über die bayrische Erbfolge die Wörter wahren (Gerechtsame), übermächtig, Teilungen, Einungen, Denkschrift u. a. „im Fache der Staatsschriften" wieder geläufig gemacht habe.

Auch Wackernagel sagt (a. a. O. S. 372), für die Poesie sei der Archaismus im allgemeinen kein Fehler, nur müsse der Gebrauch veralteter Ausdrücke dem Zwecke der Sinnlichkeit entsprechen. „Wenn man," sagt er, „mit vielen unserer Dichter Ausdrücke wie Degen

[1]) So empfahl auch Teller S. 175 u. a. die Erneuerung des Zeitwortes übermögen: es sei milder als überwältigen, überlegen sein könne man ohne alle Versuche mit anderen. Aber wer mich übermocht hat, mit dem muß ich im Kampfe gewesen sein, ich habe der Übermacht weichen müssen.

Digitized by Google

und Recke wieder auffrischt, so ist damit eben nicht sonderlich viel gewonnen, da die jetzige Zeit mit dergleichen Worten entweder gar keine Anschauung verbindet oder eine falsche, sondern es müssen Worte sein, deren Sinn und deren Sinnlichkeit auch auf dem Grunde der jetzigen Sprache etymologisch sogleich einleuchtet: wo das nicht der Fall ist, so dienen sie nicht einmal zur Deutlichkeit, viel weniger zur Anschaulichkeit." Diese Bedingung möchte ich dem Dichter nicht auferlegt wissen, sondern nur fordern, daß er selbst Klarheit besitzt über das ihm passend erscheinende Wort. Er darf nicht Böcke schießen, wie z. B. Scherenberg in seinem Gedicht „Leuthen":

> Der Württemberg, der Braunschweig, der Anhalt-Dessau, der
> Nie aus der Richtung konnte, wie sein alter Lobebär —

auch an anderer Stelle kehrt dieses Mißverständnis wieder, welches das lobebaere des Nibelungenliedes mit Meister Petz in Verbindung bringt (s. Weimar. Jahrb. 2, 48 f.). Wenn aber ein Dichter ein von ihm selbst richtig verstandenes Wort in einem richtigen Zusammenhange zu verwenden weiß, dann sollte es ihm durchaus erlaubt sein, durch einen veralteten Ausdruck seine Sprache zu beleben.[1]) Wie viele noch lange nicht veraltete Worte sind uns heute ihrer Herleitung nach dunkel, und doch gebrauchen wir sie im allgemeinen richtig: es kommt nur darauf an, daß wir sie von „führenden Geistern" richtig gebraucht finden, und diesen Führenden sieht ja jetzt, Dank dem Sprachverein, so mancher Sprachkundige auf die Finger.

Ja, M. Haupt, der den Reichtum der alten deutschen Sprache für unwiederbringlich, lediglich für einen Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung hält („wie man sich an dem köstlichen Gepräge alter Münzen erfreut und belehrt, aber sie im Umlauf zu setzen sich nicht einfallen läßt",[2]) s. Belgern S. 273), räumt ein, daß „der Schatz der alten Sprache insofern lebendig auf die Gegenwart einwirken kann, als die Betrachtung jenes unentstellten Organismus, jener Ursprünglichkeit der Bedeutungen zur Wiederbeseelung vieler heutiger Wörter, die jetzt als tote Zeichen erscheinen, das einzige Mittel ist."

---

[1]) Leonh. Meister, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache, 1780, II, 49: Sei ihm so, daß Gellert Provinzialausdrücke, Opitz alternde und veraltete Wörter haben — wenn diese an ihrem Platze stehen ... wie ungereimt würde man ihnen den Rang von klassischen absprechen?

[2]) Können sie aber nicht umgeprägt werden?

Digitized by Google

Hiernach soll also ein alter Ausdruck Licht verbreiten können über verblaßte neuere — sollte es da nicht möglich sein, ein richtig verwendetes altes Wort zu erhellen durch uns noch völlig bekannte, die es umgeben? Chr. Garve sagt in dem Aufsatze über Sprachverbesserung (Beitr. zur deutschen Sprachkunde, Berlin 1794, I, 134 ff.): „Jedes fremde Wort hat im Anfang die öffentliche Meinung wider sich. Es ist unverständlich und macht durch seine Auslegung Mühe. Diese Hindernisse kann ein großer Schriftsteller überwinden bei dem wirklichen Gebrauche, indem er an dem Orte, wo er es hinstellt, durch die Helligkeit der ganzen Idee Licht über diesen unbekannten Teil zu verbreiten und für die unterbrochene Aufmerksamkeit durch die Stärke des letzten Eindrucks zu entschädigen weiß. Auf diese Weise geht von Zeit zu Zeit ein oder das andere veraltete oder Provinzialwort in die allgemeine Sprache über, wenn durch den Ruhm des Schriftstellers oder durch die einnehmende Schönheit der Stelle seines Werkes, in welcher es zuerst vorkam, das Andenken dieser Neuerung bei der Nation erhalten und die Nachahmung derselben veranlaßt wird." Hiermit ist wohl der Vorgang richtig dargestellt, durch welchen uns so manches gute alte Wort wiedergeschenkt wurde: wenn wir den Sinn solcher Worte fühlen, wenn sie in uns eine richtige Vorstellung erwecken, gehören sie uns dann nicht wirklich? müssen wir sie mit „philologischer Akribie" zu zerlegen verstehen? Hier muß der Geist Herders walten, welcher sagt: „Ein Muster entscheidet hier durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler." Sollen wir also nicht Wielanden dankbar sein, daß er uns 1796 in seinem Oberon den altdeutschen Recken wiederschuf? Ist uns das Wesen eines Helden dem Wortlaut nach etwa deutlicher als das des Recken? Sagt nicht der bloße Klang des Wortes genug für den, der es zum ersten Male hört? Arndts, Uhlands und anderer Dichter Erzeugnisse haben doch schwerlich weniger Verehrer, weil sie Recken und Degen auftreten ließen. Letzteres Wort erneuerte bereits Lessing, der 1759 den damals verschollenen Dichter Fr. Logau herausgab, nicht bloß wegen seiner Bedeutung für die Gattung des Sinngedichtes, sondern, wie er ausdrücklich im Vorbericht über die Sprache Logaus bemerkt, weil durch Einführung der besten von den alten Wörtern seitens der angesehensten Redner und Dichter der Sprache ein weit größerer Dienst könnte erwiesen werden als durch Prägung ganz neuer Wörter, von denen es ungewiß sei, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Es muß doch etwas Richtiges an dieser

Digitized by Google

Erwägung sein: wir haben heute nicht nur tapfere Degen wieder (daß man sie so gern als Haudegen auffaßt, schadet dem Begriffe des Wortes nichts, wohl aber kann es uns mit seiner Grundbedeutung Diener den Schweizerdegen verdeutlichen helfen, s. Heynes Wörterbuch I, 555 f.), sondern auch biedere Deutsche, obgleich Adelung das Wort bieder doppelt und dreifach verfehmte; Lessing führt dieses wie auch Brunst im Wörterbuch zu Logau als veraltet auf. Die Göttinger Dichter lasen eifrig die durch Bodmer der Vergessenheit entrissenen mittelhochdeutschen Dichtungen und trugen dadurch nicht allein zur Erweckung eines freieren, lebenskräftigeren und volkstümlichen Geistes in der schönen Literatur wesentlich bei, sondern sie machten auch eine große Menge alten Sprachgutes wieder lebendig. Man braucht nur Bürger zu nennen: wer wüßte nicht, daß er in seinen Balladen alte Wörter und Formen verwendet, wo sie ihm durch die Fülle des Lautes oder andere Vorzüge wirkungsvoll erscheinen,[1]) wer gedächte nicht wenigstens des Rufes: „O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind," um sogleich wieder an Schillers „was da kreucht und fleugt" erinnert zu werden? Hat nicht die Sprache, in welche das alte Gold gut eingeschmolzen ist, mehr Inniges, Vaterländisches, stärkeres Gefühl Erweckendes als die kahle neuere? Voß stellt die Erwägung an: „Da wir Hast und hastig in der Schriftsprache haben, warum vernachlässigen wir das alte hasten, welches ungestüme Eile ausdrückt? Spute dich, aber haste nicht! ist lebendiger gesagt als Eile mit Weile." Heute überhasten wir uns sogar. Ja seit 100 Jahren sind uns viele Worte so vertraut geworden, daß wir sie gar nicht als künstlich wiederbelebt anzusehen vermöchten, wenn dies nicht ausdrücklich bezeugt wäre. Solche Worte sind außer den bereits erwähnten und abgesehen von Minne und Mär: Aar, Ahne, Hort, Hüne, Stegreif, Imbiß, Seher, Wüstling, Gleißner, Ungetüm, Scheuer, Schemen, Leumund, Heimat, Eiland, Sinnlichkeit, vergeuden, dunkeln, lugen, frommen, kräftigen, kosen, anheben, enthaaren, harmlos, griesgrämig,

[1]) Vergl. die alte Befehlsform bis, Entführung Str. 9, leugst du, ebenda Str. 25, rufte, der wilde Jäger Str. 1, seine Lust büßen, ebenda (vergl. Alberus, Dict. Qq ij: expleo voluptatem ich büß mein lusten), Mutung, Lied von der Treue Str. 31. — Vergl. Fr. Mühlenpfordt, Der Einfluß der Minnesinger auf die Dichter des Göttinger Hains, 1899, S. 82—84, sowie auch Bürgers Homerübersetzung, gegen deren Streben nach Altertümlichkeit O. Lücke, Berlin 1891, S. 35 ff. sich wendet.

Digitized by Google

kußlich, findig (noch 1862 bezeichnete Grimm dies dem mhd. vündec entsprechende Wort als „heute außer Gebrauch"), abschätzig (Socin S. 400, vergl. 361 u. 364), heerflüchtig, freisinnig, fühllos, freudenlos, gewerbsam (jetzt industriös!), barfuß (wofür Adelung ungeschuhet wünschte), hehr, dienstlich, stattlich, sonder = ohne, ob = über, eitel = lauter, heil = ganz u. v. a. Campe sah sich fleißig nach alten Wörtern um, die wieder zu beleben wären, und Radlof sagt (Teutschkundl. Forschungen 1, 358), die Benützung seines Wörterbuches sei sehr bedenklich, da Campe mehrere hundert alter Wörter für seine Gebilde ausgegeben habe. Aber Campe selbst stellte (Wörterb. 1, XX) fest, daß manche Wörter, die Adelung zu den veralteten zählte, schon wieder in Umlauf seien, wie bieder, beginnen, ereilen. Gar nicht reden will ich hier von den Verfassern der zahllosen Ritterromane und Ritterdramen, die für ihre Schilderungen nach kräftigen alten Wörtern jagten und wirklich mit solchen unsere Sprache bereicherten; einiges stellte ich zusammen in meinem Buche „Die Ritter- und Räuberromane", Halle 1894, S. 28 f.

Wenn Klopstock (Sprachwissenschaftl. und ästhet. Schr., herausg. von Beck und Spindler, 2, 313 ff.), für die Sprache der Poesie die Wahl edlerer Worte und deshalb die Zurücknahme alter Wörter fordert, eine veränderte Ordnung der Worte, die Entlehnung starker und größerer Ausdrücke aus den Dichtern der Antike und den Engländern, so finden wir diese Forderung erfüllt in Goethes Jugenddramen: in der Sprache des Götz sahen die Rezensenten eine ganz gelungene Erneuerung der Sprache des 16. Jahrhunderts (Goethe-Jahrbuch 2, 382), auch die erste Bearbeitung des Werther zeigt neben Altertümlichem auch Veraltetes, z. B. das Lutherische härin, wovon freilich Goethe manches in der Weimarschen Bearbeitung tilgte. „So manches Wort tauchte", wie Wätzold so schön sagt (Zeitschr. des allgemeinen deutschen Sprachvereins 1, 279), „neugeboren aus dem Bade seines Gedankens," wenn es ihm auch nicht gelang, die alte gute Bedeutung von Kerl wieder in die gute Gesellschaft einzuführen (vergl. Wielands Brief an die Laroche, Februar 1781; im Werther verwandelte er „die guten Kerls von Pfarrers" später in „ehrliche Geistliche"). Es war dies aus den vorhin angegebenen Gründen verfehlt, ebenso wie es verfehlt war, daß Varnhagen v. Ense, nachdem er 1807 sich vielfach mit altdeutschen Schriftstellern beschäftigt hatte, sich altertümliche Ausdrücke angewöhnte und namentlich den Umlaut beseitigen wollte in Formen wie schlägt, führt, trägt

Digitized by Google

(s. Denkwürdigkeiten 3, 29). In dieselbe Zeit aber der tiefsten Erniedrigung Deutschlands fallen die altdeutschen Bestrebungen Uhlands, der es verstanden hat, uns wieder eine Reihe von völlig vergessenen Worten zu beleben, wenn auch zunächst nur in seinen Gedichten. Denn daß alle die Worte, welche er verwendete, um seinen Gegenständen von vornherein die rechte alte Beleuchtung, die Färbung des Mittelalters zu verleihen, in die Gemeinsprache übergehen müßten oder könnten, wird niemand behaupten, im Hinblick auf Adelung aber auch nicht bestreiten. Wie noch heute in der Mundart bedeutet bei Uhland Gauch soviel wie Narr, Tor; Gaden: Zimmer, Gemach; stäte: geduldig, langsam, beharrlich. Oft ist die Entscheidung sehr schwierig, ob ein für ein hochdeutsches Ohr etwas ungewöhnlicher Ausdruck von Uhland dem Altdeutschen oder der Volkssprache Schwabens entlehnt ist. Auch außerhalb des Zusammenhangs sind verständlich für uns: Turnei (auch von den Romantikern vielgebrauchte Form), Heldenwerk, Brünne, Ferge, Buhle (im guten Sinne wie bei Goethe), Fängnis (mhd. vancnis), das Waffen, das Gemahl, berühmen, birschen, den Mut höhen, vierfarb, rosenfarb, gesippt, lustsam, gülden, ein Ritter wohlgetan, zutal, allstund. Aus dem Zusammenhang ergibt sich an den Mund küssen, des mag noch werden Rat, vierfältig Tuch zur Wat, was = war, so = das, Zins = Steuer, darführen = hinführen und manches andere. Bedenklicher erscheint es nach den dargelegten Grundsätzen, wenn Uhland noch jetzt gebräuchliche Worte in einem älteren Sinne gebraucht: Mut = Sinn, Frau = Jungfrau, Klee = Gras, gesund = unversehrt, fromm = tüchtig, Elend = Fremde, widerstreit = im Wettstreit. Aber auch hier ergibt der Zusammenhang die gemeinte Bedeutung, wie z. B.

„Wo dem einen Rosen lachen,
Sieht der andre dürren Sand,
Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland." (Bidassoabrücke.)[1])

[1]) So übersetzt auch Schiller Aeneis 2, 798 exilio pubem mit „des Elends Kinder". Vergl. Seb. Wild 1566 Nnn$_2$b:

Wann die Frommn einfelting Christen hie
Vil leyden in diesem ellendt,
So kommen sie letzlich zu Gott.

Darnach ist also der Himmel ihr Vaterland. Derselbe in der Komödie vom Kaiser Octavian Oo$_4$b:

So will ichs ins ellend verschicken,
Samt jren Kindern auß dem Landt.

Digitized by Google

Mit der Neigung, die ursprüngliche sinnliche Bedeutung der Worte wiederherzustellen, war bereits Goethe vorangegangen, so wenn er Pylades (Iphigenie II, 2) sagen ließ:

Da er wie von einem Netze sich
Vergebens zu entwickeln strebte, schlug Ägisth ihn.[1])

An solchen Stellen kann unser Geschlecht lesen lernen, mit Verstand lesen lernen: nicht wie man den Lederstrumpf oder die Zeitung liest, hastig, ohne Achtsamkeit auf die Form, sondern indem man die Gedanken stillstehen läßt bei den Worten, indem man sich wirklich etwas bei ihnen denkt und vorstellt. Darin aber besteht die Arbeit der Schule: sie muß dem Kinde erklären, was es nicht versteht, sie muß ihm zu Begriffen verhelfen, sie muß Gedachtes begreifen lehren. Vom Schülerstandpunkt aus ist es aber völlig gleichgiltig, ob ein Wort neu oder alt, ob es der Gegenwart ohne weiteres verständlich ist oder nicht. Dem Kinde muß erst dargelegt werden, was Liebe, was Allmacht, was Allgegenwart und hundert andere Worte heißen; so kann es auch lernen, was wundermild ist, was singen und sagen, was Unsieg, Schildesamt, Wappner, Lanzenbrechen, Stechen, Tartsche, Marschalk, Botenbrot, Gedicht und andere Worte zu bedeuten haben. So lernt der Schüler an den Worten die Sache kennen: jeder Sprachunterricht ist zugleich Sachunterricht, oder sollte es wenigstens sein. Und hat die Jugend dies und noch mehr aus und an Uhlands Gedichten gelernt, und zu nichts bringt sie mehr Lust und Liebe mit als zu solchen Dingen, so wird sie mit Freuden ihres Wissens inne werden, wenn sie Gedichte von Romantikern oder von Rückert liest. Denn diese halten es durchaus mit den alten und veralteten Worten. Bei ihnen wie bei dem ob seiner Sprache einst so gelästerten R. Wagner finden wir die Minne, die Brünne, die Sippe und viele andere Worte der deutschen Heldenzeit wieder; bei Rückert insbesondere Gaben, Gar,

---

Schon verwischt ist aber die Grundbedeutung bei Gärtner Proverb. Dict. 1575, S. 69: Dulcius est miseris alienis viuere terris. Leidtlicher ist in frembden Landt Elend, den da man ist bekannt.

[1]) Vergl. Faust 12048 f.

Die nun dorthin sich ergießet,
Überflüssig, ewig helle, rings durch alle Welten fließet.

(Pniower im Goethe-Jahrbuch, 19. Band). Auch in den Mundarten lebt die sinnliche Bedeutung viele Wörter noch fort, z. B. bedeutet im Waldeckischen noch heute feige: dem Tode verfallen, sich empören: emporkommen, gedeihen.

Digitized by Google

Wind = Windhund, Kunft, Durft (ſonſt nur in Notdurft), Sehr = Schmerz („Nichts ihr bringe Fahr und Sehr"), Glaſt = Glanz (wie in der Mundart und bei Goethe), Gilde = Schar („von Schülern eine Gilde"), Malm = Staub, Mark = Land, Schalk = Knecht, Sucht = Krankheit („Du hielteſt ihn für ſiech, allein an ihm iſt keine Sucht"), abenden („geöffnet hat Gott alles Land, ſo weit es abendet oder tagt"), beiten („Beiten iſt ein Wort für weilen, alt und gut" erklärt der Schulmeiſter von Hims, als ob er J. Grimm hieße), frieden („gefriedet gegen Furcht und Kummer"), gauzen = bellen, gelfen = ſchreien u. v. a.

Mit Wagner teilt er die Neigung für das alte Zeitwort ſehren = ſchmerzen, ſchädigen, welches wir nur in der Zuſammenſetzung verſehren (jetzt heißt's lädieren) verwenden. „Wir ſahen, daß die Glut kein trocknes Hälmlein ſehrte," heißt es z. B. bei Rückert, während in der „Walküre" von „ſehnender Liebe ſehrender Not", von „der Walküre ſehrendem Blick" geſungen wird. Zuzugeben iſt allerdings, daß Wagner nicht immer darauf bedacht iſt, die alten, dem Laien unverſtändlichen Worte durch den Zuſammenhang verſtändlich zu machen: ſelbſt wenn man alle bezüglichen Stellen der „Walküre" zuſammennimmt, bekommt man keinen klaren Begriff von dem Worte „Harſt" (S. 11, 14, 66 der Textausgabe, Mainz 1876), wenn jedoch P. Lindau über den Ausdruck „freisliches Weib" ſich äußerte: „Ich weiß wieder nicht, was das bedeuten ſoll, aber es iſt gewiß ein ſehr ſchönes deutſches Wort" (S. 80 der Nüchternen Briefe), ſo braucht man nur auf die vorher geſchilderten Schreckniſſe zu verweiſen, die den Felſen unnahbar machen ſollen (in Öſterreich bedeutet Freiſen eine durch Schreck entſtandene Kinderkrankheit). Allerdings wird nur ein Germaniſt ſich freuen über die Stellen: „Seine Tugend nimmt er dem Schwert," „nicht darf ich Rat mehr raunen," „wer büßt mir der Stimme Macht" ꝛc. Aber auch Wagner darf man nicht mit dem Bade ausſchütten. Mit begeiſterten Worten preiſt gerade Fr. Nietzſche (a. a. O. 4, 70 f.) Wagners Luſt an altem deutſchem Sprachgut. Er verwendet an ungezählten Stellen alte Worte ſo, daß man über ihre Bedeutung nicht im Dunkeln ſein kann. Wer verſtünde nicht: Mißwende folgt mir, wohin ich fliehe? wehrlich und ſtark war Wolfe; eh nicht ertagte die Tat; mein Leid letze dich denn (vergl. das Wortſpiel: Zum letzten Mal letz es mich heut') ꝛc. Mit Glück verwendet Wagner namentlich einfache Zeitwörter an Stelle von zuſammengeſetzten, ganz wie die ältere Zeit:

Digitized by Google

wer hellte dem Blöden den Blick? Gehrt ich nach Wonne, weckt ich nur Weh u. v. a. So unterdrückt auch Rückert nicht etwa eine Silbe, sondern erneuert alte Worte mit den Formen: Fahr, Ruch, Schmack, Stank, Tos („verklungen ist des Kampfes Tos"), und mit Unrecht wendete sich H. Riegel gegen Julius Wolf, welcher ringer statt geringer gebraucht. Ist uns nicht der „linde West" schon ganz geläufig?

Ja, es hilft nichts, wir kommen von der Sprache unserer Altvordern nicht los: unsere Dichter sehen sich geradezu auf das alte Sprachgut angewiesen, wenn sie dem Alltäglichen ausweichen wollen. Den Dichtern freilich werden wir die Wiederaufnahme alter Worte zunächst überlassen müssen. Denn weder Luther noch J. Grimm sind imstande gewesen, alle die alten Worte, die sie in ihrer Prosa verwendeten, zum wirklichen Gemeingute der Deutschen zu machen. Von Grimm sagt Georg Curtius mit Recht, daß er das alte Sprachgut mitunter eigensinnig verwertete (Kl. Schriften S. 45); was von den alten Ausdrücken seiner Prosa wirklich in die Sprache des gebildeten Deutschen überging, ist wohl mehr der gleichzeitigen Anwendung durch die Dichter zu danken: Ferge, Getier, bannen u. ä., oder hat landschaftlichen und volkstümlichen Anstrich, wie sich lustig machen = sich belustigen (vergl. Andresen: Über die Sprache J. Grimms, Leipzig 1869; besonders S. 286 f.). Luther allerdings hat einer großen Anzahl von Worten aus der Zeit vor ihm zu dauerndem Dasein verholfen. „Was unbekanten und ununtersuchten Reden hat er das Teutsche Bürgerrecht zu wegen gebracht? Wie manche Unwörter, denen die ekkelhaffte Zeit abhold geworden, wiederaufbringlich gemacht!" so ruft Chr. Arnold in seinem Kunstspiegel vom Jahre 1649 S. 22 aus, und im Jahre 1755 schreibt der Professor Gottfr. Schütze (Beurteilung einiger deutschen Wörter, welche aus Lutheri deutscher Bibelübersetzung mit Unrecht verdränget worden, Altona, S. 7): „Ich glaube es zuversichtlich, daß viele deutsche Wörter schon längst veraltet wären, wenn sie nicht die Erhaltung einiger Gültigkeit der deutschen Bibelübersetzung Lutheri zu danken hätten." Daß dem aber so ist, ist lediglich der gewaltigen Persönlichkeit Luthers wie der unermeßlichen Bedeutung seines Werkes zuzuschreiben: welcher andere Prosaiker könnte sich wohl hierin Luther vergleichen? Gleichwohl kann man sich nicht verhehlen, daß ein ziemlicher Teil seines Wortschatzes lediglich in der Bibel, aber nicht in der sonstigen Schriftsprache lebt, daß ein anderer im Laufe der

Digitized by Google

Zeit unserem Volke unverständlich und erst in neuerer Zeit wieder gebräuchlich wurde durch die bewußte Wiederaufnahme seitens unserer Dichter. 1690 führte der maßgebende Grammatiker seiner Zeit, Joh. Bödiker, schon 29 Wörter auf, welche Luther bei den Obersachsen gefunden habe, die aber nun ganz oder fast veraltet seien. Der vorhin genannte Schütze wendete sich gegen die damaligen Bibelausgaben, die eine ganze Reihe von verdunkelten Worten durch neue ersetzten, und verweist auf das Wörterbuch, das Diederich von Stade 1711 zu Luthers Bibelübersetzung verfaßte und in dem er vor allen die Wörter sammelte, „welche in den zärtlichen Ohren unserer jetzigen Deutschen sehr veraltet, sehr barbarisch klingen" (Schütze S. 7). Teller stellt in seinem Werke vom Jahre 1794 auf über 100 Seiten Wörter zusammen, „welche entweder ganz veraltet oder doch nach der beigefügten Bedeutung in der guten Schreibart nicht mehr üblich sind." Unter diesen Worten trifft man allerdings eine lange Reihe solcher an, welche jetzt in aller Munde sind; zu den schon genannten füge ich noch aus Schütze: Ferge, geilen, Koller, letzen, raunen, Schemen, Scheuer, Söller, schlottern, vergeuden, widern, Würderung, Windsbraut, Ahne, bieder, Hülle und Fülle, Rechen, Laib (Brotes), Schächer (letzteres sowie raunen bezeichnete auch Leibnitz § 83 als völlig verblichen); aus Bödiker: rügen, nacheifern, hehr, treufe(l)n, Werder (= Insel noch in Norddeutschland), weidlich, Tartsche. Den meisten dieser Worte begegnen wir wieder in den Werken der Dichter, welche die Erneuerung alter Worte für nötig erklärten, wie z. B. bei Voß, der an seinen Freund Brückner schreibt, er studiere Luther und die Minnesänger, um die alten Nerve wiederzubekommen, welche die deutsche Sprache ehedem hatte und durch das verwünschte Latein und Französisch wieder ganz verloren habe. Was aber durch diese Bestrebungen des 18. Jahrhunderts uns nicht wieder lebendig gemacht, gleichsam mit frischem Blute geschwellt wurde, das ist uns auch heute noch dunkel, trotzdem die Sprache Luthers schon an die Kleinen in der Volksschule herantritt. Wörtern wie Darb, dürstig, Fahr, Wad, „an sich trefflich, in der Form untadelig, hat selbst Luthers Genius kein Leben einzuhauchen vermocht. Sie sind zwar nicht sofort — davor schützte seine Autorität — aber doch unaufhaltsam zu Grunde gegangen." Heinr. Rückert, dessen Worte ich soeben gebrauchte (Gesch. der neuhochdeutschen Schriftsprache 2, 93 vergl. S. 106 ff. sowie Socin S. 245 f.), sucht den Grund hierfür in dem Umstande, daß dies wirkliche Archaismen gewesen seien, von

Digitized by Google

denen weder die Gemeinsprache noch die Mundart etwas wußten. Doch können m. E. auch noch andere Gründe mitgewirkt haben, z. B. bei dem Worte durstig = kühn (von mhd. turren) die Zweideutigkeit mit dem neueren durstig. Der deutsche Durst überwand da die deutsche Kühnheit. Solche Klippen müssen wir, vielmehr unsere Dichter, bei dem Tauchen nach versunkenem Sprachgut vermeiden. Die Prosa aber hat von allen Versuchen abzusehen gestrandete und versandete Worte flott zu machen. Dafür soll sie sich lieber der Worte kräftig annehmen, die jetzt durch nichtsnutzige Weitschweifigkeiten verdrängt zu werden Gefahr laufen. Wir wollen nicht sagen Anstand oder Umgang nehmen statt des einfachen anstehen, umgehen, nicht den Beweis erbringen statt beweisen, zur Verteilung, in Anrechnung und in Anwendung bringen statt verteilen, anrechnen und anwenden, zur Entgleisung kommen statt entgleisen, Nachsicht angedeihen lassen statt nachsehen, einer Besichtigung und Prüfung unterziehen statt besichtigen und prüfen u. v. a. Durch solches Kanzleideutsch haben wir wohl ebenso viele alte gute Worte eingebüßt, wie durch die Fremdwörter. Man konnte früher mit abbrechen genau dasselbe bezeichnen, was wir mit Abbruch tun meinen, mit befrieden das, was wir durch Frieden verschaffen ausdrücken, man sagte schweigen statt zum Schweigen bringen, anwarten statt Anwartschaft haben 2c. Sträuben wir uns, die heutigen Sprachmoden mitzumachen, so können wir manchen Ausdruck und manche Wendung vor dem Verkommen retten, die Sprache vor weiteren Einbußen bewahren.

Wollen wir für die Bereicherung unseres Wortschatzes, namentlich des dichterischen, wirken, so müssen wir uns vor allem hüten vor voreiligem Absprechen über Worte, die wir aus Dichtermunde hören und die uns vielleicht nicht so schnell verständlich sind, wie die der Zeitungsschreiber; vielmehr wollen wir sie aus ihrem Zusammenhange zu verstehen suchen. Wir wollen die Dichter, die unsere Sprache durch alte Worte zu kräftigen und zu verschönern streben, anerkennen und womöglich ihnen die Steige richtig zu machen uns bemühen. Einen dahingehenden Wunsch sprach schon Wieland aus: er forderte Adelung auf, ein Verzeichnis derjenigen außer Übung gekommenen Wörter zu geben, welche der Wiedereinführung würdig seien (a. a. O. S. 36). Auch J. Pauls frommer Wunsch war es, „von Heinrich Voß und einigen anderen ein bloßes Wörterbuch aller seit einigen Jahrhunderten ergrauten Wörter zu bekommen, von

Digitized by Google

welchen wir keine ähnlichen stammhaltigen Enkel haben. Ja jedes Jahrhundert könnte sein Scheintotenregister oder Wörterbuch dieser Art erhalten." (Vorschule der Ästhetik § 83). Den Plan eines solchen Wörterbuches besprach neuerdings Karl Biltz in seinen Aufsätzen „Zur deutschen Sprache und Literatur" 1888, S. 27, 3 ff. Zur Ausführung dieses Planes aber ist es nötig, den reichen Schatz unserer Sprache bedächtlich zu mustern und alte Werke, auch fachwissenschaftlicher Art, wo sie uns begegnen, mit der Begierde zu durchforschen, aus ihnen vielleicht ein Scherflein zu gewinnen und beizutragen zur Bereicherung und Veredelung unserer Muttersprache.

Digitized by Google

IV.

Die Verstärkung des sprachlichen Ausdrucks.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 14 (1899), Nr. 1, Spalte 6—13.

Sehr oft macht sich beim mündlichen Ausdruck der Gedanken das Bedürfnis geltend, ein oder mehrere Worte nachdrücklicher, kräftiger in das Ohr des Hörers fallen zu lassen, sie gleichsam zu unterstreichen. Man kann sich dabei nicht immer durch lauteres Sprechen helfen, z. B. nicht wenn es gilt, eine tiefe Empfindung auszudrücken. Wie soll man den Zuruf: leise! stärker wirksam machen? Am einfachsten und zweckmäßigsten durch seine Wiederholung: leise! leise! Wer würde sich der verstärkenden Wirkung dieser Wiederholung nicht bewußt? Welcher Nachdruck liegt in den Worten Gretchens: „Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer; ich finde sie nimmer und nimmermehr!“ Meist steht ein verbindendes Wörtchen zwischen den doppelt gebrauchten Wörtern (für und für, fort und fort, Stück für Stück ꝛc.); noch nachdrücklicher aber wird die Wiederholung ohne Bindewörtchen: weit, weit weg; tief, tief unten; nichts, nichts weißt du; es kommen, es kommen die Wasser all ꝛc. Goethe liebt diese Wiederholung[1]) sowie die Verbindung der ersten und zweiten Steigerungsstufe: fest und fester, nah und näher, rot und röter. Im Mittelalter pflegte man beide Formen in wirklichem Vergleiche zu verknüpfen: lieber denne liep, bezzer denne guot. Der Komparativ an sich bedeutet ja nicht immer eine Erhöhung der Grundstufe, so wenn man von einem Kranken sagt:

---

[1]) Schon Jul. v. Voß, Begebenheiten einer Marketenderin 1806, 1, 15 verspottet diese Neigung: „mit all der Empfindung, all — all, spricht Goethe“.

Digitized by Google

es geht ihm besser — dabei geht es ihm vielleicht noch lange nicht gut. So ist auch ein „älteres Fräulein“ noch kein altes.

Unmöglich ist heute im Munde des Gebildeten die ehedem und im Volke noch immer übliche Doppelsetzung der Verneinung,[1]) höchstens erlauben sich Dichter diesen vermeintlich „unlogischen“ Brauch, wie noch 1865 Dingelstedt aus Helgoland die Klage hören ließ: „Kriegsschiffe nahn, Kriegsschiffe gehn, kein deutsches hab ich nie gesehn.“ Doch verzichtet die schriftdeutsche Prosa nicht gänzlich auf die Verstärkung der Verneinung, und noch weniger tut dies die Umgangssprache. Diese Verstärkung kann durch einen positiven Zusatz erfolgen, der meist den Begriff des Geringen, Wertlosen und Nichtigen enthält, z. B. nicht die Bohne, nicht einen Deut oder Pfifferling gebe ich darum; er ist nicht um ein Haar besser ꝛc. Die ältere Sprache war unerschöpflich in solchen Ausdrücken:[2]) wir haben nur noch eine Anzahl davon, und gegenüber so volkstümlichen Ausdrücken, wie „er weiß nicht die Laus“, stehen die abstrakteren „keine Spur, keine Ahnung, keine blasse Idee“; Felix Dahn spricht einem Wilhelm Scherer die Spur eines Schattens eines Scheins von Verständnis für die Dichtung ab. Auch nicht ein Fünkchen Verstand zu haben, ist gewiß sehr bedauerlich. Innig dagegen klingt die Umschreibung für durchaus nicht im Elsaß: mit keiner Liebe hab ichs machen können. Goethes Wahlverwandtschaften bieten die volkstümliche Wendung: „Sie kann es in den Tod nicht leiden“, ganz entsprechend der positiven Verstärkung: „Das möcht ich für mein Leben gern.“

Ja sogar der Teufel muß herhalten, um den Begriff des Nichts zu verstärken: das taugt den Teufel nicht, ich frage den Teufel (nicht) darnach — wenn wir jetzt gewöhnlich das „nicht“ weglassen, so wird doch niemand glauben, daß man den Teufel selbst fragen wolle; der Wenfall ist nur adverbial gemeint, und „den Teufel“ drückt geradezu das Nichts aus. Schon im Nibelungenlied heißt es: dû hast den vâlant, den tiufel getân = nichts hast du getan.

---

[1]) Vergl. über diese Hildebrand in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht III, 149 f. (= Beiträge S. 75 f.). Noch 1653 preist der thüringische Gymnasialrektor Girbert in seiner deutschen Grammatica es als besondere Zierlichkeit an, „wenn man zwey negativa setzt, die verneinen heftiger, wie auch bei den Griechen und Franzosen“.

[2]) Vergl. Zingerle in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, 39 (1862), 414 f.

Digitized by Google

Wenn so der Teufel zum bloßen Begriffe der Verneinung herabgesunken ist — das Volk denkt natürlich nicht an den Geist, der stets verneint —, wird andrerseits die Verneinung mitunter zur Verstärkung. Die Silbe un bedeutet nicht immer nur das Gegenteil des Begriffes, vor den sie tritt, sondern sie hebt auch das Ungewöhnliche, Außerordentliche hervor, das einem Begriffe zuerteilt werden muß: die Untiefe ist nicht nur eine nicht tiefe Stelle im Wasser, sondern auch eine ungewöhnliche Tiefe, das Unwetter ein äußerst schlimmes Wetter (schon an sich kann Wetter das widrige meinen, z. B. in dem Ausruf: Ist das ein Wetter!) die Unzahl, Unmenge, Unmasse, Unsumme, auch die Unkosten sind ähnlich zu erklären (das Ungeld ist eigentlich eine besondere, ursprünglich nicht regelmäßige Steuer). In Mörikes Hutzelmännlein (Ges. Erz. S. 115) begegnet eine Ungüte im Sinne von unvergleichlicher Güte.[1])

Wie an Stelle der zum zweiten Male gesetzten Verneinung ein Wort tritt, das den Begriff des Wertlosen, Nichtigen enthält, also einen verwandten Begriff, so verfährt die Sprache auch bei allen andern Worten, nicht bloß zum Zwecke der Verneinung. Noch heute verfügen wir über eine Menge von Verbindungen gleichbedeutender oder doch nahestehender Begriffe: am hellen lichten Tage (elsässisch am heiter hellen Tage), das muß und soll sein, Mittel und Wege, frei und ledig (mundartlich auch freiledig, z. B. bei Anzengruber und Hans Sachs, der dafür auch quitledig und quitlos gebraucht), nicht zu vergessen das so beliebte voll und ganz, das schon 1816 in der Posse „Euer Verkehr" von Jul. v. Voß (S. 307 „Ich weiß nun erst voll, ganz, innig, was lieben heißt") sowie in Tiecks Gedichten (Dresden 1834, 1, 62): „Das Herz gab sich ganz und voll dem Schmerz hin") begegnet.[2]) (Vergl. Geibel 3, 97: „Im Weltall sucht ich ohn Ermatten dich zu ergründen voll und ganz.") In solchen Koppelungen haben sich vielfach noch Worte in einer alten Bedeutung erhalten: Nutz und Frommen, durch Mark und Bein, schlecht und recht ꝛc., ganz besonders in Stabreimen: wie er leibt und lebt, dichten und trachten ꝛc. In der alten Rechtssprache wird oft zwei sinnverwandten Wörtern noch ein drittes hinzugefügt:

---

[1]) Vergl. hessisch unblimpsch = unplümpisch, Anzeiger für das deutsche Altertum 27, 275.

[2]) Gombert und Ladendorf gehen mit ihren Belegen nur bis 1842 hinab, s. Zeitschrift für deutsche Wortforschung 5, 124.

Digitized by Google

nach altem Brauch, Herkommen und Gewohnheit; Tag, Zeit und Stunde; hegen, schirmen und schützen. Darin fand der Kanzleistil seine Stärke: Ordnen, setzen, erklären und wöllen wir; demnach, derhalben und deswegen wollt bedenken und zu Herzen nehmen.[1])

In der heutigen Sprache spielt die Verstärkung namentlich von Eigenschaftswörtern durch andere eine große Rolle. Das älteste dieser Worte, sehr, genügt schon längst nicht mehr. Eigentlich Adverb zu dem einstigen Adjektiv sêr = wund, heftig schmerzend (vergl. versehren), entfernt es sich schon im Mittelhochdeutschen vom Gradbegriffe eines Leidens (si lagen ê beide sêre wunt) und verallgemeinerte sich zu einem Gradbegriff überhaupt (ob er so sêre minnet), den man auch steigerte. Nur die Mundarten kennen heute noch Steigerungen wie „ferner"; der Einsilber „sehr" aber ist uns jetzt viel zu schwach, um unsrer Empfindung genug zu tun. „Ich bedaure sehr" klingt kalt, dafür heißt es: „ich bedaure unendlich". Dem sehr entspricht schmerzlich heute noch insofern, als man es auf wirklich schmerzliche Gefühle beschränkt. Bis jetzt hat sich wohl noch niemand schmerzlich gefreut, wohl aber schrecklich, furchtbar, ungeheuer, riesig, höllisch, diebisch.

Man sagt nicht nur: „Es ist hübsch kalt", sondern auch „die ist feierlich häßlich, jene ist lasterhaft schön". Im Elsässischen heißt es: „s hat lästerlig viel Trüwel (Trauben) geben". Ein Kavallerieoffizier kann ein verteufelt schöner Kerl sein und verflucht schneidig auf seinem pyramidalen Gaule sitzen.[2]) Wenn aber etwas großartig ist, dann heißt der Superlativ davon „einfach gletscherhaft großartig". Das ist nicht nur die Sprache von Kraftgenies, sondern heute finden auch unsre Backfische alles furchtbar nett, der Gigerl aber den Backfisch scheußlich hübsch. Wenn man derartiges für fin de siècle halten sollte, so will ich nur bemerken, daß schon vor 250 Jahren der um die deutsche Sprachlehre hochverdiente Schottel solche Mißbräuche rügt in seiner Sprachkunst S. 780: „Schrecklich, greulich, grausam werden in Zuwortsart oftmals gar übel in die Rede und zu solchen Dingen gesetzet, da nichts weniger als solche harte erschreckliche Wörter nötig, ja wohl unnatürlich sind, als: er war schrecklich lustig, er ist schrecklich fromm, wir waren grausam froh, ich mußte greulich

---

[1]) Vergl. Socin, Schriftsprache und Mundart, S. 318.

[2]) „Ein fanatisch reicher Kerl", sagt der junge Leutnant in „Soll und Haben" 1, 237.

Digitized by Google

lachen." Ein andrer Grammatiker findet es 1672 nicht „wohlklingend" zu sagen: schrecklich freundlich, grausam lachen, mächtig langsam fortgehen.

Mit dem vollen Bewußtsein seiner Bedeutung gebraucht noch Brockes das jetzt als Verstärkung ganz gewöhnliche ungeheuer bei Beschreibung einer wilden Felsengegend: „An manchen Orten sind der Berge rauhe Höhn recht ungeheuer schön. Die Größe kann uns Lust und Schrecken zugleich erwecken."[1]) In der Anwendung auf eine wild-romantische Landschaft hat auch das „furchtbar schön" seine richtige Erklärung: „Unter seinen Schlössern wählte er dasjenige, das im Sommer furchtbar schön, in rauher Jahreszeit fast schauerlich lag." (Meißner, Skizzen 11 (1780), S. 66.) Wenn der Chor in der „Braut von Messina" sagt: „Denn furchtbar heilig ist des Klosters Pflicht", so ist die heilige Pflicht wirklich furchtbar für den, der sie verletzt.

Jetzt empfindet niemand etwas Besonderes bei solchen Verstärkungen. Schon Lessing gebraucht die Verbindung abscheulich gelehrt, ohne vor dem Gelehrtentum Abscheu erregen zu wollen.[2]) Auch ist nicht, wie Wunderlich will (Umgangssprache S. 234), an Ironie zu denken, die höchstens in Vergleichen wie „standhaftig wie's Aprilenwetter" (Hans Sachs, Schwänke 378, 28) in Betracht kommt. Davon unterscheiden sich „arg schön" ꝛc. durchaus. Niemand denkt an die Zweckwidrigkeit dieser Steigerungsformen, und vollends die Mundart merkt solche Widersprüche nicht: da kann einer verwegen furchtsam sein, ein andrer häßlich schön (haslg schine im Altenburgischen), rechtschaffen faul, hel krank ꝛc. (hêl = ganz, vergl. heilfroh). Fr. Th. Vischer (Mode und Cynismus 1879, S. 63) findet die schwäbische Verstärkung saumäßig (das ischt e saumäßig netts Mädle) auch in gebildeter Gesellschaft nicht bedenklich. „Der Widerspruch macht ihr mehr Spaß, als die Unschicklichkeit Verdruß." Im Elsaß kann jemand nicht nur viehmäßig dumm und roh, sondern auch reich sein, das grobe Schimpfwort Keib = Aas kann der Steigerung von nett dienen (keibenett, keibischgscheit), „un's Elsaß, unser Ländel, es isch meineidi scheen" (Stöber 2, 133). Der Begriff

[1]) In Brockes' Oratorium „Der sterbende Jesus", Hamburg 1712, S. 383: erbärmlich schön.

[2]) Im Waldeckischen bedeutet sogar das Eigenschaftswort abscheulich soviel wie sehr gut, eine abscheuliche Frau ist eine respektable Frau, s. L. Kurtze, Volksüberlieferungen aus Waldeck 1860.

Digitized by Google

viel wird gesteigert durch brennend, heillos, fürchterlich, erbärmlich, unsinnig, hirnwütig, (altenburgisch) tobig, rasend u. a. Zahm ist gegenüber solchen Worten „mächtig", das im 16. Jahrhundert sehr viel angewendet wurde, sogar in den geistlichen Dramen,[1]) heute aber nur in Norddeutschland üblich zu sein scheint; auch in den schriftlichen Kundgebungen unsrer Zeitgenossen habe ich es noch nicht als steigerndes Adverb gefunden. Dafür macht sich das Wort „selten" um so mehr breit. Wer sich heute durch das Urteil, er sei selten ehrlich oder kleide sich auf selten anständige Weise, verletzt fühlen wollte, könnte mit einer Klage abgewiesen werden, da die Verbindungen mit selten jetzt in schmeichelhaftem Sinn üblich sind, also = außerordentlich ehrlich 2c.[2])

Auch vor den Komparativ läßt man Verstärkungsworte treten, die eigentlich nicht gerade klug erscheinen, so ungleich länger: was kann gleich länger sein? Aber schon bei Walther von der Vogelweide findet sich ungliche mêre in der Bedeutung unverhältnismäßig mehr. Aber auch ohne der Form nach den höchsten Grad zu bilden, können wir den Begriff des Hervorragenden, des in seiner Art Vorzüglichsten ausdrücken, und zwar durch die Vorsilben ur und erz. Urkomisch, urgemütlich, urdeutsch, ureigen, urkräftig lassen in ur den Sinn einer Bewegung von innen heraus, der Vollendung erkennen.[3])

---

[1]) Mechtig reich vber die maß: Hans Sachs, Schwänke 362, 3 (Goetze). — Mechtig weit: Leon, Herodes 1553, A$_7$b; mechtig seltzam: ebenda B$_4$b. Mechtig schmal: Seb. Wild, 12 Comödien 1563, Zb; mechtig kalt, mechtig vbel, mechtig nahe: Andr. Hartmann, Christl. Comödie 1600, Ivb und I$_6$, sowie dessen Curric. vitae Lutheri 1600, A$_6$. Damit kann lateinisch valde verglichen werden, das ursprünglich valide = stark ist.

[2]) Dem heutigen Gebrauch des Eigenschaftswortes „selten" (z. B. der Kutscher war von seltener Nüchternheit) kann der Gebrauch von rarus bei Tacitus zur Seite gestellt wernen: mater Julia Procilla fuit rarae castitatis, Agricola c. 4.

[3]) Urplötzlich hat den Anschein einer Bildung aus neuerer Zeit, wird aber schon von Girbert, Deutsche Grammatica 1653 neben dem Erzschlingel als Beispiel für die „Erweiterungs- und Ergrößerungswörter" ur und erz angeführt. Tab. LXX äußert er sich: „Zierlicher ists, wenn man vor das Wort der Eigenschaft, davon man redet, ein ander Nennwort setzet, von welchem eine sonderliche Masse und Gewißheit der Eigenschaft zukommt, als nabelspitzig, steinstark, steinhart, himmelbreit. Diese Regel hat großen Nutzen" 2c. Neuerdings ging diesen verstärkenden Zusammensetzungen L. Tobler nach in Fromanns Zeitschrift Die deutschen Mundarten 5 (1858), S. 1 ff., S. 180 ff., sowie O. Hauschild, Die verstärkende Zusammensetzung, Programm, Hamburg 1899.

Digitized by Google

Erz, entstanden aus griech. archi (lat. arci) — erster, oberster, wurde zunächst in kirchlichen Ausdrücken eingeführt, wie Erzengel (ἀρχάγγελος), Erzbischof, dann aber auch in weltlichen Titeln angewandt: Archiatere, Oberärzte hießen die Leibärzte der fränkischen Könige (das Wort wurde volksmäßig umgebildet und verkürzt zu Arzt); auch Spielmannskreise bildeten im Mittelalter Titel für sich mit archi(-poeta). So kam die Silbe herunter, allmählich fing „erz" an auch in Scheltworten verwendet zu werden wie Erzbösewicht, Erzfeind, Erzgauner, Erzlump, erzfaul ꝛc. — Eine ähnliche Rolle wie diese beiden Vorsilben spielt das Hauptwort Kern. Kernfest, kerngesund, kerndeutsch, kernfaul ist das im Kerne, im Innersten Feste ꝛc., ein Kernspruch hat den gediegensten Inhalt, Kerntruppen sind die besten Truppen. So braucht man auch Grund in grundfalsch, grundgescheit, grundgütiger Himmel.[1]) Auch seelengut, seelenfroh, herzlieb, herzensgut[2]) ist, wer im Innersten, von Grund aus gut ist. Man kann aber auch den äußeren Gipfel einer Person zum Verstärkungsworte nehmen, dann spricht man von einem Hauptkerl, Hauptspaß ꝛc. Der Jäger drückt sich bezeichnenderweise lateinisch aus; er erlegt einen Kapitalhirsch (d. h. einen völlig ausgewachsenen), er hat kapitales Schwein u. ä. Einen Gipfelpunkt haben wir auch im Auge beim Todmüden und Sterbenskranken (auch Todsterbenskranken), d. i. dem zum Tode Müden, zum Sterben Kranken. Der Tod als Vollendung und Abschluß, als Spitze des Lebens streift leicht an den Begriff der höchsten Steigerung. Todfeind heißt Feind bis zum Tode; ganz ähnlich bezeichnen wir den höchsten Grad von Langeweile: es ist zum Sterben langweilig (vergl. es ist zum Umkommen, zum Vergehen). Man kann sterblich verliebt sein, dagegen sich unsterblich blamieren. Wer denkt da noch an wirkliches Sterben?[3]) Wenn

[1]) Wer das nicht mitfühlt, muß schon grunderdentrocken sein. Vischer, Das Schöne und die Kunst, 1891, S. 96.

[2]) Eigentlich ist aber herzens ein freier Genitiv der Eigenschaft, vergl. geistesschwach, geisteskrank, gemütsroh, gemütskrank (in älterer Sprache stark des Leibes, Mutes fest).

[3]) Im 16. Jahrhundert wird auch Leichnam so verwendet, z. B. von Hans Sachs, Fastnachtsspiel vom Eulenspiegel: „Wie leichnam grim kalt ist es heut!" und darnach übertragen: er war gar leichnam hart gelegen, Schwänke 261, 31; mir wird mein Nahrung leichnam sawr, 282, 45. — Es ist giftskalt Wetter, Visirl. Exorcist, 1675, S. 7. Im Elsässischen: Giftfeind (der einem Gift geben möchte?). — Allerdings wird todfeind auch erklärt als feind wie der Tod: sinnvoller wäre da noch: wie dem Tode, vergl. spinnefeind: „Ich war dem

Digitized by Google

nun hier lediglich der abstrakte Begriff der Verstärkung vorliegt, so wird dies auch beim Sterbenswörtchen der Fall sein: es ist das kleinste, unbedeutendste Wörtchen; sterbens bedeutet da wie eine negative Verstärkung einen Minimalwert ganz abgezogener Art, und man braucht nicht mit Bürger an die Mittelform zu denken („kein sterbendes Wörtchen Latein", ein Wörtchen etwa, das auf der Lippe erstürbe). Man ersieht aber deutlich, wie die Verstärkung sterbens in Sterbenswörtchen vollständig abstrakt geworden ist, während sterbenskrank noch immer die Deutung zuläßt „zum Sterben krank". So kann man ganze Sätze der Folgerung herstellen aus Verstärkungen verbaler Natur: er ist ihr freßgut, er hat sie freßlieb, d. i. so lieb, daß er sie fressen möchte, er ist stinkfaul, es ist funkel(nagel)neu, patschweich (mit Ablaut: pitsche-patschenaß); platz- oder knallrot heißt rot zum Platzen, d. i. Bersten mit Knall.

Auch wunderschön, -mild, -hold, -hübsch ꝛc. ist das heutige Sprachgefühl geneigt durch Folgesätze zu erklären. Im Altdeutschen bedeutet aber Wunder ein seltsames, außergewöhnliches Ding, ein „Monstrum"; also wäre wunderschön eigentlich schön wie ein Wunderding. Aber schon im Altsächsischen findet sich **wundarquâla**, d. i. die allerhöchste Qual, das Alleräußerste, was man jemandem antun kann; so ist schon hier das **wunder** verblaßt zu abgezogener, hervorhebender Bedeutung, ganz wie jetzt ungeheuer, wobei wir auch nicht an ein wirkliches Ungeheuer denken. Wunderschön vereinigt also zwei Erklärungsarten: nach heutiger Empfindung gehört es zu den Zusammensetzungen, deren erstes Wort das Ziel angibt, wohin der Inhalt des zweiten gesteigert werden kann; der eigentlichen Bedeutung aber von **wunder** entsprechend bezeichnet das erste Wort einen Gegenstand, in dem sich der Inhalt des zweiten als höchster, reinster Gegenstand für die Anschauung darstellt, also nicht schön zum Wundern, sondern schön wie ein Wunder(ding). Beide Arten der Erklärung läßt auch bildschön zu, das heißen kann: zum Abbilden schön, so schön, daß es gemalt zu werden verdient, oder schön wie ein Bild, das die Naturschönheit noch übertrifft.

Eine größere Anzahl von Wortverstärkungen ist nur der zweiten Erklärungsweise zugänglich: sie beruhen auf Vergleichen. Sagt man (mit Vorliebe in der Mundart) in deutlicher Vergleichung:

Mann so feind als einer Spinne," Neuentdeckte Elysäische Felder, 1735, S. 271.

Digitized by Google

häßlich wie die Nacht, grob wie Bohnenstroh, klar wie Kloßbrühe (zugleich in witzigem Spiel mit der übertragenen Bedeutung), so sind abgekürzte Vergleiche die Worte: sonnenklar, steinhart, windelweich, schneeweiß, kreideweiß, kohlschwarz, sackgrob, kerzengrade, bombenfest (oder als fest gegen Bombenschüsse zu erklären?), nagelneu, splitternackt (auch splitterfase- oder fadennackt, wobei wohl an einen Knochensplitter, eine Fleischfaser zu denken ist), aalglatt, saugrob, sauwohl, fuchswild (fuchsteufelwild), hundsgemein, pudelnaß, (vergl. pfitschemadennaß), spinnefeind, lammfromm, mäuschenstill.[1]) Aber auch mausetot? Warum soll gerade die Maus ein Bild des Leblosen sein („wie eine Maus vom geringsten Schlag gleich stirbt", Frisch, Dtsch.-Lat. Wörterbuch, Berl. 1741)? Man muß jedenfalls die ganze Redensart „mausetot schlagen" zu Grunde legen: so totschlagen, wie man eine Maus totschlägt, diese allein kann uns in die Lage versetzen, zum Mörder zu werden. Noch weniger kann man mutterseelenallein als einen Vergleich fassen: allein wie eine Mutterseele ist sinnlos, auch wenn man weiß, daß Mutterseele weiter nichts bedeutet als die von einer Mutter geborene (Menschen-)Seele, also Mensch (vergl. mhd. muoter kint); Schottel, Teutsche Sprachkunst, Braunschweig 1641 verzeichnet: es war kein Muttermensch bei ihm; schwäbisch auch: keine Sterbeseele für keine Mutter- und Menschenseele. In mutterseelenallein ist allein, d. i. ganz einsam, mit dem zweiten Falle verbunden im Sinne von beraubt, es heißt demnach verlassen von jeder Seele, jedem Menschen, den eine Mutter geboren hat.[2]) Eine falsche, wenn auch schöne Umdeutung ist Brentanos „mutterselig ganz allein".

Eine große Zahl von Zusammensetzungen läßt die Auflösung in einen Vergleich nicht zu, obwohl der erste Bestandteil in andern

[1]) Hans Sachs 3, 125, 8.

Gancz still als eine mawse
Zogens die Kopf vnter die Deck.

Vergl. Zeitschr. f. d. d. Unterricht 17, 508 ff., sowie Hauschild in der Zeitschr. f. d. Wortforschung 4, 314 f.

[2]) Zurückzuweisen ist die Deutung „mit der Seele allein"; gibt es doch auch das einfache mutterallein, das die Erklärung als Vergleich zuläßt, die Goethe im neuen Amadis gibt: allein wie in Mutterleib (Hempel 1, 14), vergl. Lindner, Rastbüchlein, 1554, S. 103 und Schottel 726 mutternackt, nu comme quand il sortit du ventre de sa mère. Meiner Erklärung folgt O. Weise, Zeitschr. f. d. Wortforschung 3, 246 f. unter Hinweis auf muoters eine, muoterblôz einerseits, seelengut, seelenfroh andrerseits, ohne aber das einfache seelenallein nachzuweisen.

Digitized by Google

Worten vergleichsweise steht. Was soll ich mir denken bei steinreich? Reich wie ein Stein ist ebenso ausgeschlossen wie reich an Steinen[1]) oder die künstliche Erklärung: wer so viel Goldstücke hat, als es Steine gibt. Höchstens könnte man mit Rücksicht auf die Bezeichnung schwerreich einem Steinreichen die Schwere von Steinen zuschreiben. Was wird dann aber aus steinfremd, steinübel und andern Verstärkungen, in denen doch dann auch die Natur des Steines verglichen würde?[2]) Einen unmittelbaren Vergleich mit dem Stein als Naturkörper enthält natürlich steinhart; steinalt kann sich auf das über allen Unterschied der Zeiten hinausliegende Alter der Steine beziehen, das Verstärkungswort hat dann aber schon keine eigentlich sinnliche Bedeutung mehr, wer dächte wirklich an das hohe Alter der Steine? In „steinalt" wird „stein" ebensowenig in eigentlichem Sinne empfunden, wie „ur" in „uralt", in „steinreich" ebensowenig wie „wunder" in „wunderhold". Auch bei dieser zweiten Art von Verstärkungen kommen wir zu dem Ergebnisse, daß ein ursprünglich sinnlicher Ausdruck seine sinnliche Bedeutung verliert, um lediglich der Verstärkung zu dienen. Hundemüde gibt einen Sinn, hundekalt, (elsäss.) hundeschwer, hundetief u. a. können nur auf Übertragung des unsinnlich gewordenen Verstärkungswortes Hund beruhen.

Nur durch vergleichende Betrachtung aller mit einem Verstärkungsworte gebildeten Zusammensetzungen kann man die rechte Erklärung für die einzelnen finden. Bei stockfinster z. B. dachte Grimm an Stock in der Bedeutung Gefängnis. In stockdürr, stocknackt, stocksteif kann aber Stock nur bedeuten: ein Stück Holz, ein der Blätter beraubter dürrer Strunk, in übertragenem Sinne: ein ungelenker, unbehilflicher, stumpfsinniger Mensch. Daß diesem drei Sinne fehlen können, drückt sich aus in stockblind, stockstumm,[3]) stock-

[1]) Vergl. „Viel Steine gabs und wenig Brod". Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache, 1886, S. 322 will edelsteinreich verstehen unter breiter Erörterung von Fällen, bei denen reiche Leute ihr Geld in Edelsteinen anlegten. Da hätte man doch zuvörderst erzreich bilden können, oder sollte die Sprache diesem Wortspiele ausgewichen sein?

[2]) Mit den Worten spielt Lindner, Rastbüchlein, 1554, S. 99: ein reicher baur, der war sonst ein sehr stein-frommer mann, wie denn ein stein auch fromm ist, aber man stost sich hart dran.

[3]) Stockstill bei Hans Sachs, Schwänke 223, 16 zu lecz er aber stockstil stund, 235, 46 so schwig er stockstil, 331, 70 ganz stockstil gleich ainem Dockmewser. Dazu 333, 200 zween stocknarre. Für stockfinster hat er stickefinster

Digitized by Google

taub. Das Gesamtergebnis davon ist stockdumm (vergl. bretsdumm, bretsnageldumm). Diesen Zusammensetzungen sind nun stockfremd und stockfinster nachgebildet, vergl. Stockphilister, Stockphilolog.

Ähnlich erklären sich dann auch Ausdrücke wie Mordskerl, in derber Rede anerkennende Bezeichnung eines tüchtigen, ja außerordentlichen Menschen, also doch nicht eines Kerls, der mordet; im Erzgebirge nennt man ausgezeichnetes Getreide Mordsgeträd. Ein wirklicher Vergleich lag in älterer Sprache lediglich im Mordgeschrei vor, d. i. ein Geschrei, wie es zunächst über einen Mord erhoben wird, dann über Schlimmes überhaupt, ein großes Geschrei, vergl. ein mörderisches oder mordsmäßiges Geschrei, Mordlärm, Mordspektakel. Die weiteren Zusammensetzungen mordhäßlich, mordkalt, Mordweg lassen Mord nur noch als abstrakte Verstärkung auffassen, so auch Mordskerl.[1])

In einer vom ursprünglichen Sinne weit entfernten Bedeutung zeigt sich auch das Wort Kreuz in kreuzfidel. Das den Christen heiligste Bild bezeichnet in der Zusammensetzung den höchsten Grad: Kreuzelend ist im Elsässischen ein schweres Unglück, aber kreuzdumm, kreuzbrav stehen für uns außer Beziehung zum Kreuze Christi; Fischart spricht von kreuzgutem Weine. (Kreuzlahm heißt natürlich lahm im Kreuze; man sagt auch kreuz- und lendenlahm.) Auch das Leid dient zur Verstärkung in der Mundart: Leidshunger (etwa ein Löwenhunger), Leidskerl (ein Hauptkerl), Leidspläsier (eine besonders große Freude).

287, 85 und 101, wozu 108 „Kein Stick ich noch sehen kan" die Erklärung gibt (vergl. H. Vogels Meistergesang v. J. 1541: mit mein augen traun sich ich kein stick): nicht einen stich entspricht dem französischen ne-point, s. Grimms Gramm. 3², 707 f. Freilich ist es eigentlich selbstverständlich, daß man im Finstern keinen Stich sehen kann. Aber „keinen Stich" ist schlechthin Ausdruck für nichts, wie keine Bohne ꝛc. In der Übersetzung von Gabr. Meurier, La Guirlande des ieunes filles, translatiert auß dem französisch in Hochdeutsch durch Abraham des Mans von Aach, Cöln 1507, S. 8 wird on ne void encore goutte wiedergegeben durch: man sieht noch keinen stich. Im Plattdeutschen außer stickedüster auch stickeblind z. B. in Laurembergs 1. Scherzged., 1700, S. 14:

Ydt ys gewißlyck wahr, de Werlt ys stickeblindt,
Und hefft nicht mehr Verstand als ein drejahrig Kind.

In der Pfersdorfer Mundart (Sachsen-Meiningen, s. Zeitschr. f. d. Mundarten 3, 118) außer stichnacht auch stichlahm.

[1]) Vergl. Hans Sachs 4, 255, 26: Det ir das ohr mords abbeisen (mords = stracks).

Digitized by Google

So ergibt sich nun wohl auch die rechte Erklärung für blutarm, blutjung, blutsauer, blutwenig (blutalber, Pedant. Irrtum 1653, S. 208; mit blutschlechter Ehre, Picander-Henrici, Akadem. Schlendrian S. 5).[1] Andresen (Kluge, Schrader) faßt Blut als Umdeutung des oberdeutschen blutt = bloß, nackt (blutt und blôz im Narrenschiff 259, 124) und vergleicht damit „eitel" in „eitelgläubige Herzen". Man darf aber mit Grimm, Weigand und Heyne an dem wirklichen Blute festhalten, ohne jedoch bei den Zusammensetzungen allzusehr ins einzelne zu gehen;[2] man muß sich damit begnügen, daß das Blut das Innerste, den Quell aller Lebendigkeit bezeichnet — ist es doch ein ganz besonderer Saft —, so daß es ähnlich gebraucht wird wie Kern und Grund. Denkt man noch an das beteuernde potz Blut, d. i. Gottes Blut, so kommt man zu einer Vergleichung mit Kreuz, das ja auch in fluchenden Beteuerung verwendet wird, wie z. B. Himmel-Kreuz-Element. Wer denkt da noch an die Bedeutung der einzelnen Worte? Das himmlische Element, der Blitz hat in Zusammensetzungen auch nur die Bedeutung des Außerordentlichen.[3] Vergleichsweise Anwendung kann man nur in blitzschnell annehmen; ein Blitzjunge, Blitzkerl, Blitzmädel kann allenfalls als ein jugendlich rasches Menschenkind (vielleicht auch mit klugen, blitzenden Augen) erklärt werden, spricht man doch auch von einem Wettermädel, im Erzgebirge von einem Donnerkarl. Blitzblank heißt natürlich so blank, daß es blitzt, blitzdumm könnte einer sein, der wie vom Donner, d. i. Blitz gerührt erscheint — sollte aber auch blitzblau den vom Blitz Getroffenen bezeichnen?[4] Der Blitz des Himmels, der die Phantasie so mächtig anregt, ist da wohl ebenso

---

[1] Ich kenne einige, denen die Zeit blutlang wird. Nemeiz, Vernünft. Ged. 6, 201 (1744). — Es (das Wickelkind) ist so spatzenblutarm, daß es noch nicht einmal einen Namen hat. Rosegger, die Nottaufe, Höhenfeuer S. 289. Im Schwäbischen gibt es außer bluttnackt und bluttnaß nur Zusammensetzungen mit blut, s. Herm. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch.

[2] Besoldus (Thesaurus practicus 1, 107): Blutarm is est, qui non habet, quo sanguinem suum redimat — solche Erklärungen erledigen sich von selbst.

[3] Vergl. Sie riechen elementisch stark. Alamod. Interim S. 324.

[4] Noch weiter führt die Redensart der Stabreim „blitzblaues Blech schwatzen". Vergl. „Sie zerprügelten den Edelmann gantz blitz und blau". Der list- und lustige Soldat, 1689, S. 157. Der Stabreim führt auch zu klimperklein (Bamberger, Schriften 5, 62), krüppelkrumm (Rachel, 7. Satire, 1707, S. 110) u. a.

Digitized by Google

bloßes Verstärkungswort wie der Himmel selbst in der Übertreibung „himmelweit verschieden", obwohl doch hier noch eine sinnliche Vorstellung deutlich ist. Die Himmelangst dagegen bietet an sich keinen messenden Vergleich mehr, sondern zeigt das Wort Himmel auf abstrakter Stufe; es wäre doch kindlich, die Himmelangst auf ein Einstürzen des Himmels oder sein Strafgericht zu beziehen. (Im Elsässischen gibt es Himmelstotenangst, ebenso Judenängste.) So hätte es auch nicht der gelehrten Abhandlung bedurft, die Joh. Ochmann der Bedeutung und Entstehung des Wortes Heidenangst widmete (Progr. Oppeln 1866). Da wird das Wort erst sprachlich erklärt als Synekdoche: entweder seien die Heiden gesetzt für alle Menschen, die irgend eine Angst empfänden wie die Heiden, oder sie seien gesetzt für alles stark Ängstigende, alles, wovor man Angst habe, wie vor den Heiden. Noch gelehrter wird die sachliche Frage behandelt: wie kommen die Heiden zu der Ehre, die Geängstetsten oder die Ängstigendsten zu vertreten? Es ist schon bedenklich genug, daß sich sowohl die Angst der Heiden wie auch die Angst vor den Heiden geschichtlich belegen läßt, aus der Bibel, aus kirchlichen Schriftstellern, aus dem Neide der Götter u. a. m. Einmal haben die Juden Angst wie die Heiden, dann wieder vor den Heiden. Auf solche Wege kann man kommen, wenn man sich darauf versteift, nur einen Ausdruck, und zwar lediglich mit Gelehrsamkeit zu erklären. Der Heidenspektakel, das Heidenwetter, das Heidengeld, die Heidenarbeit u. a. müßten dann auch ihre besonderen Abhandlungen erfahren. Im Hinblick auf alle derartigen Zusammensetzungen ergibt sich der Zusatz Heiden als die Bezeichnung für etwas Ungeheures, mag dieser abstrakte Begriff sich nun erklären aus dem Unbändigen, Ungefügen einer heidnischen Vorzeit[1]) oder mit einer bestimmten Beziehung auf die Ungläubigkeit als christlicher Fluch zu betrachten sein, wie die mit Kreuz, Blut, Himmel und Hölle gebildeten.

Über solche Dinge läßt der Zusammenhang nie im Zweifel, und es ist ein Fehler, sich peinlich gewissenhaft auf eine Stelle zu klemmen und durch die Lupe des Logikers den größeren Zusammenhang nicht mehr zu sehen, aus dem doch alles Einzelne sich ergibt. Wer immer nur dem begrifflichen Inhalt der Wortbedeutung nachgeht, wer den Worten neben dem Anschauungswert nicht auch

[1]) Vergl. das kannibalische Wohlsein der Studenten in Auerbachs Keller, das doch wohl eine heidenmäßige Stimmung bezeichnet.

Digitized by Google

einen Gefühlswert zugesteht, der wird allerdings Ausdrücke wie steinreich, mordsbrav, hölliſch kalt, rieſig klein, arg ſchön nur dumm und ungebildet finden. Natürlich wird man ſie in ernſter Rede meiden, aber nicht weil ſie an ſich albern wären, ſondern weil der Stil der Wahrheit ſich von Übertreibungen fern hält, die nur für das Volk keine ſind. Das Volk zeigt keine Vorliebe für abſtraktes Denken, es geht vielmehr darauf aus, gegenſtändlich zu denken und in anſchaulicher Weiſe ſich auszuſprechen. Aber gerade die Weite und logiſche Unbeſtimmtheit der vom Volke gewählten Verſtärkungsworte iſt es, wodurch ſie der Phantaſie, die ſie beleben ſollen, nicht genügen; je weiter ſie ausholen, um ſo eher erſchöpfen ſie ſich ſelbſt, um ſo eher verfallen ſie dem Loſe aller Wörter, von der ſinnlichen Bedeutung zur abſtrakten zu erblaſſen. Es iſt bezeichnend, daß ſolche Verſtärkungswörter zwar nicht die Bildung von Steigerungsgraden zulaſſen, ein Zeichen, daß ſie an ſich genügend hochgegriffen ſind, aber das Bedürfnis verraten, ſich ſelbſt wieder durch einander zu verſtärken oder ſich mit konkreter verſtärkenden zu verbinden. So findet ſich blitzfunkelnagelneu (Prutz), hagelnagelneu (Gotthelf), kohlmohrenrabenpechſchwarz, ſteinbeinmutterſeligallein, erd-, band-, waſſer-, mauer-, niet- und nagelfeſt (Möſer, Phant. 4, 34; Picander, Gedichte 2, 546 u. ö., band-, wand-, nied-, wied- und nagelfeſt). Durch die bloße Anhäufung von Kraftwörtern wird die Gefahr, daß ſie ins Nichtsſagende herabſinken, nicht beſeitigt, ſondern erſt recht deutlich; laſſen doch ſo manche volkstümliche Verſtärkungen ganz Verſchiedenartiges in einer der Sprache ſelbſt nicht klaren Weiſe zuſammenfließen, wie pudelhageldick lehrt, ein Wort, ſo unklar wie der damit bezeichnete Zuſtand.[1]) (Vergl. Lichtenberg, Verm. Schr. 1, 344; 3, 36 ff.)

Mag aber auch der Deutſche mitunter im Übermaß zu kraftvoller Verſtärkung des Ausdruckes neigen, ſo hat er ſich doch freigehalten von der Verwendung und Häufung des Superlativs, der man im Lateiniſchen ſo oft begegnet, ebenſo von der des Komparativs

[1]) Nach Grabbe, Euphorion 7, 761 ſagt man in Münſter auch pudelhagelnackt. Die ſinnliche Übertragung von pudelnärriſch auf nackt iſt noch verſtärkt durch das elementare Hagel, der beſonders zur Kennzeichnung der Trunkenheit dient: ſternhagelvoll, in Heidelberg: ſtechgranatevoll, wo der Hagel durch die Granate erſetzt iſt und die erſte Silbe auf ſtecken, geſteckt voll geht, vergl.:

Der hat ſich nun gezechet wol,
Das er war ſticket, wicket vol.

Hans Sachs 210, 43.

Digitized by Google

in Wendungen wie **melle dulcius** süßer denn Honig, **nive candidior** weißer denn Schnee, **Aetna gravius** schwerer als der Ätna:[1]) der Deutsche überbietet die Natur nicht, er läßt es bewenden bei honigsüß, schneeweiß, bergeschwer. Doch dichtete Joh. Heermann: Vor dir ist alles sonnenklar und klarer als die Sonne.

Von fremden Worten, die der Verstärkung deutscher dienen, weiß ich nur eins zu nennen: patent, und auch dies scheint lediglich der Patentschniepel oder Patentfatzke zu beanspruchen. Sollte dieser auch das „pikfein" von undeutschen Eigentümern gepachtet zu haben vermeinen, so weist die norddeutsche Form pükfein deutlich auf holländisches puik, d. i. ausgezeichnet, hin; es kommt demnach poln. **piekny** schön ebensowenig in Betracht, wie die Pike, die man auf jemand hat, oder von der auf man dient.

So darf ich denn wohl als Gesamtergebnis meiner Betrachtungen es aussprechen, daß wir in den Verstärkungen unserer Sprache durch und durch deutsche Art wiedererkennen. Deutsche Kraft und deutsches Gefühl schaffen sich Mittel des sprachlichen Ausdrucks, die zwar den Forderungen eines nüchternen Verstandes nicht zu entsprechen scheinen, oft aber sehr sinnvolle Gebilde darstellen. Auch an ihnen zeigt sich die ursprüngliche und die schöpferische Kraft unserer Sprache.

[1]) Neun Spalten so geformter Übertreibungen stellt schon Desid. Erasmus, De Verborum Copia, Basil. 1514, S. 33 ff. zusammen.

Digitized by Google

V.

Deutsche Wörter in der Fremde.

Sonntagsbeilage des Dresdner Anzeigers 1903, Nr. 49—52.

Die Tatsache, daß unsre Sprache eine große Menge fremden Gutes enthält, sei es in Form von Lehnwörtern, die das Fremde unter deutschem Gewande verhüllen, oder in Fremdwörtern, die ihre ausländische Herkunft ohne weiteres erkennen lassen, wird vielfach damit entschuldigt oder doch zu erklären versucht, daß die Völker, die unsren Sprachschatz bereicherten, schon viel früher als das unsre ein hoch entwickeltes Leben besaßen, daß ihre höhere Bildung sich uns notwendigerweise auch auf sprachlichem Gebiete fühlbar machen mußte. Da außer den klassischen besonders die romanischen Völker in dieser Hinsicht unsre Gläubiger sind, andre aber, wie z. B. die slawischen sich nur vereinzelter, geringfügiger Beiträge zu unsrem Sprachgute rühmen dürfen, so scheint die Sache völlig ausgemacht. Wird doch gerade die tieferstehende Bildung der Slawen dadurch bezeugt, daß sie deutschen Worten in großer Zahl Aufnahme in ihre Sprachen gewährt haben. Wenn es uns also bekümmert, daß wir unsren westlichen Nachbarn so viel schulden, so finden wir Trost im Osten: den Russen und Polen steht unsre Sprache als Gläubigerin gegenüber.

Das Russische ist zwar nicht in dem Maße mit deutschen Wörtern gesättigt, wie das Polnische, auch gehen seine abstrakten Lehnwörter größtenteils auf das Französische zurück, wenn auch nicht selten durch Vermittlung des Deutschen, aber es weist doch eine recht stattliche Zahl namentlich konkreter Ausdrücke aus dem Deutschen auf.

Digitized by Google

Der Deutsche braucht in Moskau „noch nicht 24 Stunden die Leute auf Markt und Straßen reden zu hören, um die Erfahrung zu machen, daß mitten unter dem unverständlichen slawischen Klängen heimatliche Laute sein Ohr treffen:" **počtámtŭ** Postamt, **počtaljónŭ** Postillon, **parikmácherŭ** Perrückenmacher, **gálstukŭ** Halstuch, **šljápa** Schlapphut, **kuchmísterskija** Küchenmeisterei, **prejsu-kurántŭ** Speisekarte (Preiskourant), **buterbrótŭ, šnelí-klopsŭ, šnicelí, šnicĕ po venski** Wiener Schnitzel.[1]) Gewisse Gebiete des russischen Lebens sind in besonderem Maße von germanischen Eindringlingen erfüllt. Der Handel weist folgende auf: **jarmarka** Jahrmarkt, **kírmašŭ** Kirmes, **vága** Wage (mit vielen Ableitungen), **štúka** Stück, **sórtu** Sorte, **pára** Paar, **phútŭ** Fuß, **phúntŭ** Pfund, **lótŭ** Lot, **gróšŭ** Groschen, **koštŭ** Kosten, **phúra** Fuhre, **lástŭ** Last, **próba** Probe, **krámŭ** Kram, **krámarí** Krämer, **buchgálterŭ** Buchhalter, **pakgánzŭ** Packhaus u. v. a. Das Gewerbe entlehnte den Meister **másterŭ**, die Zeche (= Zunft) **céchŭ** und Gilde **gildija**, den Schlosser **slésarí** samt Feile **pilá**, Blech **bljácha**, Haken **gáku** und löten **ludítí**, den Balken **bálka**, die Winde **vintŭ**, Schnur **snúrŭ**, Stuhl **stúlŭ**, Schaff **škápŭ**, Draht **drátva**, Farbe **phárba**, Schacht **šáchta**, Schicht **šichta**, Stufe **štupha** u. a. ferner den Jäger **égerí** nebst Jagdtasche **jagdtášŭ** und Pudel = Fehlschuß **púdeli**. Von sonstigen Ausdrücken nenne ich noch: Apfelsine, Backenbart, Fackel, Forelle, Fracht, Grund, Kartoffel, Kunststück, Landkarte, Landschaft, Losung, Mundstück, Schlafrock, Schlagbaum, Tanz, Trauer, Zifferblatt, Zeughaus, Buchhalter, Fräulein, Kammerdiener, Soldat, Unteroffizier, Gefreiter, Feldwebel, Hauptwache, Wach-, Kapell-, Ritt-, Oberjägermeister, Graf, Herzog und viele andere, besonders militärische Ausdrücke und Benennungen von Hofämtern. — In der serbischen Volkssprache legen zahlreiche deutsche Lehnworte zur Bezeichnung von Handwerkszeug für Verfertigung von Waffen, Schmuck und Stoffen Zeugnis ab für die Tätigkeit deutscher Handwerker in vortürkischer Zeit. Auch über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappische sind Abhandlungen geschrieben worden, ja bereits vor 300 Jahren stellte ein Gelehrter eine Anzahl tatarische Wörter zusammen, die mit deutschen „übereinkommen" und die er für Reste des Gotischen hielt[2]) —

[1]) O. Schrader in den Wissenschaftl. Beiheften des allgem. deutschen Sprachvereins 23/24, S. 100 ff.

[2]) Bonaventura Vulcanius; De Literis et lingua Getarum siue Gothorum, Leyden 1597, im Auszuge in Gottscheds Beyträgen zur critischen Historie ꝛc.

Digitized by Google

müssen uns solche Tatsachen nicht mit unserer deutschen Fremdwörterei aussöhnen? Eines soweit hergeholten Trostes bedarf es aber gar nicht. Unsere Sprache kann sich rühmen, den Wortschatz der Völker beeinflußt zu haben, deren Bildung dereinst über der unsrigen stand, und bei denen wir selbst die meisten Anleihen gemacht haben, nämlich der romanischen.[1])

Das Italienische wie das Französische enthalten noch heute zahlreiche Spuren der Übermacht, ja der Herrschaft, die ehemals deutsche Stämme auch mit ihrer Sprache auf italischem und französischem Boden ausübten. Im Mittelalter wurde Italien von der germanischen Völkerflut durchbraust, ja in Oberitalien fand eine förmliche Germanisierung statt, nicht minder aber auch im nordöstlichen Frankreich. Die Longobarden gaben der Lombardei den Namen, wie die Franken dem heutigen Frankreich. Freilich sagt der Dichter: „Völker verrauschen, Namen verklingen, finstre Vergessenheit breitet die dunkelnachtenden Schwingen über ganze Geschlechter aus." Dies Wort mag wohl auf die Vandalen angewandt werden, die der spanischen Landschaft Andalusien den Namen gaben, ohne im übrigen Spuren ihres Daseins zu hinterlassen,[2]) die Longobarden und Franken dagegen haben in der römischen Provinzialsprache einen starken germanischen Einschlag bewirkt, der bis auf den heutigen Tag erkennbar ist. Im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts schreibt ein gelehrter Sammler: „Noch auf den heutigen Tag werden in Frankreich, Italia, Hispania viel unterschiedliche ganze oder halbe Wörter gefunden, welche ihren Anfang von den Teutschen haben, und daß darum ein und die andere Nation außerhalb derselben Teutschen Wort einander nimmermehr verstehen könnten und wann sie dieselbe Teutsche Wörter abschaffen wollten, daß sie darauf gantz neue erdichten und damit ihre Sprachen ersetzen

---

3, 696: Brot, Blut, Stul, Hus, Wingaert, Weinrebe, Regen, Bruder, Schwester, Alt, Wynth, Siluer, Goltz, Horn, Zalt (Salt), Fisch (Fiskt), Hooft (Hoef = Haupt), Thurn, Thor, Stern, Son, Maen, Tag, Bogen, Bard; Handa, Boga, Miesa (= Ameise), Rinck, Brunna, Wagen, Appel, schieten (schießen), schlipen, schlaffen, kommen, singen, lacken (= lachen), kriten (= weinen), geen 2c.

[1]) Durch Vermittlung des Italienischen und Französischen wieder drangen eine ziemliche Anzahl deutscher Wörter ins Neugriechische, s. A. Thums in den Germanistischen Abhandlungen, H. Paul dargebracht, 1902, S. 232 ff.

[2]) Als Land der Goten wird Katalonien = Gotholania gedeutet; auch gibt es im nordwestlichen Spanien fünf Dörfer mit dem Namen Suevos.

Digitized by Google

müßten."[1]) Leibnitz[2]) suchte zu beweisen, daß die meisten französischen Wörter in der fränkisch-deutschen Mundart ihren Ursprung hätten, und Gottsched schreibt 1742: „Wer hat die alte römische Sprache, die in ganz Italien, Spanien, Frankreich viele Jahrhunderte geherrschet, so verderbet als die deutschen Völker, die Longobarden, Gothen, Vandalier, Burgundier und Franken, die sie nach und nach überschwemmt und in ihr Joch gebracht? Daher sind eben noch itzo alle die deutschen Wörter und Wortfügungen im Italiänischen, Spanischen und Französischen übrig, davon sie keinen Grund anzugeben wissen, wenn sie unsere Sprache nicht können. Ich weis zwar, daß unwissende und unverschämte Franzosen solches leugnen. Aber Furetiere in seinem Wörterbuche gesteht es an tausend Orten, und der große Fenelon hat es ausdrücklich bekannt: **Notre langue n'est qu'une melange de grec et de latin et de Tudesque (Reflexions sur la Rhetorique, p. 6).** Ja noch neulich hat Herr Pelloutier es in seiner Historie der Celten ausführlich dargethan." Wie vieles auch diese älteren Forscher irrtümlicherweise auf deutschen Ursprung zurückführen, auch die neuere Sprachwissenschaft erkennt die Entlehnung deutscher Wörter in den romanischen Sprachen und durch deren Vermittlung im Neugriechischen als Tatsache an; Friedr. Christ. Diez, der Begründer der romanischen Philologie, schätzt die Zahl der germanischen Wörter in romanischen Sprachen auf 930, ungeachtet des Einflusses, den das Germanische auf die romanische Wortbildung und Wortzusammensetzung sowie auf die Syntax ausgeübt hat. In der Anerkennung dieses Einflusses leistet sogar ein französischer Gelehrter, Edélestand du Méril, Staunenswertes, freilich ohne wissenschaftliche Strenge: er ist so frei von Eigenliebe (**amour propre**), daß er z. B. Wörter wie **biscuit, gentilhomme, vif argent** als Übersetzungen aus dem deutschen Zwieback, Edelmann, Queckfilber, das Zeitwort **arborer** als nach dem Muster von bäumen (von Baum = **arbor**) gebildet einräumt.

---

[1]) Christ. Besoldus, Thesaurus practicus 1679, 1, 928 f. Vergl. 1, 265: Gallia olim Lingua Germanica est usa. Er verweist selbst auf sein Werk De natura populorum ac de linguarum ortu et immutatione, Tübingen 1619, wo er Seite 54 f. eine ziemliche Menge von Worten aufführt, die nach seiner Meinung aus dem Deutschen in das Mittellateinische und Romanische übergegangen sind.

[2]) Collectanea Etymologica, Hannover 1717, vergl. Gottscheds Beyträge 1, 360 sowie 8, 429.

Digitized by Google

Es würde hier zu weit führen, wollte ich nachweisen, wie der deutsche Geist auf die Bildungselemente der romanischen Sprachen, auf die Zusammensetzung und Bedeutung der Worte eingewirkt hat. Ich beschränke mich auf die deutschen Wörter, die nachgewiesenermaßen in den Wortschatz der Italiener und Franzosen eingedrungen sind. Nur andeutungsweise spreche ich hierbei von den altdeutschen Vor- und Familiennamen, die uns in großer Zahl in romanischen Ländern begegnen.

Wer es weiß, wie arm die lateinische Sprache an Vornamen ist, den wird es nicht wundernehmen, daß die Bewohner Italiens aus der großen Menge der wohlklingenden germanischen Namen sich viele aneigneten, und zwar schon zur Zeit der Völkerwanderung. Bei Paulus Diakonus, dem Geschichtschreiber der Langobarden, finden wir viele Belege dafür. Namen wie Amalong, Rothar, Arimond (d. i. Hort des Heeres), Arioald, Aripert, Agiprand, Luitprand, Sigiprant wurden nur am Ende mit einem o oder i versehen, um als italienisch zu gelten. Im älteren Italienischen hat sich sogar das Wort **brando**, Schwert, Klinge, erhalten, die Aldobrandini sind lediglich Altschwerter. Der Papst, der unser deutsches Empfinden am tiefsten verletzte, hieß Hildebrand. Andere Namen, wie die zahlreichen auf wald, wurden nur wenig verändert: Grimoald, Adaloald, Gaidoald, Gundoald, Romuald, Rodoald. Auch die altfranzösischen Namen Hunaud und Gontault führen auf die deutschen Hunwald und Gundwald zurück, Raimond auf Raginmunt, Borcart auf Burghard, Gombert auf Gundberht. In dem ursprünglich germanischen Hause Savoyen (aber nicht nur in ihm) finden wir öfter den Namen Umberto, das ist Huginberaht, Hugbert; Ugolino ist der kleine Hugo; Ubaldo ist Hugbald (von **balt** = kühn, vergl. das Heldengeschlecht der Balten); Garibaldi ist der Waffenkühne. Ein anderes Wort für tapfer ist hart (vergl. französisch **hardi** = kühn), es steckt in Bernardo, Bajardo, Everardi, Renard. Ardoino ist Hartwin, Baldorino Baltwin, Guido ist Wido, vergl. Widukind; Guarniero ist Werner, Arrigo (ältere Form Haimricus) oder Enrico geht samt den Koseformen Enrighetto und Enrighettino auf unsern Heinrich zurück. Wenn wird in der Koppelung Hinz und Kunz die alten Kaisernamen Heinrich und Konrad zur Bezeichnung des Begriffes jedermann, alle Welt verwenden, so haben im Italienischen ebenfalls zwei deutsche Vornamen sprichwörtliche Geltung: **donna Berta** ist soviel wie irgend eine Person, und **fraccurado**, der Hans-

Digitized by Google

wurst, ist entstanden aus **fra**, das ist **frate**, und **currado** gleich **corrado**, Konrad; **fare fraccuradi** heißt Possen treiben. Allgemein bekannt ist wohl, daß **Amerigo**, nach dem Amerika benannt ist, durch die Form **Almerigo** auf unseren Alberich, den Hüter des Nibelungenhorts, zurückgeht. Unsere herrlichen deutschen Namen bilden gleichfalls einen Schatz, aus dem freilich fremde Völker mehr Teile gehoben und dauernder sich angeeignet haben, als wir selbst.

Aber nicht bloß die deutschen Eigennamen wußten die Romanen zu schätzen, auch Sachnamen entlehnten sie, manche sogar noch vor der Völkerwanderung. Schon zur Zeit der römischen Republik und während der Blüte des Cäsarentums sind einige Wörter in die lateinische Schriftsprache eingedrungen, die sich zum Teil noch im Italienischen finden.

Für den Bernstein, den Südeuropa erst durch Vermittlung der Germanen erhielt, entlehnten die Römer die altgermanische Bezeichnung in der Form **glaesum**, die Tacitus erwähnt und die mit Glas und gleißen verwandt ist. Bei Cäsar bereits begegnen die germanischen Tiernamen **Ur** und **Elch** in den lateinischen Worten **urus** und **alces**, die noch im italienischen **uro** und **alce** vorhanden sind; auch der Wisent (ahd. **wisunt**) läßt sich schon bei dem griechischen Schriftsteller Pausanias als *βίσων* (bei Plinius **bison**) belegen und findet sich im italienischen **bisonte** wieder.

Ein Wort, das dem Deutschen verloren ging, ja aus allen germanischen Sprachen spurlos verschwunden ist, genoß bei den Römern Bürgerrecht: nicht nur Tacitus erwähnt die Bezeichnung für die den Germanen eigene Lanze, **framea**, sondern sogar ein Dichter wie Juvenal hat diesen nordischen Eindringling in seine Sprache aufgenommen.

Auch die von Cäsar, Livius und anderen überlieferte Wortform **gaesum** geht auf ein germanisches (zugleich gallisches) Wort **gais** zurück, das mit dem longobardischen **gaida**, Pfeilspitze, verwandt ist und sich nur noch in altgermanischen Eigennamen erhalten hat, zum Beispiel Chariogais und Radagais.

Über Gallien nahm seinen Weg nach Italien ein von Plinius zuerst erwähntes Wort **sapo**, d. i. Seife, deren Erfindung den Galliern zugeschrieben wird; die Germanen stellten ihre **saipo** aus Ziegentalg und Buchenasche her und verwendeten sie zum Färben des Haares, und zwar die Männer mehr als die Frauen. Am Seifenverbrauch mißt man heute bekanntlich die Kultur eines Volkes: wie hoch müssen

Digitized by Google

da die alten Germanen über den Römern gestanden haben, bei denen man dem Worte sapo erst seit dem 4. Jahrhundert häufiger begegnet; aus sapo wurde italienisch sapone, französisch savon, ein Wort, das wir noch immer auf den feinen „Kartons" deutscher „Parfümerie-fabrikanten" finden.

Ebenso merkwürdig wie die Herkunft der Seife aus Germanien ist das Eindringen des deutschen Wortes Braut in das Lateinische, ja sogar ins Griechische. Um die Wende des 3. und 4. Jahrhunderts erhielt die gotisch-lateinische Form bruta, die auf lateinischen Inschriften aus den Donauländern gefunden wurde (griechische Worterklärer fassen βροῦτις als „Seherin"), Eingang, im 5. Jahrhundert Bürgerrecht bei den Römern in der Bedeutung Schwiegertochter, junge Frau, und zwar durch die Soldaten, die sich unter den Germanen ihre jungen Frauen erkoren, ob schon damals um der Küche willen, lasse ich dahingestellt sein. Aus dem Gotischen entlehnten auch die Franzosen ihre bru, wie sie noch heute die Schwiegertochter nennen, falls sie nicht umschreibend fille belle sagen.

So können wir für viele germanische Lehnwörter, die erst im sogenannten Vulgärlatein oder noch später im sogenannten Mittellatein, im Altitalienischen und Altfranzösischen in meist stark veränderter Form auftreten, auf eine sehr frühe Entlehnung schließen. Die spanische Stadt Burgos z. B. verdankt ihren Namen den Westgoten, die mit dem Worte baurgs eine Stadt bezeichneten. Zwar wohnten die Germanen nach Tacitus nicht in Städten, aber sie hatten doch umschlossene, befestigte Orte, Burgen, eine Bezeichnung, die wenigstens im Vulgärlatein vorkommt und im Italienischen borgo zu zahlreichen Weiterbildungen geführt hat: subborgo Vorstadt, borgata Weiler, borghetto kleiner Ort, borghese Bürger (bourgeois); sogar der borgomastro findet sich. Wollen wir auch im Französischen auf den bourgmestre keinen großen Wert legen, da ihn die Franzosen nur in deutschen und niederländischen Städten die Stelle ihres maire vertreten lassen und le bourg nur den Marktflecken bedeutet, und wird man noch weniger den bourggrave als französisches Lehnwort ansprechen können, wenn auch der Titel eines Dramas von V. Hugo Les Bourggraves lautet, so ist die Bezeichnung faubourg (Vorstadt) den Franzosen, insbesondere den Parisern, ganz geläufig, und selbst der alte Adel hört sich als le noble faubourg bezeichnen, obwohl dem Worte das deutsche Vorburg zu grunde liegt; althochdeutsch furiburg bedeutet Vorhof. Den

Digitized by Google

Parisern sind auch die **boulevards** lieb und wert, die doch auf das deutsche Bollwerk zurückgehen, wenn auch nicht dessen erste Bedeutung Wurfmaschine (vergl. Böller) in Betracht kommt, sondern eine erst seit dem 15. Jahrhundert gültige, mit der sich das Wort wohl an das niederdeutsche Bohle anschließt.

Der größte Teil der ins Romanische eingedrungenen germanischen Bezeichnungen gehört dem Kriegswesen an. Deutscher Heldenmut und Kriegsruhm hielten seit dem frühen Mittelalter die gesamte südeuropäische Welt Jahrhunderte hindurch in ihrem Banne. Wenn auch die Germanen für alles, was sich auf ein vorgeschrittenes Kulturleben bezog, zum Latein ihre Zuflucht nehmen mußten (z. B. mit Schule = **schola**), so blieb ihnen doch das wichtige Vorrecht, den Kriegerstand zu bilden — an ihre Ausdrücke für die zum Heerwesen gehörigen Gegenstände und Verhältnisse gewöhnten sich die Zivilisten schon damals sehr schnell. Seit den Einfällen der Barbaren gebrauchten die in Italien, Spanien und Frankreich seßhaften Romanen statt des lateinischen Wortes **bellum** für Krieg das Wort **guerra, guerre**, was nichts anderes ist als althochdeutsch **werra**, Streit, Zank, Unordnung, zu dem Zeitwort **werran** in Zwietracht, Unordnung bringen, verwirren; wir haben das Hauptwort die Wirren, sowie den Wirrwarr. (Ältere Sprachforscher, wie zum Beispiel Schottel, rechneten **guer** = gwer unter die Stammwörter der deutschen Sprache und deutet die Germanen als Guermannen, Wehrmannen.) Daß das lateinische **bellum** von dem germanischen Worte verdrängt wurde, hatte seinen Grund nicht nur in dem Aufkommen eines Eigenschaftswortes **bellus, a, um**, schön, womit das Hauptwort **bellum** verwechselt werden konnte, sondern es waren nicht mehr die Römer, die ein **bellum** führten, sondern die Germanen, welche ihnen die **werra** brachten und zu hören wie zu fühlen gaben. Kein Wunder, daß sie auch die Bezeichnung für die Waffenruhe von den Deutschen übernahmen: noch heute bedeuten italienisch **tregua**, französisch **trève** Waffenstillstand, beide Worte führen auf das mittellateinische **treuga** und dieses auf das althochdeutsche **triuwa** Treue, gotisch **triggwa** Vertrag zurück. In ihrer sittlichen Bedeutung hat sich die deutsche Treue den fremden Sprachen allerdings nicht eingeprägt, im Gegenteil blieb in italienischen Mundarten die **luchina**, eine Ableitung von Lüge mit der Bedeutung falsche Erzählung, haften, während die List zu italienisch **lesto**, französisch **leste** führte, allerdings mit der veränderten Bedeutung gewandt,

Digitized by Google

flink, die auch noch in snello (althochdeutsch snel) liegt, ein Beweis, daß den Romanen nicht bloß plumpe Germanen Eindruck machten. Auch die Hast lebt im französischen hâte fort, desgleichen der Hohn, althochdeutsch hônida und italienisch onta, französisch honte Scham, Schande; vergl. höhnen (hônjan) und honnir: honni soit; — italienisch orgoglio, französisch orgueil Stolz kommen vom althochdeutschen urguoli (urguol ausgezeichnet, hervorragend). Von der Tapferkeit der Deutschen legen die schon angeführten Eigennamen auf aldo ꝛc. beredtes Zeugnis ab.

Um einen germanischen Kampfauftritt auf römischem Boden zu schildern, sieht sich Dante im 22. Gesang des Inferno genötigt, deutsche Worte zu verwenden: stormo und gualdane; stormo ist der deutsche Sturm, bei Dante die zum Kampfe aufgebotene Schar, vergleiche unsern Landsturm, im heutigen Italienisch eine Menge von Menschen, Zusammenrottung; gualdana bedeutet Streifschar, Einfall in feindliches Gebiet, Plünderungszug und ist mit dem bei uns schon lange abgestorbenen altdeutschen woldan, Kriegssturm, zu erklären. Auch unser Schar, althochdeutsch skara, ist in derselben Bedeutung ins Italienische übergegangen als schiera. Ein anderes Wort, das Schar, Menge bedeutet, ist geldra, vom mittellateinischen gelda, welches auch aus dem Deutschen stammt, ich erinnere an die (niederdeutsche) Gilde. Endlich sei noch die italienische und spanische banda, französisch bande, Schar, erwähnt, die wahrscheinlich germanischen Ursprungs ist, wenn auch unser Bande erst 1616 verzeichnet ist; im Mittellateinischen gibt es ein dem Deutschen entnommenes bandum, Feldzeichen, Fahne; auch das Banner kommt zwar zunächst vom französischen bannière, aber dieses sowohl wie italienisch bandiera hat das gotische bandwa = Zeichen im Hintergrunde. Der zur banda Gehörige ist der bandito, der freilich nur die eingeschränkte Bedeutung Räuber hat; auch der gleichbedeutende Brigant weist mit seiner Nebenbedeutung Unruhstifter auf italienisch briga, Streit, und dies auf gotisch brikan, brechen.

Die Beute, mit der die Kriegsschar heimkehrte hieß Raub — auch dieses Wort drang, noch dazu in zwei verschiedenen Formen und Bedeutungen, ins Romanische: italienisch ruba ist Raub, wovon rubare, französisch dérober gebildet sind; roba dagegen bedeutet Rock, Kleid, wie im Französischen die robe. Die Beute bestand wohl hauptsächlich in Gewändern, auch dem althochdeutschen roub kam wohl schon die Bedeutung erbeutetes Kleid und Kleid über-

Digitized by Google

haupt zu.[1]) Zum Überflusse ging auch die altdeutsche biute ins Französische (butin) und Italienische (bottino) über, nicht minder auch das Zeitwort raffen als raffer und arraffare (auch arrappare, entführen, ist germanischen Ursprungs). Auch die Waffen der deutschen Krieger wurden in ihren Bezeichnungen übernommen. Wenn das Lehnwort Pfeil (aus dem lateinischen pilum) unser deutsches stral, das noch bei Hans Sachs neben dem Pfeil vorkommt,[2]) verdrängt hat, so lebt dies dafür außer in Rußland, wo von strjäla die Strelitzen genannt sind, Pfeil- und Bogenschützen, noch in Italien fort (strale), wo auch unser strahlen als stralunare wenigstens vom zornigen Rollen und Blitzeschießen der Augen gebraucht wird. Außerdem haben die Italiener das Wort freccia für Pfeil, was dem französischen flèche entspricht und auf althochdeutsch vliz, Bogen, zurückgeht; bei uns haben nur noch die Kinder den Flitzpfeil (vergleiche flitzen = sich schnell bewegen), schlesisch Fritschepfeil.

In der allgemeinen Bedeutung Geschoß lebt der germanische Ger im italienischen ghiera fort. Die verloren gegangene althochdeutsche Bezeichnung für Wurfspieß franko, die sich nur noch im Völkernamen der Franken erhalten hat (ähnlich wurden auch die Sachsen nach ihrer Waffe sahs = Schwert genannt), hat im italienischen franco und französischen franc die abstrakte Bedeutung angenommen, in der das Eigenschaftswort frank bei uns erst seit 1616 belegt ist. Der Bedeutungsübergang knüpfte an die Tatsache an, daß die Franken freie Männer waren. Die altfranzösische Sprache eignete sich auch noch die altgermanische Grundform des Wortes Spieß, spëuta, im espiet (Speer) an, während ein andres Wort Spieß = Geweihende in der Form épois noch heute im Französischen lebt. Das Werfen des Geschosses, gotisch wairpan, war ebenfalls im Altfranzösischen als guerpir (disguerpir im Stiche lassen) vorhanden. Die Schärfe der Waffen dagegen ist im italienischen scarpa und französischen escarpe zur Böschung geworden (escarper steil, jäh machen).

---

[1]) Aus der Grundbedeutung abreißen leitet E. Wadstein, Indogerman. Forschungen 14, 402 sowohl die Bedeutung Jagdbeute (abgerissenes Fell) als auch Kriegsbeute (abgerissenes Kleid) her.

[2]) z. B. Schwänke (Götze) 244, 66: das armprueſt lies (los) vnd thet abgon, der stral dem wolff ging durch den leib. 272: vnd schoß gar manchen scharpfen stral. Meistergesänge 266, 3: der bote hing auf sein köcher mit sein botten pfeilen und V. 10: Sein Köcher er aufhinge, darin er het der liebe stral.

Digitized by Google

Daß das französische Wort **hallebarde** auf unsre Hellebarde zurückgeht, ist ohne weiteres klar — nur wissen wohl die meisten Deutschen nicht, daß sich dieses Wort aus Barte = Beil und Helm = Schaft zusammengesetzt. (Gottfr. Keller weist in dem Gedichte „Has von Überlingen" die Form Halmbarte auf.) Unsern Helm, gotisch **hilms**, dagegen haben die Italiener als **elmo**, die Franzosen als **heaume** sich angeeignet. Auch den altnordischen Schild **targa**, den wir selbst in der mittelhochdeutschen Form Tartsche wieder aufgenommen haben, legten sich Italiener und Franzosen zu. Die altdeutsche Halsberge erscheint im Französischen als **haubert** d. i. Panzerhemd, während italienisch **osbergo** wieder abkam. Der Flamberg dagegen, den man als Zusammensetzung aus Flanke und bergen hat deuten wollen, wird erst seit Theodor Körner von Deutschen geschwungen; eigentlich ist es der französische Name des Schwertes des Haimonskindes Renauds.

Auch die sonstigen Hieb- und Stoßwaffen, wie Säbel, Degen, Rapier, können nicht als ursprünglich deutsch gelten, geschweige denn als aus dem Deutschen entlehnt. Nur die Italiener haben altdeutsches Sprachgut festgehalten in den Wörtern **elsa** Degengriff (althochdeutsch **elza**), **stocco** Stoßdegen (althochdeutsch **stoc**) und **brando** Schwert (jetzt nicht mehr gebräuchlich, vom althochdeutschen **brant** Feuerbrand). Wenn im althochdeutschen unsre Fahne in den heute fallen gelassenen Zusammensetzungen **gundfano** d. i. Kampftuch, **halsfano** Halstuch, **ougafano** Schleier gebraucht wurde, so haben Italiener und Franzosen wenigstens noch die eine in **gonfalone** und **gonfalon** mit der Bedeutung Fahne bewahrt. In jüngerer Zeit hat das einfache Wort Fahne zu der Verkleinerung **fanion** Fähnchen geführt. Italienisch **fanfara** schließt sich an das deutsche Fahnenfahren an.

Im 16. Jahrhundert bürgerte sich durch deutsche Reitersknechte, die in französische Dienste traten, das Wort **reitre** in Frankreich ein, das noch familiär gebraucht wird: **un vieux-reitre** ist ein alter Knabe, ein Schlaukopf. Wenn Déroulède in seinem **Chant du soldat** die Preußen (er spricht nie von Deutschen) mit Vorliebe ces **reîtres** nennt, so scheinen sich ihm die Taten der bösen Ulanen besonders eingeprägt zu haben. Der deutsche „**Train**" hat den Franzosen **le vaguemestre** überlassen, den Aufseher über die Fuhrwerke, den wir selbst jetzt Schirrmeister nennen.

Was der Reiter am nötigsten braucht, den Sporn, haben die Italiener mit **sprone**, die Franzosen mit **éperon** dem Deutschen

Digitized by Google

entlehnt; der Steigbügel, estribo und étrier, dürfte nach der Strippe benannt sein. Auch die italienische Bezeichnung für die Beinrüstung der Pferde, schiniera, stammt aus dem Germanischen; schino verdeutlichen wir uns jetzt als Schienbein (Bein = Knochen), im Französischen führte dies Wort zu échine, Rückgrat. Da dem Pferde das Scharren und Stampfen eignet, so führe ich hier auch die Zeitwörter stampare, étamper, eindrücken, prägen (italienisch stampa, Prägestempel) sowie déchirer, scharren, an (von schirren, althochdeutsch scërran, kratzen, scharren).

Der deutsche Fußsoldat des 15. und 16. Jahrhunderts, der Landsknecht, der jetzt gern als Lanzknecht verstanden wird, bildete sich in Italien zum lanzichenecco, in Frankreich zum lansquenet um, eine abgekürzte Form Lantz, italienisch lanzo, kommt schon 1527 als spanisch-italienisches Schimpfwort der deutschen Landsknechte und der Deutschen überhaupt vor. (Im Toskanischen findet sich die Redensart: beve come un lanzo = er trinkt wie ein Landsknecht.)

Als Vermächtnis des altdeutschen Kriegslebens ist auch die Herberge zu betrachten. Althochdeutsch heriberga bedeutet eigentlich einen das Heer bergenden Ort, Heerlager; in der Bedeutung Gasthaus haben es weder Italiener noch Franzosen verschmäht, albergo und auberge stehen bei ihnen dem Hotel kaum nach, das aber bei uns auch andere als „erstklassige" Reisende vor der Herberge bevorzugen. Im französischen Bauwesen ist außerdem noch héberge (als juristischer Ausdruck) vorhanden mit der Bedeutung unterer Firstpunkt, das heißt Gipfel des niedrigsten von zwei aneinander stoßenden Gebäuden.

In der Herberge findet wohl auch noch der Habersack Verwendung, für den wir den Tornister eingeführt haben, obwohl dieser eigentlich auch weiter nichts ist als ein Futtersack (mit dem durch Slawen uns vermittelten, ursprünglich griechischen τάγιστρον vereinigte sich κάνιστρον Korb, im 17. Jahrhundert erscheint Canister neben Tornister). In Frankreich führen noch heute die Handwerker le havresac als Ränzel bei sich, während die Infanteristen sich jetzt mit dem einfachen sac begnügen. Die Franzosen kennen aber auch noch havresac à médicaments, d. i. Medizinbeutel; ja in der französischen Schweiz gibt es sogar un tattesac, was freilich nur eine mißverständliche Angleichung von une tattsaque, d. h. der deutschen Tatsache an den Habersack sein mag.

Digitized by Google

Aus dem Bereiche des Stalles, in den wir mit diesem deutschen Worte eigentlich gekommen sind, schwingen wir uns zu den höchsten Höhen des Kriegertums auf mit Hilfe des altdeutschen marschalc (marahscalc), d. h. Pferdeknecht, dann Aufseher über das Gesinde auf Reisen und Heerzügen, städtischer oder Hofbeamter, Marschall. Von ihm stammt die romanische Sippe von mariscalco und maréchal, d. h. Hufschmied und Marschall. Ja die Franzosen haben sich sogar den deutschen Feldmaréchal angeeignet. Der Schalk treibt aber sein Wesen auch noch im sénéchal, italienisch siniscalco Oberhofmeister, ehemals auch Landeshauptmann. Man ist geneigt, den ersten Teil dieses Wortes auf das lateinische senex alt zurückzuführen und in ihm den Hauptgrund für das Emporkommen des Schalk zu suchen. Aber wenn auch die Bedeutung alt für die erste Hälfte sene stimmt, so ist doch schon im Gotischen ein Wort sinista Ältester vorhanden, das mit senex urverwandt ist, der Seneschall geht also auf ein völlig germanisches Wort zurück: siniscalko Altknecht. Auch im connétable liegt nur eine lateinische Übertragung des Stallknechts vor: comes stabuli; das lateinische Gewand ließ ihn aber sogleich der Beförderung zum Oberstallmeister würdig erscheinen. In England freilich sank der comes stabuli zum Konstabler herab. Immerhin ist auch dieser noch ein „Träger der Staatsgewalt", wenn auch kein Jurist. Dessen bedurfte aber der mittelalterliche Hofdienst nicht, aus dem die höchsten Würden des Reiches hervorgingen.

Schon daß das altdeutsche, wenn auch auf urgermanische Entlehnung aus dem Keltischen zurückführende Wort reich, das heißt mächtig, von den Romanen übernommen wurde als ricco und riche, beweist die gebietende Stellung, die der Deutsche auch im Staatsleben einnahm. Sehen wir ab vom Kämmerling, der dem Italiener zum camerlingo wurde, und vom Baron, der nicht etwa von dem lateinischen bâro Einfaltspinsel, sondern von dem althochdeutschen baro Mann abstammt, so leitet sich das gesamte Feudalwesen wenigstens der Bezeichnung nach aus dem Altdeutschen her. Das mittellateinische feudum, italienisch feudo (französisch fief) ist zusammengesetzt aus althochdeutsch fehu (italienisch fio Vermögen) = Vieh und od = Gut, daher ein Lehngut, welches Zins gibt, demgegenüber das allodio, französisch alleu, den freien Besitz bedeutet. Das französische Flächenmaß acre ist nichts weiter als der deutsche Acker (gotisch akro),[1])

[1]) Unsere Elle, germanisch elina, eigentlich Vorderarm, ist im italienischen alna und französischen aune entlehnt, ebenso ist die Spanne, das heißt die

Digitized by Google

die deutsche Bezeichnung der Ackergrenze, Rain hat im Französischen allerdings nur die Bedeutung Waldrand. Dagegen stammen aus dem althochdeutschen **marka**, Grenze, italienisch **marca** und französisch **marche** Grenze. (Ein anderes germanisches Wort Marke = Merkzeichen hat marque, marquer, marqueur und andere veranlaßt).

Das Gebiet, innerhalb dessen die Ge- und Verbote eines Gerichts galten, hieß in altdeutscher Zeit **ban**; die Franzosen haben dies Wort in der Bedeutung öffentliche Verkündigung entlehnt (altfranzösisch sogar **arban** = Heerbann). Der altgermanische Ring, das ist Versammlung, Rednerbühne, führte zu italienisch **aringo**, Rednerplatz, französisch **harangue**, feierliche Ansprache, Geschwätz, desgleichen zu dem militärischen Rang. Wir haben sowohl diesen wie auch das Haranguieren bei uns eingeführt, ohne dabei an unser Ring zu denken. Das französische **ordalie**, Gottesurteil, geht durch das mittellateinische **ordalium** hindurch auf unser Urteil (angelsächsisch **ordál**) zurück. Der von Karl dem Großen als Urteilsprecher eingeführte Schöffe (von **skafan**, anordnen) drang durch das mittellateinische **scabinus** als **scabino** und échevin ins Romanische.

Entlehnte die französische Sprache den **meurtre** aus dem Deutschen (gotisch **maurthrjan** ermorden, mittellateinisch **mordrum** Mordtat), so vergaß sie auch nicht, sich mit dem Worte **saisir** die Ergreifung des Mörders zu ermöglichen; **saisir** stammt ebenso wie italienisch **sagire** von dem gothischen **satjan** sitzenmachen. Ja, sogar unser greifen, gotisch **greipan** erscheint im Französischen als **gripper** (dazu griffe = Kralle). Ein anderer französischer Ausdruck für gefangen setzen, **bloquer**, woher unser blockieren, stammt von **bloc** Klotz, in den auch Übeltäter gespannt wurden. Der **bloc** ist aber nur die französische Schreibung der niederdeutschen Nebenform **bloch** für oberdeutsches Block = Klotz, Bohle. Vom Brett ist italienisch **bertesca** hölzerner Fallturm sowie **bordella**, französisch **bordel** Hüttchen abgeleitet, wofür im Altfranzösischen **houle** aus althochdeutsch **huli** Höhle gebraucht wurde. Auch das deutsche Wort Hütte, althochdeutsch **hutta**, drang ins Französische ein als **hutte**; ja auch noch eine dritte Bezeichnung für Hütte **taudis** rührt von einem germanischen Worte her, nämlich Zelt. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß der

---

Breite der ausgespannten Hand, italienisches und französisches Längenmaß als **spanna** und **empan**.

Digitized by Google

Römer Plinius den Germanen nur unterirdische Höhlen als Zuflucht gegen die Kälte gönnt; nach ihm soll auch eine warme Stube ein den alten Germanen fremder Begriff gewesen sein. Und doch geht das Wort Stube durch alle altgermanischen Sprachen, die stuba war ein heizbares Gemach, ein Baderaum; die Italiener entlehnten sie als stufa, die Franzosen als étuve, daß heißt Badstube, Ofen. Wenn ferner der französische Maurer maçon durch mittellateinisch matio hindurch auf den deutschen Steinmetz zurückführt, so wird man es glaublich finden, daß die französische halle aus dem altdeutschen halla, Tempel, großer Saal entstand.

Wenn heute der deutsche Schiffbau einen das Ausland beängstigenden Aufschwung genommen hat, so muß schon in alter Zeit einmal unser Schiffswesen den Romanen Achtung eingeflößt haben. Wie wäre es sonst erklärlich, daß unser Wort Schiff, das im Gotischen skip, im Althochdeutschen skif lautete, in das Italienische eindrang als schifo und ins Französische als esquif? Die gotische Lautstufe skip hat sich noch im Niederdeutschen erhalten, daraus entlehnten die Franzosen das Zeitwort esquipper, ein Schiff ausrüsten, woraus neufranzösisch équiper entstand.

Für den Begriff Flotte hatten wir im 16. Jahrhundert das Wort Schiffszeug; neben diesem wurde etwa 100 Jahre lang das Fremdwort Armada gebraucht, das ebenso wie Gala ein Denkmal der spanischen Zeit unseres alten Reiches darstellt, seit 1600 aber ist (für beide Ausdrücke) im Hochdeutschen die flotta im Gebrauch, eine Form, die auf das Italienische hinweist, während die französische Form Flotte schon seit 1400 von den Niederdeutschen angenommen worden war. Das Wort ist denn auch tatsächlich germanischen Ursprungs: im Angelsächsischen erscheint schon um 730 für eine Menge von Schiffen die Bezeichnung flota, die im Altnordischen floti lautete und der Wurzel flut = fließen entsproß. Nach Frankreich kam dieses Wort wahrscheinlich durch die Normannen, die auch das Urwort für den Matrosen lieferten. Dieser geht zurück auf das nordische mötunautr, niederländisch maatgenot, das heißt Tischgenosse, französisch matelot, niederdeutsch matroos. Diese Bezeichnung, die auf der Einteilung der Schiffsmannschaft in Tischgenossenschaften beruht, ging zu Anfang des 17. Jahrhunderts auch ins Oberdeutsche über. Daß unsere hochdeutsche Sprache auf dem Gebiete der Schiffahrt auf das Ausland wenig oder gar nicht eingewirkt hat, liegt in der Natur der Sache. Aus dem Niederdeutschen entnahmen die Franzosen auch den

Digitized by Google

neuzeitlichen **bossemann**, das ist natürlich der Bootsmann. Die Heimat des im Oberdeutschen noch heute unbekannten Bootes ist allerdings England. Dieses aber übernahm aus dem Niederdeutschen die Schnaue, eigentlich das geschnäbelte Schiff, eine Art Zweimaster, der Franzose nennt es **senau**. Einfacher war für diesen die Entlehnung des niederdeutschen Bord, althochdeutschen **bort** Schiffsrand, welches mit einem anderen althochdeutschen Worte **borto** Saum, Besatz verwandt ist. Aus dem niederdeutschen **bakboord** wurde französisch **bâbord**, wo sogar die Betonung deutsch geblieben ist. Das Grundwort **back**, Rücken, ist nicht zu verwechseln mit dem anderen Seemansausdruck Back = Schüssel, der im französischen **bac** die Bedeutung Braubottich erlangte. Noch eine ganze Anzahl niederdeutsche Worte entlehnten die Franzosen: **bras** = Brasse, **bouline** = holländisch **boelijn** (Lenkseit), **raban** = **raaband**, **ralingue** = **raaleik** (dagegen **élingue** aus althochdeutsch (italienisch) **slinga**), **foc**, **clamp**, **harpon**, **quille** = Kiel, **hune** (skandinavisch **hûn** Korb), **varech** (angelsächsisch **vrac**), **ère**, **est**, **ouest**, **nord**, **lof** (Luv-, das ist Windseite), **étrain**, **rade**, **digue**, **dune**, **échoppe** (Schuppen), **étape** (Stapel wäre hochdeutsch = Staffel), dazu Zeitwörter wie **lofer** und **louvoyer** (zu **lof**), **hisser**, **affaller** (holländisch **af-halen**), **touer** (mit dem **touw** = Tau bugsieren). Auf Entlehnung aus dem Altdeutschen dagegen gehen zurück: **cingler** (altfranzösisch **sigler**, gotisch **sigla** Segel), **lest** (italienisch **lasto** = mittelhochdeutsch **last** für Ballast, eigentlich **barlast** bare, bloße Last), **garer** anlegen (althochdeutsch **warôn**, wahren, behüten), **falaise** Klippe (althochdeutsch **felis(a)**, mittelhochdeutsch **velse**), **vague** Woge (althochdeutsch **wâg**, zu be-wegen). Auch einige Seetiere benennen die Romanen nach deutschem Vorgange. Den aus dem Niederdeutschen stammenden Wörtern **crabe** Krabbe und **cabeliau** stehen der Krebs und der Stör gegenüber, die schon früh ins Romanische drangen als écrevisse (crevette Garneele) und storione, französisch esturgeon. Auch der Brassen ist schon aus dem Altdeutschen (brahsan) zu französisch brême, der Häring zu hareng geworden. Das Wort Schmerl dagegen ist als **smerlo** und émerillon nicht wie bei uns Fisch- und Vogelnamen zugleich, sondern bezeichnet nur den Zwergfalken, wie das althochdeutsche **smirl**.

Von anderen Vogelnamen aus dem Altdeutschen nenne ich den Sperber, **sparwâri** = italienisch **sparavione**, französisch épervier, den Specht, **spêch**, altfranzösisch **espeche**, neufranzösisch épeiche, die Elster, **agalstra**, französisch **agace**.

Digitized by Google

Um von anderen Tiernamen wie guêpe, das unter dem Einflusse des echt germanischen Wespe steht, tigue (italienisch zecca) = Zecke, Holzbock (altdeutsch tikko), bouc = Bock, marsuin Meerschwein (althochdeutsch mêrisuîn) abzusehen, so drang der Marder, althochdeutsch mardar, ins Italienische als martora und Französische als martre, ja der althochdeutsche bibar nahm dem lateinischen fiber im Romanischen den Platz weg; aus dem germanischen Worte entwickelte sich italienisch bevero, spanisch bibaro, französisch bièvre. Die Gemse, mittelhochdeutsch gamz, heißt italienisch camozza, spanisch gamuza, französisch chamois, der Steinbock italienisch stambucco. Der althochdeutsche haso gab dem Französischen wenigstens das Weibchen hase, und der Fuchs heißt renard nach seinem altdeutschen Eigennamen reginhard (Reinhart), der im Rate Starke. Auch der mittelalterliche Spürhund, bracke, althochdeutsch braccho, lebt noch im Italienischen als bracco, im Französischen als braque, während das mittelhochdeutsche Streitroß, ros, im französischen rosse nur noch als Mähre gewürdigt wird (zu dem italienischen rozza kann man wenigstens den berühmten rocinante stellen).

Deutsche Pflanzennamen sind nur in geringer Zahl von den Romanen übernommen worden. Unsere Eibe, die wir jetzt gern Taxus nennen, kehrt ihre althochdeutsche Form iwa im französischen if hervor; im französischen alize (spanisch alisa) steckt unsere Erle, althochdeutsch erila (gotisch alisa), vergleiche niederdeutsch Eller, niederländisch Els(beere). Die fränkisch-hessische Bezeichnung der Buche, Heister, die schon im Mittelalter und noch jetzt im Ortsnamen Heisterbach vorkommt, im übrigen aber dem Oberdeutschen ganz fremd ist, ging in der niederländischen Form Heester ins Französische hêtre über. Auch französisch saule = Weide beruht auf einem germanischen, den Deutschen jetzt unverständlichen Worte (althochdeutsch salaha), das man in der Salweide ähnlich übersetzt hat wie Lind in Lindwurm ꝛc. Ähnlich verhält es sich mit dem Lieschgras, dessen erster Bestandteil, althochdeutsch lisca Farnkraut, zu italienisch lisca, französisch laîche geführt hat. Die im Oberdeutschen volksübliche Bezeichnung des Grases oder Rasens, Wasen (althochdeutsch waso) wurde zu französisch gazon, der Spelt zu italienisch spelta, französisch épeautre, die altgermanische garba, eigentlich Handvoll, zu französisch gerbe (spanisch garba), Malz zu französisch malt, Kresse zu italienisch crescione, französisch cresson, Klette altfranzösisch gletton, gletteron, neufranzösisch glouteron. Der so hochgeschätzte

Digitized by Google

mousseron führt auf mousse und dieses auf unser Moos zurück. Auch der Muff, d. h. Schimmel, wovon muffig gebildet ist, findet sich im italienischen muffo, schimmelig, und französischen moufette Moderdunst wieder, Torf im italienischen torba, französisch tourbe. In Paris heißt die Kartoffel crompire, das ist Grundbirne. Das französische Wort für Johannisbeere groseille geht auf die deutsche Kräusel- oder Krausbeere, auch Grosselbeere, zurück, womit wir die Stachelbeere meinen; französisch framboise ist durch das niederländische braam (althochdeutsch bramo, Dornstrauch) dem deutschen Brombeerstrauch gleich.

Von Mineralien sind nur Quarz und Zink zu erwähnen, die beide ins Italienische und Französische übernommen wurden, der Gneiß nur in letzteres, gesprochen Gnäß, der Quarz sogar in einer der deutschen Aussprache angepaßten Schreibweise (quartz). Auf der altdeutschen Bedeutung des Wortes Gries = Sand (Korn), Kies, beruhen italienisch greto, steiniger Sand, und französisch grès, Sandstein (grèle Hagel) 2c.

Zahlreicher als solche Naturgegenstände sind den Romanen Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes, wenn nicht der Sache nach, so doch in ihren Benennungen zugeflossen.[1]) So vor allem Ausdrücke der Weberei, wie Haspe und Rocken. Das althochdeutsche haspa, d. h. so viel Garn, wie auf einmal abgehaspelt wird, erscheint als italienisch aspo, französisch aspe, und zwar auch mit der Bedeutung Garnwinde. Während die im südwestlichen Deutschland verbreitete Kunkel romanischen Ursprungs ist, ist der Rocken, althochdeutsch rocco, in der Form rocca ins Italienische eingedrungen, desgleichen die Spule, althochdeutsch spuola als spola = Weberschiffchen.[2]) Eines der ältesten germanischen Lehnwörter ist feltro Filz (spanisch fieltro), französisch feutre (bezeichnet auch den Filzhut); aus dem davon gebildeten mittellateinischen filtrum haben wir jetzt Filter und filtrieren.

[1]) Daß die Einwanderung der Dinge nicht zusammenfallen muß mit der der Worte dafür, beweisen die Bezeichnungen für Körperteile, die doch nicht nur den Deutschen eigen sind: haire, Haar vom althochdeutschen hâra (angelsächsisch haere), lippe, dicke Lippe (niederdeutsch); la tette (italienisch tetta Euter = nordisch tetta, Zitze. Flanc (italienisch fianco), Flanke stammt aus dem althochdeutschen hlanca Hüfte, Lende. Strozza Kehle bewahrt noch die mittelhochdeutsche Nebenform strozze zu Drossel = Kehle, vergleiche erdrosseln.

[2]) Im Französischen heißt sie rochet; ein andres rochet = Chorhemd, italienisch rocchetto geht auf den deutschen Rock zurück.

Digitized by Google

Ein nur in Mundarten noch lebendes Wort für Handtuch, Quehle oder Zwehle (mittelhochdeutsch **twehele**) ist im italienischen **tovaglia** und französischen **touaille** in demselben Sinne gebräuchlich. Ein altdeutsches Wort **gêro, gêre** d. h. keilförmiges Stück Zeug oder Land (noch bei Hans Sachs, Schwänke 343, 81, hat eine Mönchskutte „gros, weitfliegende gern") hat sich im italienischen **gherone** und im französischen **giron** im Sinne von Schoß, Schleppe erhalten. Mit diesem **giron** darf ich wohl ohne weiteres den **haillon** zusammenstellen, den Lumpen, den das Französische aus dem mittelhochdeutschen Handel entlehnte, einer Nebenform zu Hader. Dahingestellt möge bleiben Hemd, italienisch **camisia**, französisch **chemise**, Bruch (= Hose, vergl. italienisch **uosa**, lederne Gamasche von althochdeutsch **hosâ**), französisch **braies**, und Muff, **moufle**.

Die Romanen verschmähen auch unsere Hippe und Ahle nicht: althochdeutsch **hâppa**, mittelhochdeutsch **heppe** = Messer für Gärtner, ergab im französischen sowohl **happe**, Krampe, als auch **hache**, Beil (aus der Grundform **happja**), und das Werkzeug, das im althochdeutschen außer **âla** auch **alansa** (eigentlich **alesna**) hieß, nennt der spanische Schuster **alesna**, der italienische **lesina**, der französische **alène**.

Abgesehen von der Krücke (das ist eigentlich Stab mit Krümmung als Griff), die in dem italienischen **croccia** und **crocco**, französischen **crosse** und **croc** zugrunde liegt, sowie vom Schragen, den Sachs-Villatte im französischen **écran**, Ofenschirm, wiedererkennt, hat von Holzgeräten die Bahre in der italienischen **bara** (**barella**) und der Zapfen im italienischen **zaffo** und französischen **tape** schon von jeher Geltung, während die hochdeutsche Latte erst in neuerer Zeit zur italienischen **latta** und französischen **latte** wurde.

Daß dem französischen **pot** das niederdeutsche Pot zugrunde liegt, ist ohne weiteres klar, dagegen wird französisch **hanap**, Becher, nur durch die althochdeutsche Form **hnapf** als Entlehnung unseres Napfes erkennbar, die natürlich auch im italienischen **nappo** vorliegt.

Mit dem von Rost abgeleiteten Zeitwort rösten, italienisch **arrostir**, französisch **rôtir**, befinden wir uns im Bereiche der Küche. Noch ehe die Germanen dieses Wort entlehnten, bereiteten sie sich Kuchen, die in keiner sprachlichen Verwandtschaft mit Koch und Küche stehen, und der echt germanische Kuchen mundete den katalonischen Spaniern als **coca**, den Südfranzosen als **coco**, den Pikarden als **couque**, ja als deutsches Kuchenland steht den Romanen das Schlaraffenland

Digitized by Google

vor Augen, indem sie es Côcania, Cuccagna, Coquaigne nennen. Wir erfreuen uns außerdem, namentlich im westlichen Deutschland, des Fladens, besonders des Eierfladens, auch ihn entlehnten die Italiener als fiadone (= Honigwabe), die Franzosen als flan; letztere eigneten sich dazu auch noch die niederdeutsche Waffel in der Form gaufre an, nicht minder auch den dazu gehörigen Schaum als écume, italienisch schiuma, den sie übrigens auf germanisch lecken, wie lécher und leccare beweisen. Den Zwieback dagegen schulden wir ihnen als eine Übersetzung von biscuit. Daß sie aber nicht nur Süßigkeiten lieben, also keine Kostverächter sind, beweist die Tatsache, daß sie nicht nur die seit dem 16. Jahrhundert bezeugte deutsche Nudel als nouilles zu schätzen wissen, sondern außer dem nur in ihrer Gaunersprache üblichen Speck auch dem Sauerkraut Bürgerrecht verliehen haben, allerdings in etwas verstümmelter Form: choucroute[1]) (trotzdem sie bereits das germanische sauer, althochdeutsch sûr, entlehnten als sur, vergleiche surelle Sauerampfer). Allerdings ist in Paris choucroutemann ein Schimpfname für Deutsche.

Vom Sauerkraut zum Bier ist nur ein Schritt, und die Versuchung, alles, was in fremden Sprachen mit dem Trinken zusammenhängt, auf deutschen Ursprung zurückzuführen, ist leider sehr groß. Aber schon über die Herkunft des Bieres gehen die Meinungen auseinander. Daß das französische bière und italienische birra lediglich unser Bier ist, steht fest. Ob wir aber dieses Wort aus einer germanischen oder keltischen oder gar einer slawischen Wurzel — pivo — (Quelle wäre ein passenderes Bild) abzuleiten haben, ist noch nicht ausgemacht. Bier wurde ja bei den Germanen gebraut, aber unter einem andern Namen: altnordisch öl, niederdeutsch alu, englisch ale. Das Wort Bier ist nur westgermanisch und kommt erst seit dem 8. oder 9. Jahrhundert vor; es scheint von den romanisierten Kelten nach Deutschland verpflanzt worden zu sein mit einer neuen, verbesserten Art des Brauens (aus Hopfen); es würde dann wohl in der althochdeutschen Form bior sich aus der romanischen Aussprache des lateinischen bibere trinken = bivere durch Vokalisierung des v erklären. Dann wäre französisch bière lediglich als Rückkehr eines ursprünglich romanischen Wortes aufzufassen. Können wir also das bière nicht ohne weiteres als Ent-

[1]) Nemeitz, Vernünftige Gedanken, 1739, 2, 137 und 147 verzeichnet sourkrout.

Digitized by Google

lehnung aus dem Deutschen gelten lassen, so hat sich gleichsam unter unsern Augen das Bockbier als Bezeichnung des Bieres überhaupt in Paris eingebürgert, wo un bock ein Glas Bier bedeutet und sogar ein Zeitwort bocker, trinken, erzeugt hat. Natürlich ist auch le schnapps deutscher Herkunft, ebenso le brandevin, der in Frankreich den brandevinier und die branderie entwickelt hat. Eine Mischung von Wein, Zucker und Zitronensaft ist un bischof — bei uns heißt jetzt ein ähnliches Getränk natürlich englisch lemonsquash. Sogar den Bittern finden wir in Paris wieder als bitter. Allgemein üblich ist das trinquer (italienisch trincar schon im 13. Jahrhundert = trinken wie ein Deutscher, das heißt saufen), nur daß es die besondere Bedeutung hat: mit den Gläsern anstoßen (faire trinquer quelqu'un heißt jemand durchprügeln), während schtoser betrinken bedeutet. Schon im 16. Jahrhundert findet sich le schlofftroncq, Schlaftrunk,[1]) und bei Rabelais begegnet der Zuruf lans trinque, das ist Landsmann, zu trinken! Le trinckmann bedeutet in Paris nicht nur den Wirt, sondern auch die Schenke, in der Umkehrung mannetrinque den Trinker oder Stammgast. Aus ihm haben sich Mißgestalten entwickelt wie mannestrinque, mannezinque, mannezinqueur, minzinquin. Auch unsre Trinkhalle findet sich wieder in derselben Schreibung, aber mit männlichem Geschlecht. Im älteren Französisch kommt auch chinquer, das deutsche schenken, vor in der Bedeutung zechen, und davon stammt der échanson, Schenk.

Ein drittes Wort für trinken ist chopiner, von chopine, unserm Schoppen, der bei uns nicht imstande ist, ein Zeitwort zu erzeugen. Auch die Kanne ist als cane und canette in Frankreich im Gebrauche, neuerdings auch das „Moaß" als mols und moos. Daß der Becher oder Humpen als vilcome oder vitrecome, italienisch bellicone, ringsum geht, ist auf die deutsche Sitte des Zutrinkens zurückzuführen,[2]) das im italienischen brindisi geradezu vom deutschen „bring dirs" bezeichnet erscheint, während der Gegenruf „Trinks gar aus!" zu französisch carrousse, Sauferei, wurde. Das Trinkglas heißt in Paris glacis, der Betrunkene le ziczac, womit man in der

[1]) Im Pariser Argot noch jetzt schloff = Schlaf, faire schloff zu Bett gehen, schloffer schlafen.

[2]) Observamus hac aetate in nostris conviviis pocula gratulatoria (Willkomm) et alias amphoras. Phil. Andr. Oldenburger, De peregrinationibus germanorum, 1669, S. 152.

Digitized by Google

allgemeinen Umgangssprache einen Zickzackweg meint. Un vasistas bezeichnet ein Schiebefensterchen, ein Augenglas für ein Auge, also unser (!) monocle. Unter den sogenannten Parisismen, die Villatte gesammelt hat, erscheint auch le rams und ramser, das heißt Ramsch spielen, also das deutsche Bierspiel. Unser Frühstück ist den Parisern in der Form frichti eine einfache Mahlzeit. Noch weiter entfernt sich seiner Bedeutung nach le mastoc vom deutschen Mastochsen, es ist die Bezeichnung eines dicken, plumpen Kerls und daneben des dicken Zweisousstückes. Der Stockfisch vollends bezeichnet nicht den Fisch, sondern — einen Engländer. Unsere Freude hierüber wird freilich herabgestimmt durch die den Deutschen wenig ehrende Benennung tête de holz, Holzkopf, woneben le bosch, wohl verdorben aus Bursch, mehr befriedigt. Der Österreicher wird als kaiserlick oder kinserlick, der Jude als youte bezeichnet, jardin des Youtes heißt der israelitische Friedhof und choula die Judenschule oder Synagoge. Un valsche meint nicht nur einen Welschen, sondern auch einen Unwissenden, einen Finsterling.

Wenig stolz können wir auf die Entlehnung von Worten sein wie spispouf und chenapan, Spitzbube und Schnapphahn; auch unser deutscher Michel nimmt sich als mickel, das heißt Tropf oder Gimpel nur traurig aus. Immerhin hat dieser selbe Michel auch dem Pariser beigebracht, was schlagen heißt: schlague bezeichnet Stockschläge als Militärstrafe, schlaguer durchprügeln. Übrigens entlehnten die Franzosen das Wort schon früher im éclat. Freilich weiß der Pariser die erhaltenen Schläge auf die niederträchtige Hinterlist desjenigen zurückzuführen, der ihm als der schlimmste aller Deutschen erschien: bismarquer heißt überlisten, hineinfallen lassen, sich etwas um jeden Preis aneignen, auch: tüchtig ankreiden.[1]) Die Zeche ließ ihn der böse Gast selbst bezahlen, und zwar mit guelte, wenn auch dieses Wort in Paris zunächst nur die Provision der Handlungsdiener für den Verkauf von Ladenhütern bezeichnet und guelter bedeutet eine Provision erhalten. Außer dem allgemein

[1]) Ein andres von einem deutschen Namen abgeleitetes Zeitwort ist baedekeriser: der rote Bädeker ist in Paris wohlbekannt, und so sagt der Reiseplauderer, der uns eine eingehende Schilderung ersparen will: „Je ne me ferai pas le Baedeker du panorama". Le Baedeker électoral war der Deputierte, der seinen Provinzialen die Weltausstellung zeigte. Sonst hat nur noch Eulenspiegel im Französischen gewirkt: das Wort espiègle, schalkhaft, führt auf ulespiègle zurück.

Digitized by Google

französischen escalin, italienisch scellino, d. i. unser Schilling (niederdeutsch Schelling, von skëllan, tönen [althochdeutsch scella, Schelle, führte auch zu italienisch squilla, Glöckchen], also klingende Münze im eigentlichsten Sinne), hat sich in der Sprache der Pariser auch der fainin, unser Pfennig, und in der der Gauner der dale, sogar der rixdale (Reichstaler) festgesetzt, während der Pfifferling, der bei uns wenig besagen will, als fiferlin einen Soldaten bezeichnet.

Stümperhafte Arbeit verrichten heißt bei dem Pariser choufliquer; er unterscheidet den chouflik und choufliqueur als schlechten Arbeiter vom choumaque, von dem er seine chtibes (Stiefel) anfertigen läßt. Auch der deutsche Schneider steht in Paris in Ehren als chicmann: da ist nicht nur der Mann, sondern auch der Schick deutsch, den deutsche Modeblätter törichterweise als französischen chic zur Bezeichnung der höchsten Vollendung wieder zurückentlehnt haben; unsere Geschäftsleute betrachten noch immer den Schick als französisches Eigenschaftswort und bilden davon die Mehrzahl chice, die man versucht ist, englisch auszusprechen.

Hiermit komme ich auf eine Erscheinung, die schon einige Male berührt wurde und an einer ganzen Anzahl von deutschen Worten (leider nicht nur an Worten) zu beobachten ist: sie wandern in die Fremde, nehmen dort ein anderes Gewand, oft auch eine andere Denkweise, daß heißt Bedeutung an und kehren dann wieder in ihre Heimat zurück, wo kaum jemand den Fremdling als alten guten Deutschen wiedererkennt. Die Italiener bezeichnen diesen Vorgang der Rückentlehnung als rimpatriamento, das ist Rückkehr ins Vaterland. Es kann vorkommen, daß der zurückgekehrte verlorene Sohn mehr geehrt wird als der daheim gebliebene Zwillingsbruder. Das ist vor allem an Eigennamen zu beobachten. Heute wird zum Beispiel der Name Adelheid selten anzutreffen sein, dieselben höheren Kreise aber, die diesen Namen belächeln, sind stolz auf ihre Adele, die doch weiter nichts darstellt als eine Abkürzung von Adelaide, der französischen Form von Adelheid. Diese nahm in der Fremde eine ganz undeutsche Betonung an, statt den Ton auf dem Stammworte Adel festzuhalten, ging sie, wie die Franzosen überall pflegen, am Ende des Wortes in die Höhe, und in der Verkürzung, die sie sich von ihnen gefallen ließ, mochte sie erst recht nichts von der ursprünglichen Betonung wissen, nicht als ádele, sondern als Adéle kehrte sie vor noch nicht 100 Jahren in ihre Heimat zurück, und weil sie sich so fremd gebärdete, ward sie von der feinen Gesellschaft

Digitized by Google

freudig aufgenommen, während die arme Adelheid zum Aschenbrödel wurde. Ähnliches wäre von der Klothilde und Henriette zu berichten, auch von den Robert, Guido und Eduard (Odoardo für Otward [sächsisch Edward] das ist Hüter des Gutes) und anderen mehr.[1]) Nur der verwelschte Ludwig (provenzalisch Lodvic, altfranzösisch Lovis) gilt nicht mehr für fein; Tertianer lachen, wenn sie den Namen Louis hören; auch die Zwitterbildung Ernestine wird kaum ohne Lächeln begrüßt.

Das ist bei Sachnamen leider gar nicht der Fall. Noch immer bezeichnen wir den Gebirgskrieg oder Kleinkrieg als Guerilla(krieg), ohne zu bedenken, daß dies nur die spanische Verkleinerungsform der guerra, das heißt des altdeutschen Wortes werra ist (s. oben S. 113). Garde, im 16. und 17. Jahrhundert in der italienischen Form Guarde oder Guardia üblich, ist ebenso wie garder, italienisch guardare, aus dem althochdeutschen wartên spähen, lauern, warten entlehnt (gotisch vardja, Wärter, Wächter);[2]) daß unser warten mit wahren zusammenhängt, zeigt noch die Garderobe, die also in ihren beiden Bestandteilen eigentlich deutsch ist (s. oben S. 114). Zu wahren gehört auch das althochdeutsche warnon, italienisch guarnire, französisch garnir, ausrüsten; davon kommt nicht nur garni (chambre garni) und Garnitur, sondern auch die Garnison, die also mit Ausrüstung, Verwahrung gleichbedeutend ist. Das Lager im Felde heißt heute Bivouac, bivaquer unter freiem Himmel lagern; auch dieses in Deutschland um 1700 zuerst auftauchende Wort beruht auf einem germanischen, entweder niederdeutschem bîwake, Beiwache, oder schweizerischem biwacht, Scharwache. Der Spion, französisch espion, italienisch spiare, spione, ist ursprünglich nur der Späher (althochdeutsch speha), der aber im fremden Gewande bedenklicheren Charakter angenommen hat. Abhanden gekommen ist uns die altdeutsche Bezeichnung für einen Heerbeamten, heriwald; sie ging aber ins

---

[1]) Der im Nibelungenliede an Etzels Hofe erscheinende Rich-hard (das ist etwa mächtiger Herr) wurde zum italienischen Riccardo und französisch Richard, der wieder zu uns kam als Richard, während der ursprügliche Name in Deutschland zu Reichard, Reichert ꝛc. wurde.

[2]) Landsknechte die sich einen Dienst suchten, gingen auf die „Gart", gleichsam auf die Wacht oder Lauer; wo sie einsprachen, mußten die Bauern „einen Pfennig" steuern, daher erhielt Gart die Bedeutung Bettel, garten die von betteln, vagabondieren. Vergl. Hans Sachs, Schwänke 385, 80 Garten ist gleich dem petlen eben, V. 103: Mein petlerey das nenn ich garten.

Digitized by Google

Italienische über als araldo, ins Französische als heralt, héraut und kam als Herold wieder zu uns. Aus dem Romanischen zurückgeholt ist auch die Tartsche, französisch targe, italienisch targa, denen das altnordische targe, Schild(rand) zugrunde liegt. Unser Kunstwort Zarge, Seiteneinfassung, ist desselben Ursprungs.

Die Bezeichnung für ein kleines Gefecht, Scharmützel, geht zwar auf italienisch scaramuccia zurück (französisch escarmouche), dieses selbst aber auf schermire, fechten, und damit auf das althochdeutsche schirmen. (Das a der ersten Silbe mag dem deutschen Schar, scara entstammen.) Die zunächst französische Bresche (brèche) hat das germanische brëkan, brechen, im Hintergrunde; unser Bollwerk kehrte in der romanisierten Form boulevard mit der Bedeutung Festungswall zu uns zurück. Aber auch das Blockieren (bloquer), sowie die Blockade sind, wie schon dargelegt, einer niederdeutschen Wurzel Bloch (Klotz, Bohle) entwachsen, wie neuerdings das Blockhaus (sprich Blockóß) ein Ausdruck der französischen Befestigungskunst geworden ist. Daß das französische Wort halte, Anhaltepunkt, Rastplatz, Imbiß, Stelldichein, also Station und Rendezvous, weiter nichts ist, als unser Befehlswort Halt! wurde schon vor 100 Jahren verkannt, wo man es sogar in der Redensart Halt machen durch den Druck als fremde Entlehnung verdeutlichte (sie machten Halte, erzählt der General Kyau, Neu entdeckte Elysäische Felder 1735, S. 123).

Lassen wir den Soldaten beiseite, der erst im 16. Jahundert aus dem italienischen soldato ins Französische und Deutsche überging, so beruht der Sold, nach dem er benannt ist, zwar auf französischem solde und dies auf solidus, dem Namen einer Münze (jetzt sou), aber die Bedeutung Lohn läßt sich nur durch Einwirkung des deutschen sollen erklären. Beruht doch auch die seit dem 30 jährigen Kriege bei uns vorkommende Gage (italienisch gaggio) auf einem germanischen Worte; im Gotischen bedeutete wadi Wette, Handgeld, Unterpfand; Engagement wäre demnach eigentlich soviel wie Verpfändung. Die Garantie dagegen, die es ebenfalls seit dem 17. Jahrhundert bei uns gibt, ließe sich als entdeutschte Währung, das heißt Gewährleistung auffassen, da der Garant, italienisch guaranto, auf die althochdeutsche Mittelform wërënto zurückführt, garantir also dem althochdeutschen wëren (ge=wehren) entspricht.

Führen wir jetzt eine Liste, so sind wir uns schwerlich bewußt, daß dies Wort aus dem althochdeutschen lîsta stammt, aber seine sinnliche Bedeutung Leiste durch Vermittlung des französischen liste

Digitized by Google

zu der eines Verzeichnisses umgewandelt hat (vergleiche lisière Salleiste, Waldsaum). Noch weniger sehen wir der Lotterie germanischen Ursprung an. Das italienische Lotto verdrängte um 1650 den deutschen Glückshafen,[1]) es stammt aber aus der germanischen Wurzel hlauts, das ist Los, Anteil, Opfer; die vom französischen lot, Anteil gebildete Lotterie beruht also dem Wortlaut nach auf heidnischer Opferung, die wir noch lange nicht ausrotten werden; und wer nicht „herauskam", kann sich mit dem Bewußtsein trösten, ein Opfer auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht zu haben. Daß auch die französische Banque und mit ihr der Banquier deutschen Ursprungs sind, ist ja leicht zu erkennen, doch ging unsere deutsche Bank, das heißt Gerichtsbank, Kaufstand, erst durch das Italienische hindurch, wo sie als banca erst die höhere Weihe empfing; bei uns gibt es höchstens noch Fleischbänke, sonst nur Banken, und daß ein deutsches Bänkchen hinter dem französischen Bankett, dem italienischen banquetto steckt, dürfte ohne weiteres kaum jemand in den Sinn kommen.

Ein Verkleinerungswort ist auch die jetzt so häufig vorkommende Plaquette; das Grundwort plaque bedeutet Platte, Schild und ist eigentlich weiter nichts als das deutsche Placken, der Flecken oder Flicken.[2]) Welcher Künstler würde sich um einen solchen bemühen? Aus Paris bezogen ist aber alles kostbar und begehrenswert, ließ sich doch auch eine deutsche Fürstin die Schwabacher Nudeln (s. oben S. 125) aus Paris schicken,[3]) und bildet sich doch manche Dame viel auf ihren spanischen Fächer ein, der doch ein echt deutsches Erzeugnis ist, trotzdem er über Paris in ihre Hände kam. Daß das Bouquet etwas viel Feineres ist als ein deutscher Strauß, gilt uns als ausgemacht, ebenso ausgemacht ist es aber, daß es wie bosquet (Wäldchen) durch ein mittellateinisches boscus (italienisch bosco, französisch bois) auf den deutschen Busch zurückgeht.[4]) Auch würde manchem das

[1]) Noch 1693 hielt auf dem Rochlitzer Jahrmarkt der Glückstöpfer Knoll aus Dresden seinen Glückstopf. Heute wäre er Lotteriekollekteur.

[2]) Vergl. zusammenpläcken = flicken bei Herder 22, 358.

[3]) Siehe Joh. Beckmann, Vorrath von Anmerkungen über mancherley Gegenstände, Göttingen 1795, S. 54, wo auch der Meinung Ausdruck gegeben ist, daß viele der zurückgewanderten Wörter „auf dieser Reise oft viel gelitten haben", z. B. Bordel. (Dazu oben S. 119 sowie 129 garten). Beckmann betrachtet auch Boutteille und Rocambole als ursprünglich deutsch.

[4]) Bei Moscherosch 268, 3 begegnet das Wort Buschkart, d. i. eine Zurückdeutschung von embuscade, italienisch imboscata = Hinterhalt.

Digitized by Google

Bouquet des Weines von vornherein zweifelhaft erscheinen, wenn der Flasche nicht eine Etiquette aufgeklebt, sondern ein Zettel aufgesteckt wäre, daß aber die Etiquette aus der germanischen Wurzel **stik** herrührt, die zu stecken, althochdeutsch **stechan**, d. h. stechend befestigen, führt, sowie zu italienisch **stecco** Dorn und **stecca** Stab (vergl. Stecken), das dürfte aller Etikette zu widersprechen scheinen, die doch schließlich auch nur etwas Aufgesteckes ist.

Wer weiß, was eine Stauche ist? Jeder, wenn ich dafür **étuis** sage. Das Zeitwort stauchen (besonders die Zusammensetzung verstauchen) mit der Bedeutung zusammendrücken, fest eindrücken, einstecken, läßt die im Mittelalter vorhandene **stûche** als Behältnis zum Einstecken begreifen, durch mittellateinisch **estugium** hindurch wurde sie zum **étuis**. Auch das Futteral ist kaum etwas anderes als eine lateinische Ableitung von einem deutschen Worte, nämlich Futter, das übrigens auch das französische Fourage ermöglichte, „so die Bauern Futerasche nennen" (sagt Zeiller, Epistolische Schatzkammer 263a), unsere Bauern haben also den ursprünglich deutschen Kern des unter fremder Hülle zurückgewanderten Wortes glücklich wieder herausgeschält, das Wort zurückgedeutscht. Übrigens ist auch französisch **foudre** eigentlich deutsch, vergleiche althochdeutsch **fuoder**, Wagenlast.

Dem Etuis und Futteral ist die Schachtel zur Seite zu stellen, die ebenfalls aus einem mittellateinischen Worte gebildet ist: **scatula**, italienisch **scatola**, das ist ein Behältnis für Süßigkeiten, die Italiener verpackten ihr „Konfekt" in eigens dazu angefertigte Behältnisse. Im Deutschen wurde Schattel, Schachtel daraus, wie Dachtel aus Dattel. Eigentlich aber war die **scatula** ein Geldschränkchen, vom mittellateinischen **scatum** Geldabgabe, und dieses wieder stammte vom deutschen Schatz: so sieht man es einer alten Schachtel nicht an, daß sie dereinst ein süßer Schatz war.

Wer sich in seinen Fauteuil lehnt, glaubt sicherlich, ein französisches Möbel zu „besitzen", paßt doch nur ein solches für seinen Salon. Aber wie dieser nur eine Ableitung von **sal**, das heißt dem deutschen Saal darstellt, ganz wie der Balkon vom deutschen Balken genommen ist (althochdeutsch **balcho**, niederdeutsch **balke** Kornboden, italienisch **balco** Heuschuppen, **balcone** Söller; vergleiche das doppeltgermanische **palchistuolo** Hängegerüste, Schutzdach), so ist auch der Fauteuil, altfranzösisch **faudesteuil** (italienisch **faldistorio**) lediglich der althochdeutsche **valtstuol**, ein Stuhl, den man zusammen-

Digitized by Google

falten kann, ein Klappstuhl oder, wie man mit falscher Ableitung sagt, ein Feldstuhl. Diesen fände sicherlich niemand bequem oder fein genug, um ihn in der teuern Loge zu benützen, die mit Stuck und Emaille- oder gar Freskobildern ausgestattet ist. Sehen wir uns diese Herrlichkeiten etwas genauer an, so ergibt sich, daß die Loge ebenso wie die von den Mietern (in Dresden Mietbewohnern) sehnlich gewünschte Loggia nichts weiter ist, als unsere Laube, die ursprünglich eine bedeckte Halle oder Gallerie darstellte, wie noch heute die Lauben in südlichen Städten. Ferner leitet sich die Stuckatur wohl vom italienischen stucco her, dieses aber ist unser deutsches Stück, welches die Nebenbedeutung Rinde hatte.[1]) Das französische émail (altfranzösisch esmail, italienisch smalto) ist soviel wie Schmalte und von schmelzen abgeleitet. Die Malerei al fresco hätten die Italiener ohne Entlehnung des deutschen frisch (westgermanisch friska) ihrem Wesen nach kaum so kurz benennen können. Die Farben liefert natürlich der Drogist, der abermals deutscher Herkunft ist trotz der fremden Endung. Die französische drogue lief der älteren italienischen und spanischen droga und der englischen drugga den Rang ab; daß niederdeutsch droog (plattdeutsch dröge, erzgebirgisch treich) nichts weiter ist als trocken, verstanden natürlich die Franzosen nicht, von denen die um 1500 in Lübeck üblichen droge-fate trockenen Fässer, das heißt Güter in Packfässern, übernommen wurden. Jetzt haben wir wenigstens das französische u, welches der richtigen deutschen Aussprache des g dienen sollte, wieder beseitigt;[2]) daß freilich der Drogist immer nur mit Trockenem hantiert, das heißt eigentlich Handel treibt,[3]) besagt das Wort nicht: wir denken bei ihm ebenso wenig an das Trockene, wie bei der Equipage an das Wasser, welches eigentlich ihr Element sein sollte. Wir wir schon sahen (s. oben S. 120), bedeutet das französische équiper eigentlich ein Schiff ausrüsten, équipage auch die Schiffsmannschaft.

[1]) Für diese dient auch das Wort scaglia (französisch écaille), das unserer Schale (gotisch skalja) nachgebildet ist.

[2]) Ähnlich schreiben wir französisch Quai, obgleich dies nur das niederdeutsche Kai wiedergibt.

[3]) Niederländisch hantieren aus dem französischen hanter oft besuchen (seit dem 14. Jahrhundert) wurde in Deutschland zunächst von dem mit seinen Waren herumreisenden Kaufmann gebraucht, später an Hand angelehnt (handtieren = Handarbeit verrichten). Französisch hanter will man vom altnordischen Zeitwort hemita erklären = heimführen, zurückverlangen, mit Zuneigung aufsuchen, das durch die Normannen nach Frankreich gekommen wäre.

Digitized by Google

Wir denken höchstens an die Ausrüstung eines Offiziers (bei Lessing hat die Witwe Marloff die ganze Equipage ihres Mannes verkauft). Daß auch die Flotte auf Rückentlehnung eines deutschen Wortes beruht, wurde schon dargelegt.

Wie in équiper, so haben die Franzosen auch in dem Worte soupe, altfranzösisch souppe eine niederdeutsche Wortform festgehalten: die germanische Wurzel sup bedeutet trinken (mittelhochdeutsch supfen) — freilich verbietet uns der Anstand, die aus dem Französischen zurückgenommene Suppe zu schlürfen, um nicht zu sagen, zu saufen, womit sie doch lautlich verwandt ist. Wer dürfte sich erlauben, ein Souper als eine Sauferei zu deuten?

Die Vertauschung des Lautes p mit f nehmen wir auch an dem Worte Agraffe wahr, das wir in dieser Form aus dem Französischen zurückentlehnt haben, nachdem erst (noch vor der hochdeutschen Lautverschiebung) die Franzosen Gefallen an dem althochdeutschen krapfo, das heißt Haken gefunden und ihn als grappin, das ist Enterhaken, sich angeeignet hatten (italienisch grappa = Kralle). Wir kennen den Krapfen nur noch als Bezeichnung für ein Backwerk in Hakenform, die Agraffe dagegen bildet einen kostbaren Schmuck — wie weit gehen da die Vorstellungen auseinander, die ein- und dasselbe Wort hervorruft!

Ähnlich ist es der Harfe ergangen, die als ein den Germanen eigentümliches Saiteninstrument schon im 5. Jahrhundert bezeugt ist. Im Italienischen bezeichnet (h)arpa einen Haken, im französischen harpon die Harpune — um diese sind wir also durch unsere Harfe bereichert worden.

Hierbei sei auch die Geige erwähnt, die schon im Altnordischen gigja vorliegt und noch im Mittelalter gîge heißt; sie drang ins Italienische als giga, ins Französische als gigue mit der Bedeutung Tanz — auf deutschen Musikstücken findet sich denn wie Scherzo (von scherzare, scherzen) auch diese Bezeichnung wieder, ebenso valse, was jedenfalls feiner sein soll als unser Walzer, obwohl die Franzosen weder diesen noch seinen Namen verschmähten. Auch andre deutsche Tänze fanden ihren Beifall, wie das Wort allemande für Tanz beweist, das von dem althochdeutschen aleman gebildet und ebenfalls wieder zu uns zurückgewandert ist. Ja, das Tanzen überhaupt wurde von den Romanen aus dem althochdeutschen dansôn (gotisch thinsan, ziehen) entlehnt, im Italienischen als danzare, im Französischen als danser, freilich ist der wieder zu uns zurückgekommene

Digitized by Google

Tanz nicht mehr der alte Zug, das heißt Reigen (davon rigoletto);[1]) wollen wir diesen bezeichnen, so sagen wir auf deutsch Kontre (= französisch contredanse). Den Ball in der Bedeutung Tanzfest verdanken wir allerdings dem französischen bal, das seit dem 17. Jahrhundert bei uns eindrang; wenn auch im Mittelalter bei uns das Ballwerfen ein mit Gesang und Tanz verbundenes Spiel darstellte, so ist dieser echt deutsche Ball (französisch balle) doch vom französischen Tanzfest noch ziemlich entfernt.[2]) Zu diesem gehört vor allem der Kotillon, den für deutsches Gut zu erklären vielleicht kühn erscheint. Eigentlich bezeichnet ja das Wort einen Unterrock oder eine Schürze; diese Bedeutung ist schwer zu vereinigen mit dem deutschen Worte, auf welches man französisch cotte, italienisch cotte lautlich zurückführen kann, dem nur in Norddeutschland gebräuchlichen Kote = Hütte, wovon der Kötter und der Kossat (eigentlich Kotsasse) abgeleitet sind. Eher würde noch die Bezeichnung für ein grobes zottiges Wollzeug und eine daraus gefertigte Decke in Betracht kommen, die Kotze, die im althochdeutschen umbechuzzi, das ist Obergewand erscheint, und als Kutte noch heute ein Kleidungsstück bezeichnet. Diese Bedeutung liegt dem Kotillon etwas näher, zumal die muntere französische Endung für zierliche Form und leichteste Stoffart bürgt. Was uns mit dieser Rückentlehnung aussöhnen könnte, ist die deutsche Betonung des Stammwortes. Sonst übernehmen wir immer mit den französischen Worten auch ihre Betonung der Endungen: wie unsere Adelheid zur Adele wurde, so der Garten zu jardin, die Gärtnerei zu jardinière, der Zopf zum toupet, der Pack zum Packet, blank zu blankett, bräunlich zu brünett (vergleiche italienisch bruno);[3]) die Stafette,

---

[1]) Auch italienisch ridda, Reigen, riddare, den Reigen tanzen, geht auf mittelhochdeutsch rîda, althochdeutsch ga-rîdan, drehen, zurück. Ja, trescare trampeln, tanzen, tresca, hüpfender Tanz, altfranzösisch tresche, Springtanz, ist lediglich unser dreschen, althochdeutsch drëskan.

[2]) Eher wäre bei der Ballade an deutschen Ursprung zu denken; italienisch ballata ist eigentlich ein Tanzlied. Auch der Reim ist deutsch, althochdeutsch hrîm = Reihe, Takt, ergab italienisch rima, französisch rime, ähnlich die westgermanische Weise, altsächsisch wîsa, italienisch guisa, französisch guise.

[3]) Goethe, Elegien 1, 4 besingt „ein bräunliches Mädchen". Woher das braune Mägdlein in die deutsche Poesie kommt, ist noch dunkel, s. Hildebrand, Volkslied S. 115. 118. Aus blond, das zwar entlehnt ist, aber wohl auf ein germanisches Wort zurückgeht, entwickelte sich die Blondine, die der Franzose nicht kennt, er sagt la blonde, so auch Heinse, Laidion 1799, S. 157: „Sie

Digitized by Google

estafette, italienisch staffeta kommt vom altdeutschen staffa, Steigbügel und dieser von stapfon treten; vom deutschen Bort = Bret leitet sich Bordell her, eigentlich bordel Hüttchen; der Pedell geht zurück auf althochdeutsch bitil, von bitten = einladen, mittellateinisch bedellus, italienisch bidello, französisch bedeau Gerichtsbote, vergleiche Büttel, althochdeutsch butel von bieten.

Den Franzosen fällt es nicht ein, sich an unsere Betonung, geschweige denn an unsere Aussprache zu halten. Schmeckt ihnen auch das Löwenbräu ausgezeichnet, so sprechen sie es doch löwángbro aus — uns dagegen wäre es ein choc (d. i. althochdeutsch scoc, wovon auch Schaukel), wenn wir etwas inställieren sollten, installieren erinnert doch viel weniger an den deutschen Stall, der diesem Zeitwort sowie dem Hauptwort Installation samt den Installateuren und ihrer vorjährigen Ausstellung von Installations-Einrichtungen (das heißt doch eigentlich Einrichtungs-Einrichtungen) zugrunde liegt, wie auch das Etablissement aus étable, dem lateinischen Stall (stabulum) sich entwickelt hat. Wie die Stallwelt im Französischen geradezu hoffähig wird, sahen wir schon beim Marschall ꝛc. — Wer sollte da nicht „ein bißchen Französisch" wunderschön, dagegen die deutsche Sprache plump finden, deren Worte so oft niedrig und gewöhnlich oder doch ohne den Glanz erscheinen, den die Fremde über sie auszugießen vermag! Leider stehen auch heute noch viele Deutsche unbewußt unter dem Banne solcher Denkweise, der ein fremder Stempel als Empfehlung gilt. Und doch würden gewiß dieselben guten Deutschen sich ärgern oder doch lachen über einen Verwandten, der für sie verscholl, eines Tages aber in fremdländischer Kleidung, mit völlig veränderter Rede- und Denkweise zurückkehrte und jegliche Gemeinschaft mit seinen daheim gebliebenen Verwandten verleugnete, bis er von scharfen Augen an irgend einem Merkmal als abtrünniges Glied seiner Familie wiedererkannt würde. Mit Entrüstung vollends dürfte diese von einem Auswanderer sprechen, der sich nie wieder daheim vor seinen verkümmernden Blutsverwandten

---

war die reizendste Blonde," und Heine, Lazarus: „Und eine Blonde müßt' es sein", er ist gegen die „wild brünetten Sonnenbrände". Auch andere Farbenbezeichnungen drangen ins Romanische: blau, althochdeutsch plâo, italienisch biavo, französisch bleu; italienisch grisso, französisch gris = grau geht auf ein niederdeutsches greis, falbo und fauve auf fahl zurück, französisch blafard, bleich, stimmt zu althochdeutsch bleikfaro, mittelhochdeutsch bleichgefar, bleichvar.

Digitized by Google

blicken ließ, dagegen in fremdem Lande ein herrliches Leben führte, wie zum Beispiel das Stück Zeug, das in Welschland zur Schleppe wurde und in Deutschland nur landschaftlich sich erhielt (s. oben S. 124). Unsere Sprache hat so manches Wort in die Fremde gehen lassen auf Nimmerwiedersehen. Niemand mehr kennt heute den deutschen Namen für Reseda, Wau (niederländisch wouw), im Französischen blüht er als gaude, im Spanischen als gualda. Ähnliches gilt vom althochdeutschen woldan, strale und elza, italienisch gualdana, strala und elsa, fast auch von Sal(weide) und Liesch(gras), französisch saule und laiche. Die romanische Sippe von französisch buer und italienisch bucare, die dem germanischen bauchen entstammt, hat höchstens in Niederdeutschland noch einen Verwandten in büken, das heißt waschen. Das Wort Schoß, althochdeutsch scoz, ist uns in der Bedeutung Steuer (vergl. zuschießen, Zuschuß, Überschuß) kaum noch geläufig, nur als Schößling hat es noch Lebenskraft, im Französischen ist écot nicht nur ein Baumstrunk, sondern auch die Zeche und die Tischgesellschaft (italienisch scotto). Völlig abhanden kam uns althochdeutsch gaspildan verschwenden, mittelhochdeutsch spildec verschwenderisch (unser kostspielig kann nur als ein Mißverständnis dieses Wortes gelten), im Französischen gibt es noch heute gaspiller vergeuden. Auch mittelhochdeutsch gritec geizig, von grit die Gier, ging uns verloren, im italienischen gretto lebt es noch; ebenso geht italienisch brama die Begierde auf ein althochdeutsches breman = brüllen zurück, das nur noch im Brummen einen Verwandten aufzuweisen hat. Auf ein althochdeutsches Wort dulja können wir schließen aus dem französischen douille = kurze Röhre; wenn auch die deutsche Tülle schon im Mittelalter gebräuchlich war, so dürften doch viele Deutsche darin ein Fremdwort erblicken. Haben wir aber in anderen Fällen unser deutsches Wort noch, so hat es eine unedle Bedeutung angenommen, während der ursprünglich untadelige Sinn in der Fremde bewahrt wurde. So erging es dem mittelhochdeutschen luoder, das im italienischen lodro und französischen leurre seine unanstößige Bedeutung Lockspeise beibehielt, in der Heimat dagegen zum Luder herabsank, dem höchstens durch das Beiwort arm einiges Mitleid gesichert werden kann. Nur vereinzelt ist der Vorgang, daß das, was uns als leid erschien und noch erscheint, im Romanischen häßlich wird (althochdeutsch leit, italienisch laido, garstig, mißgestaltet, unsittlich, französisch laid). Mit Genugtuung blicken wir nur auf

Digitized by Google

den italienischen Faulpelz, poltro, der sich aus unserem Polster (althochdeutsch polstar, Pfuhl) entwickelt hat. Unsere Hitze, althochdeutsch hizza, entwickelte sich im italienischen izza zum Unwillen und Zorn (davon aizzare aufreizen). Da erkennen wir es deutlich: das welsche Klima kann dem deutschen Wesen gefährlich werden.

Erst in neuerer Zeit hat sich die Gefahr für unsern Wortschatz vermindert: auch die romanischen Sprachen haben, wie schon früher die deutsche, die Fähigkeit mehr und mehr eingebüßt, sich fremde Eindringlinge einzuverleiben und durch allerlei Veränderungen mundgerecht zu machen. Recht deutlich sieht man den Umschwung an dem Worte Schlag, das in älterer Zeit im Französischen zu éclat umgestaltet wurde, neuerdings aber noch einmal sich ihm aufdrang als schlaguen: der Schlag von 1870 war jedenfalls fühlbarer als alle früheren. Die Franzosen kennen jetzt die „Wacht am Rhein" ebensogut wie unser Wer da? Mit gleicher Kraft, wie der Schlag, brach sich auch der börsendeutsche Ausdruck Krach im Französischen wie in allen europäischen Sprachen Bahn. Wie sich die französische Zunge an die Kehllaute gewöhnt hat, bezeugt auch das Ausrufswort Hoch! Der Reichstag und der Reichsrat sind ihnen ebenso vertraute Begriffe wie der Landsturm, die Landwehr;[1]) der Kulturkampf ist ihnen so geläufig wie die Feme, der Zollverein nicht weniger als das Trinkgeld. Talweg und Stand (Schützenstand), Kronprinz und Kapellmeister sind ihrem Munde nicht fremd. Nicht nur das Lied samt seiner Mehrzahl les Lieder, auch das Leitmotiv hat es ihnen angetan, und wie sie sich das Vergißmeinnicht aneigneten, werden sie wohl auch noch die deutsche Gemütlichkeit aufnehmen. Endlich sei noch das Hinterland erwähnt, das nicht nur in französischen, sondern sogar in englischen Zeitungen verwendet wird. Außer diesem Worte haben die Engländer nur noch den Statthalter (als Stadhalter), den Kindergarten, den Mal-

[1]) Mit dem Generalstab sind die Franzosen nun wohl auch einig geworden; ein ähnliches Mißverständnis wie das von General Staff wird schon aus früherer Zeit berichtet. Ein französischer Minister, der viel vom Reichsherkommen gehört hatte, das im deutschen Staatsrecht den Ausschlag gebe, soll in Buchläden nach dem berühmten Skribenten Hercomannus gefragt haben. Nemeiz 2, 24. Vergl. Ph. B. Sinold, genannt Schütz, Herkommanus Magnus oder das Leben und die Taten des uralten Ertz-Betrügers und Land-Verderbers Herkomanni, wie sich derselbe absonderlich in die Rath-Haeusser und Gerichts-Stuben eingeschlichen hat. o. O. 1728.

Digitized by Google

stock (als Mahlstick) und den Meerschaum von uns übernommen. Und dieses spröde Verhalten danken wir ihnen durch das größte Entgegenkommen, indem wir Hunderte von englischen Wörtern gastfreundlich bei uns aufnehmen! Nur in wissenschaftlichen Werken über Botanik und Zoologie zeigt sich die Union derart von Deutschland abhängig, daß verwickelte deutsche Wortbildungen, wie Bindegewebszelle, Randschlier u. a. in die englischen Texte hinübergenommen werden.

Möchten wir doch endlich aufhören, die Empfangenden zu sein, möge dagegen deutsches Wort und deutsche Art mehr und mehr in der Fremde sich geltend machen!

Digitized by Google

VI.

Volkstümliche Namen der Arzneimittel.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 11 (1896), Nr. 4, Spalte 65—71.

Mit einer nach seiner Ansicht genügenden Kenntnis des Lateinischen und Griechischen tritt der „neue Lehrling" an seine Tätigkeit in der Apotheke heran, sieht sich aber zunächst den Aufschriften der Gefäße wie den Kunden gegenüber verlassen genug. Jene zeigen wenig von dem Latein, welches er gelernt hat, diese sprechen sehr oft unter dem Anschein voller Vertrautheit mit der Sache echt lateinisch klingende Namen aus, die es aber in der Apotheke „gar nicht gibt". Weder den Spiritus Ablitus noch Acmonacerus, weder Hussarius noch Harmonium vermag er an den Flaschen oder im Arzneibuch ausfindig zu machen,[1]) noch weniger aber die deutschen Bezeichnungen, die das „dumme Volk" den gewünschten Mitteln gibt. Was ihn allenfalls noch außer Fragen nach der beabsichtigten Anwendung auf die richtige Spur führen kann, das ist der Klang des gehörten Wortes. Denn das Volk kennt die lateinischen und deutschen Namen zumeist nur vom Hörensagen, es wird also den ungefähren Klang des fremden Wortes wiedergeben, freilich je nach der mundartlichen Aussprache recht verschieden.

So sind Ohland, Ohlet, Alo, Alluh, Alauga, Gollaun Formen für Alaun, der auch als (gebrannter) Urian verlangt wird. Wird dagegen Ulanenholz gewünscht, so ist dies nicht mit dem Alaun in Verbindung zu bringen, sondern durch einen auch sonst stattfindenden

[1]) Es sind Ersatznamen für Spir. Angelicus und Liquor Ammonii caustici, der auch als Salus et Vinus verlangt wird.

Digitized by Google

Lautwechsel vom Uralholz erzeugt.[1]) Der in Süddeutschland schon seit dem Mittelalter übliche Maa oder Mag heißt im Erzgebirge Moh, d. i. Mohn (davon die Mohköpp oder Mohhädele = Mohnhäuptlein, in Süddeutschland Magenköpp, Maagsklipfel, Maashuchle).

Salbenmischungen tragen in Niederdeutschland den Namen Togemakt, d. h. Zurechtgemachtes, Togemakt Tripp-Trapp z. B. ist Bleisalbe. Ein Gehilfe der in allen Teilen Deutschlands Stellungen bekleidet hat, kann für den Ameisenspiritus folgende Namen gehört haben: Amselspiritus, Emsenspiritus, Heemskensprit, Ziehgemsenspiritus, Segamsengeist, Ohmsengeist und Omissleröl.

Die unter dem Namen Osterluzei (umgestaltet aus Aristolochia) bekannte Mutterhohlwurz heißt im Plattdeutschen Fruenholwort: dies führte zu Fruenholtwort, und das wurde wieder umgedeutscht zu Alte Frau halt Wort.

Der Beifuß, der selbst auf Umdeutung aus mittelhochdeutsch bîbôz (von bôzen stoßen), niederdeutsch bîfôt beruht, wurde zu Beipoß, Beiweiß, Beiweich, Beiweichel oder auch verkürzt zu Beibs wie barbs aus barfuß (niederdeutsch Biboth, Bibskraut).

Der Huflattich heißt verkürzt Hufladh, Huflatsch, im Plattdeutschen fahlenpot, d. i. fahlenfuß (schweizerisch fülifüß). Statt darin den Fohlenfuß wiederzuerkennen, gab man es auch als Fallkraut wieder. Lachenknoblauch wird nicht als Sumpfknoblauch verstanden, daher in Lach ins Knopfloch umgedeutet, Eibentropfen in Evastropfen. Aus der Odermenche, Hb. Agrimoniae, wird Otterminze, Ottenmindentee, Petermännchentee (vergl. Andresen S. 260).

Wermut erscheint nicht nur in der alten Form Warmüede, sondern auch als Wärmde, Wermth, Wärmkraut, Wärmk, Würmken, Wurmtod ꝛc. Der Sauerlump, Hb. acetosa, wird zur Sauerlampe, das Hirtentäschel oder Taschenkraut zum Dachsenkraut, Taschendieb- und Beutelschneiderkraut (auch Schullglöckchen, von schullen d. i. harnen, also ist Wirkung und Gestalt zugleich bezeichnet). Die Schlehblüten erscheinen als Schneeblüten, Kamillentee als Kamelentee, Queckenkörner als Quittenkörner, der Bärentraubentee als Weinbeerendraumtee.

---

[1]) Wechsel zwischen r und l wie in Balbier, Marmel(stein), Martel (= Marter), Mörsel, Kiesel (Kiefer), Chilche (Kirche) ꝛc. Auch Klander = Koriander gehört hierher, desgleichen Spilfiktrin = Spir. fictri, d. i. Vitrioli (daraus auch Viktriröl, Acid. sulfur. dil.). Umgekehrt wird die Quillajawurzel mundartlich zur Quillaria.

Digitized by Google

Wenn schon deutsche Namen Entstellungen erfahren, so haben die lateinischen noch weit mehr unter der Unfähigkeit, sie richtig zu hören und wiederzugeben, im Mund Ungebildeter zu leiden.

Am meisten werden noch die Endungen **um** und **us** von dem Lateiner aus dem Volke festgehalten oder eigenmächtig angehängt. So ist im **Astraksikus** außer der Endung nichts lateinisch als die Silbe **aks**, die dem **Mel boraxatum** entnommen ist (deutsch u. a. als Rosahonig mit Borax verlangt). Das endungslose Axtrax meint den Bleiextrakt. Dagegen wird **Extractum Saturni** zu **Extractus Sancturnus**, wenn nicht zu einem Extrasaturn oder gar zu Extra-Dorn. Die Verschiedenheit der lateinischen Endungen wird so wenig beachtet, daß sich ein Hang nach reimenden Zusammensetzungen bemerkbar macht: **Villum Vallum** (flor. **Convallariae**), **Bonus Konus** (Ungt. **basilic. nigr.**, auch Posinekumsalbe genannt). Ja selbst deutsche Wörter werden mit lateinischer Endung versehen: mit **Junctum** beschönigt man die Juckfalbe. Aus dem Durchwachs- oder Anwachsöl (Ol. Hyoscyami) wird ein **Oleum Verwachsthum**. In anderen Fällen sucht man das Feinere auf französischem Pfade: Sanktorikraut beruht auf französischer Aussprache der **Herba Centaurii** (benannt nach dem kräuterkundigen Centauren Chiron, deutsch Tausendgüldenkraut, als besage der lateinische Name nicht nur **centum aurei**, d. i. hundert Gulden, sondern tausend). Die Halbbildung spricht das Caragheenmoos als Karascheen aus, daraus entwickelte sich das Korascheenmoos und das Karaseemoos. Die auf französischer Betonung und Aussprache fußende Anschlike (**Angelique**) führte zur Glücken- oder Glithenwurzel, während die deutsche Betonung die lateinische **Angelica** (Engelwurz) als Angilken, Onegilken, Anergulken, Artelklee erscheinen läßt; letzterer Ausdruck wird ins Hochdeutsche übertragen zur Argelkleinwurzel. So kann man die Wirkung deutscher und fremder Betonung an ein und demselben Worte wahrnehmen.

Im allgemeinen ist aber das Bestreben erkennbar, das Fremde nach den Bedürfnissen der deutschen Zunge einzurichten; ja das Volk hat bei aller Achtung vor dem Klange keine Scheu vor dem Lautstande des lateinischen Wortes, den man sich mundgerecht zu machen sucht, wie Tormentill zu Damedill oder Armendill (vergl. Adregant = Tragacanth), Tinct. Chinoidini zu Juniduni, Guniduni und Chinitimtini (auch deutsch als Buchbinder-, Glaser-, Grenadier-, Intendantur-, Armesünder- und Dachstropfen verlangt), Jod zu Got

Digitized by Google

(Guttikur = Jodtinktur), Fencheltee zu Pfengel-, Pfantschel-, Findel- und Fingeltee (vergl. Lavendel- und Lavengelöl). Vielfach wirkt dabei der Trieb zu Verkürzung: Coccionella wird zu Kutzenelle, Kajeputöl zu Kaputöl,[1]) Koriander zu Klander und Klemmer, Auripigment zu Bopperment, Arnika zu Arm(spiritus).[2]) Unbequeme Konsonanten werden beseitigt durch Angleichung: Dictamnus wird zu Tiptap, Dactylus zu Dattel, Zitwer zu Zibter, oder durch Einschiebung eines Vokals: Natterum (Natrum).

Noch wirksamer für Umgestaltung des fremden Namens ist der Wunsch, ihn durch einen bekannten, einheimischen Klang zu verdeutlichen, wenn sich auch mit dem so entstandenen Worte kein wirklicher Sinn verbinden läßt. Da erscheint Guttapercha als Guterbergen, Päonien als Buttententee und Patentblätter, Bisam (Moschus) als Beisamen, Eau de Cologne als Alte Kolonder, Ode Kolonie, Uhle Kolonde (vergl. Odermuffläv = Eau de mille fleur), Goulardsches Wasser als Kuhlatschenwasser, Cataplasma als Kalteplas oder Katerplas, die Coloquinte als Kalte Quinte, Quintappel, Quittenappel, Galanga als Gallerjan, Baldrian als Balderjahn, Faltrian, Bullerjahn, Polterhannes ꝛc. Die Altheesalbe (Althaea = Eibisch) in Verbindung mit Oleum Lauri führt zu Altelure, Altelorie, Alter Ludwig, und in Verbindung mit der Pappelsalbe (Ungt. populeum) zur alten Popoliliensalbe. Die Tubera Jalapae wurde zum Alappen-, Lappen-, Latten-, Scharlotten-, Schlaraffen- und Galoppulver, die Resina Jalapae dagegen zur Rosinenklappe und zum Rosinenpolakenpulver. Sogar deutsche Namen werden umgestaltet: Andorn (Herba Marrubii) zu Anton, Bittersalz zu Petersalz. Die Latwerge, selbst schon eine Entstellung aus electuarium (schon mittelhochdeutsch Leckerwarte) wurde zu Lattwärche, Lattwerke, Lackwürge, zum Latwergel, Flachwerk, Glattwerk, Glattwürger; das Purgierpulver zum Begehrpulver, die offizinelle Bezeichnung laxans führt zum Laxmeier und Laxiermus. Aus Morsellen wurden Mamsellen (Windmamsellen = Mors. c. flatulentiam). Am bekanntesten ist wohl die Umdeutschung von Unguentum, Salbe, in Umwand, umgewandt, angewandt, Entwendung, insbesondere des Ung. digestivum in umgewandte Diebestieffalbe, Dickenstief, ja Degenstiefel, des Ung. Neapolitanum in umgewandten Napoleon (auch blauer Umwand, blaue Entwendung

[1]) Aber auch zu Hagebutten-, Habakuk- und Kapeduköl.
[2]) Auch Annegarspäredus und Anackersaft genannt.

Digitized by Google

und Wendung genannt), des Ung. contra Scabiem in umgewandten Schabrian, Schaback, Schubjack, Scharbock ꝛc. Vollständig deutsch ist Emplastrum geworden in Pflaster; natürlich wollte man da auch die Beinamen nicht rein lateinisch lassen; so wird das Empl. diachylon zum doppelten Diakonus- oder Archidiakonuspflaster und durch die Form Driakel hindurch zum Drei-Jakobpflaster. Die größten Schwierigkeiten macht dem Volke die Aussprache des Empl. oxycroceum, aber gerade an diesem versucht sich die Sprachkunst des Volkes am eifrigsten. Unter Betonung der zweiten Hälfte croceum entsteht Kruzius-, Kruzifix-, Kreuz-, Kreuzzugpflaster, mit dem oxy zusammen: Ochsenkruzius-, (in Hamburg Ossenkrüz-), Ochsenkrauts-, Ochsenkredit-, Ochsenkopf-, Brummochsenpflaster (feiner Büffelkopfpflaster); außerdem: Epskruzius, Exekrution, Rekrutenpflaster, Huxenkruxen, Accasia- und Accidenzienpflaster. Aus letzterem entwickelte sich Accistorschreiberpflaster, auch kurz Torwartpflaster. Mit dem Torwart- vereint sich das Türbandpflaster, das sich aber selbständig aus Derband, Theerband u. a. ergab, und das Portchaisen-, Postchaisen- und Chaisenträgerpflaster. Welchem Reichtum verhalf das Streben, mit dem fremden Worte fertig zu werden, zum Dasein! Ein Wort, das Silbe für Silbe schöpferisch wirkte, ist praecipitatum. Die erste und letzte Silbe sind am fruchtbarsten: Brätzepoetat, Blötidat, Rebritzebetad, Brinzrapperat, Prinzipitat, Prinzipal, Prinzensalbe, Prinzmetallsalbe, Deputatsalbe, Prinzdeputatsalbe, Potentatensalbe. Auch die mittleren Silben cipit schufen neue Wörter: Zittersalbe, Zitrachsalbe. (Die Zieratsalbe dagegen geht zurück auf Ungt. Cetacei.)

Daß man es aber hier nicht bloß mit Unbeholfenheit oder sprachlichem Unvermögen zu tun hat, ergibt sich daraus, daß das Volk nicht nur lange und schwierige Fremdnamen sich auf seine Art mundgerecht zu machen sucht, sondern sich sogar an die Abkürzungen dieser Namen wagt, die es beim Warten in der Apotheke auf den Gefäßen studiert oder in alten Rezeptbüchern findet. Mit ihnen treibt es geradezu sein Spiel. Spec(ies) Lignor(um) deutet es sich als spitze Lenore, Ung(uentum) gris(eum) als Unkengries, nitric(um) als niedrig, z. B. Spiritus niedrig (Acid. nitric.), Terebinth(inae) als Verbind(spiritus, auch Spiritusbinde), foenicul(orum) als Fehnkohl, Succ. liquir. wird zu Suckulitsch, Kulitzsch (auch Lakritzen, Zitzwitz). Mollen- und Simpelpflaster sind Empl. molle und simplex. Ol(eum) spic(ae) erhält die Namen Spieköl, Specköl, Spiknardenöl, Spitznervenöl. Aus Tinct(ura) rob(orans) Whytt(ii) ergab sich

Digitized by Google

ein Robert Witt, aus Sem(en) Staph(is) agr(iae) Staffadrian und Steffens-Körner (auch Stipstap, Stofffaat, Stumpenstoff), aus Stinc(us) marin(us) d. i. Meerstinz natürlich eine Stinkmarie, aber auch eine Stelzmarie, Sterns Marie und Stolze Marie (außerdem auch Marienfisch, vergl. Glacies Mariae Marienglas oder Frauenglas, eig. Marieneis). Der Name Marie führt aber auch noch auf Rosmarin- und Herba Marrubii zurück. Empl. meliloti hat dem Lottenpflaster zum Dasein verholfen (außerdem dem Motten-, Klamotten-, Pernoten- und Minutenpflaster), der volle Name Charlotte aber entsprang der Tubera Jalapae, eine schmale Sophie den Folia Salviae (Salbei, auch rauhe Salbe[1]) genannt und leicht zu dem Irrtum veranlassend, man verlange anstatt eines Tees die graue Salbe, Ungt. einer.). Auch eine feine oder faule Grete gibt es neben dem Vielemargaretenpulver, eine Entstellung aus foenum graecum, wofür auch die Abkürzung Fönugräk mit ihren mundartlichen Verballhornungen Finnekritt und Grinnegritt angewendet werden.

Wenn übrigens das Volk so viele Mädchennamen in der Apotheke vertreten fand, so wird es uns nicht wundern, daß in ihr auch eine Altepussade vorkommt. Freilich geht diese auf Arkebusade (Schußwasser) zurück, ein Wort, in dem sich noch die erste Handfeuerwaffe, die Arkebuse, erhalten hat. Der deutsche Name Hakenbüchse (niederländisch Haakbus) könnte in der Hackebussade gefunden werden, doch hat das vielgebrauchte Wundwasser noch eine ganze Reihe Bezeichnungen: Arrebusate, Araunpussade, Arkepassarge, Arapesara, Arerpussarer, Akoposalöl, Adebosade, Aderposaune.

Mit der Beliebtheit eines Mittels steigert sich die Zahl seiner Namen, und selbst der Aussprache nach leichte Fremdnamen werden umgedeutet, gleichsam als wollte man sich das hochgeachtete Mittel durch einen deutschen Namen näher bringen, als dürfe Vielgebrauchtes kein fremdes Gewand tragen. So wird die Altheesalbe u. a. gedeutet als Alte Ehsalbe, Altheilsalbe, Alteschadensalbe, die Aloe als Allweh, (neben Aalessenz, Allwine Kathrine[2]). Man sieht, hier geht das

[1]) Sowie Scharlei, Sparlei, Saphadentee, Salbin, Salf, Zaffe, Zofnintetee.

[2]) Folgende Stelle der Englischen Komödien und Tragödien vom Jahre 1624, S. 33b macht wohl die Bedeutung dieses Namens klar: „Ja er sol sie kriegen, die schnelle Katharinen, meyne ich, vier wochen nach einander!" Also von καθαίρειν = purgare.

Digitized by Google

Streben des Volks noch weiter als in den früheren Beispielen: es will nicht nur einen ähnlich klingenden bekannten, sondern zugleich auch sinnentsprechenden oder doch sinnvollen Ausdruck. Banknotenöl, Bergknabenöl und Perlmutteröl sind gleich unsinnig an Stelle von Bergamottenöl, ebenso die Krähensaat für Kreosot (auch Sottöl 2c.), sinnvoller ist schon Entsetzenspulver für Insektenpulver, das Ausländische Moos für Isländisches (auch Felsengras genannt); wird dafür auch Elendsmoos gesagt, so denkt wohl weder der Käufer noch der Verkäufer an die ursprüngliche Bedeutung von Elend = Ausland, sie werden es sich als Moos gegen das Elend oder gar als elendes Moos zurechtlegen. (Der Süddeutsche fordert dafür Kramperltee). Wirklich treffend muß die Verdeutschung von Herba Prunellae, Braunelle, in Braun- und Bräunheil erscheinen, wenn man weiß, daß das Kraut als Heilmittel gegen die Bräune galt. Gegen Ohrenleiden wurde angewendet die Radix Eryngii (Mannstreuwurz), daher erklärt sich der Name Orengelwurz: hier ist der leidende Teil und zugleich wohl ein helfendes Wesen bezeichnet. Mit Martertropfen meint man Tinct. amara, vergl. das bittere Leiden, mit Aastropfen die Asa foetida, auch Stinkasänt genannt. Hier verhalf also die Sache im Vereine mit dem Klange zu Ausdrücken, die man als sinnvolle Eindeutschungen bezeichnen kann. Wohl eine der ältesten ist Augennichts, womit das Zinkoxyd bezeichnet wird. Da dieses besonders bei Augenleiden verwendet wird, erklärt sich der erste Teil des deutschen Namens. Nichts aber geht zurück auf lat. nix, d. h. der Schnee: als nix alba wird das Zinkoxyd wegen seiner Ähnlichkeit mit Schneeflocken schon von den Alten bezeichnet. Da nun die bei Erhitzung des Zinks fortfliegenden Flocken eine Verbindung von nix mit Nichts nahe legten, so nannten schon die Alchemisten die alba nix Weißes Nichts, Nihilum album, gegenüber dem blauen Nichts (Antimonium crudum). Daraus floß die volkstümliche Benennung Weißnichts sowie das Sprüchwort Nichts ist gut für die Augen.[1])

[1]) Immer wird, wie schon Bücking, Medizin. Erkl. deutscher Sprüchwörter 1797, S. 92 bemerkt, nur die eine Bedeutung des Nichts begriffen, kaum der Gelehrte aber weiß, daß das Volk einst auch an die nix alba des Apothekers dachte (aber nicht an ὀνυχίτις, wie Andresen S. 276 angibt). Das Zinkoxyd vergleicht schon Dioskorides (Cadmia) mit Büscheln Wolle, daher sein späterer alchemischer Name lana philosophica, und mit Schneeflocken, daher nix alba; dies wurde als weißes Nichts verdeutscht und dies wieder in

Digitized by Google

Nicht minder groß ist die Zahl volkstümlicher Namen, welche nicht sowohl der Klang des fremden Ausdrucks schuf, als vielmehr die Sache mit ihren Eigenschaften, ihrer Anwendung und Wirkung. Hier gebührt dem schon im Althochdeutschen vorhandenen Quecksilber die erste Stelle. Es ist die treffende Übersetzung des Argentum vivum, steht doch queck, quick in Urverwandtschaft zu vivus (vergl. erquicken und Quickborn; aus dem Dresdener Queckbrunnen holte der Storch die Kinder), und das Wort versinnlicht das Wesen des Gegenstandes fast noch besser als das griech. Hydrargyros, d. i. Wasser- oder Flußsilber.[1]) Sehr sinnig heißt die Quecksilbersalbe im Volke Getötet Quecksilber: durch die Verbindung mit Fett wird das so lebendige Silber gebunden, gleichsam tot. Vielleicht denkt das Volk bei diesem Ausdruck auch an die Tötung gewisser Lebewesen, die von dieser Salbe bewirkt wird. Hat doch hier gerade die Scheu, das Kind beim rechten Namen zu nennen, eine große Menge deutscher Bezeichnungen hervorgerufen. Die einfachste für Ung. contra pediculos ist graue oder blaue Salbe — wer hier für Salbe die sonst so feine Pomade einsetzt, wird schon allzudeutlich. Sogar zu Blubutter greift der Trieb nach Beschönigung, ohne dabei aber etwa an blaugefärbte Margarine zu denken. Der graue Vivat ist natürlich nur ironisch gemeint, denn um Arg. vivum handelt es sich ja nicht. Wenn aber dieselbe Salbe auch graue Wandelsalbe heißt, so geht dieser Name entweder auf Umwand 2c. zurück — Unguentum wäre dann doppelt verdeutscht, vergl. Lindwurm, Schalksknecht 2c. — oder auf Wand, d. h. Gewand (vergl. Leinwand), gibt es doch auch die ganz unverblümte Benennung Gewandlausschmiere. Die scherzende Verschämtheit der Handwerksburschen wählt dafür den Namen deutsche Reichskäfersalbe, der freilich auf eine weite Verbreitung des Übels in deutschen Landen schließen läßt; vaterländisch gesinnte Landstreicher greifen lieber zur Franzosensalbe. In höhere Kreise dringt das Mittel als Reiter-, Ritter- und Reutersalbe, falls hier nicht an die Strauchritter zu denken ist, die jedenfalls mit der Räubersalbe getroffen

---

nihilum album übersetzt. — Vergl. auch die Ausdrücke Hüttennichts, Drög nicht (trockenes Nichts), Drögnis (Trockenheit), Keingesichts, Hüttenrauch.

[1]) Die Alchemie, welche die Hauptmetalle auf die Planeten verteilte, brachte es mit Merkur in Verbindung, daher heißt es auch Mercurius und die daraus bereitete Salbe erscheint als Mirkurial- oder Mackural-, auch Material- und Admiralsalbe. — Die Hervorhebung der Farbe führte auch zur Wolkensalbe und zur Kapuzinersalbe.

Digitized by Google

werden sollen. Daß es aber auch als Militär- und Soldatensalbe (verhüllend Sowasalbe) bekannt ist, beruht wohl auf einem wenig schönen Verhalten der Musketiere: diese wollten die Musketiersalbe nicht auf sich allein sitzen lassen, die aber doch nur eine Erweiterung der Muskensalbe ist, d. h. der Salbe gegen die **muscae**, d. i. die Fliegen; die Fliege ist in der Kundensprache die ganz unschuldig klingende Benennung für das Wesen, dessen Haupteigenschaft in derselben Sprache auch zu dem deutlicheren Ersatzwort Biene und somit zur Bienensalbe führte. Die **muscae** wurden übrigens auch mit der bekannteren Endung **us** versehen, die als Muskus[1]) bezeichnete Salbe kann da leicht auch den Musikus in Mitleidenschaft ziehen, der sich kaum so leicht helfen kann wie der Musketier, wie der gemeine Soldat: dieser nämlich lädt den ihm zugeschobenen Anteil an der Salbe an eine andre Stelle ab mit der Benennung Feldwebelsalbe; die Feldwebel aber verfolgen gleichsam den Beschwerdeweg weiter und nennen sie Offizierfett. Darin braucht nichts Anstößiges gefunden zu werden, führt doch die Salbe auch den allgemeinen Namen Menschenfett gegen Ungeziefer. Wer sich scheut, das letztere zu nennen, kann zur Papageiensalbe seine Zuflucht nehmen. Wer staunt nicht über diesen Reichtum an Namen, den der Mutterwitz des Volkes in zugleich verhüllender und spottender Absicht hervorbrachte? Aber noch mehr Ausdrücke hat es für ein Pulver, mit dem man demselben Feinde zusetzt. Außer mehreren schon bei der Salbe genannten führt dieses Pulver die Namen graues Pulver, grauer Sand, Pulver aus dem schwarzen Kästchen, Magazinpulver, Pracherpulver (Pracher = Landstreicher), Armesünderpulver, Judenstoff, Mönchen-, Pfaffen-, Kapuziner-, Kartäuser-, Jesuitenpulver, Belzebub, Franzosen-, Russen- und Kosakenpulver; aber auch Studenten-, Regenten- und Rendantenpulver. So betätigt sich bei allgemein beliebten und viel angewandten Arzneimitteln die Kraft der Volkssprache nicht nur, indem sie Kunstausdrücke verstümmelt, entstellt und umbildet, sondern auch indem sie vollständig neue erfindet.

Dazu wirkt auch noch eine andre Neigung. Je absonderlicher dem Volke der Name klingt, je schwieriger ihm zufolge die Herstellung eines Mittels erscheint, um so größere Wirkung schreibt man ihm zu. Wie viele Ausdrücke verdanken dieser Ansicht ihr

[1]) Auch Bezeichnung des Moschus.

Digitized by Google

Dasein! So ist die Apostelsalbe angeblich aus zwölf Bestandteilen zusammengesetzt; das Volk besteht darauf, daß ihm nur Heilung geschafft werden kann durch Ziegelsteinöl, Hecht- und Aalfett, Aalquappenöl, Aalraupenöl, Schneckenöl, Schlangenöl, Vipernöl und Ameiseneieröl — gemeint ist mit diesen unmöglichen Ölen der Dorschlebertran,[1]) oder vielmehr sie werden durch ihn ersetzt. Das feinste Erzeugnis aber glaubt man zu bekommen, wenn man Seejungferfett verlangt. Hundsfett, Hasenfett, Igelfett, Mückenfett, Otterfett oder Hanotterfett, Kapaunenfett, Kutenfett, Kammfett, Murmeltierfett, Dachsfett, Biberfett, Bärenfett (auch Barfett, Barchenschmalz, Bohrenfett), womöglich von der linken Vordertatze, Eulenfett, Reiherfett, Menschenfett, alle diese herrlichen Fette werden gefordert in der Überzeugung, daß sie wirklich vorhanden sind, daß z. B. das Menschenfett auf den Anatomien wirklich ausgekocht werde, und mancher Provisor bestärkt das Volk noch in seinem Glauben durch die Frage, ob männliches oder weibliches gewünscht wird — was er ihm aber in liebendem Erbarmen reicht, ist Schweinefett oder Vaseline. Solche Ausdrücke ragen zum Teil aus einer Zeit herein, wo die Apotheken tatsächlich die seltsamsten Arzneikörper auf Lager hatten, wie z. B. Elensklauen,[2]) Hechtzähne (auch als Hechsenzähne noch heute verlangt), Fuchslunge,[3]) Bocksblut,[4]) Fröschlein- oder Froschlaichpflaster, zum Teil tragen sie den Stempel neuester Erfindung oder doch wenigstens der neuerdings vorgenommenen Weiterbildung, insbesondere Verstärkung älterer Namen an sich. Von Bittergallenmagentropfen verspricht man sich mehr Wirkung als von Aloetropfen, die doch damit gemeint sind,

---

[1]) Dem lateinischen Namen der Seefische, denen wir dies Mittel verdanken, Asellus, kommen am nächsten die Ausdrücke: Aschatschfett, Aschenfett, Eschenfett, Häringsöl, Barsfett, was auf den Barsch gehen könnte, wenn es nicht wie Barfett 2c. vom Abebar stammt. Daß der Storch als Spender des Öls gilt, das Kinder kräftigen soll, liegt ja nahe; in Mitteldeutschland wird sogar Storchschnabelfett verlangt; anderwärts tut es auch Fischreiherfett, was wohl eine Erweiterung des Fischöls, -schmalzes und -tranks ist. Das Aalraupenöl entstammt vielleicht dem nicht verstandenen Aalrautenöl, d. i. Ol. rutae.

[2]) Elendsklauensirup oder Efelspfotensaft wird durch echten — Altheesaft ersetzt.

[3]) Der Fuchslungensaft, nordd. Luchtsam, Luftsam, witter Luchs, heißt in der Apotheke Sir. liquir., d. i. Lakritzensaft.

[4]) Drachenblut dagegen stammt vom Drachenblutbaum, Dracaena draco, ebenso die (männliche und weibliche) Elefantenlaus vom Nierenbaum, Anacardia occid.

Digitized by Google

aber mit ihrem fremden Namen nichts sagen. Je kräftiger die Bezeichnung, um so stärker ist die Wirkung eines Mittels. Der Salmiakgeist, dessen Bezeichnung Spir. salis volatilis zu Salvolate und Salvator führte, heißt nicht nur Geisterschmiere, sondern auch Totenwecker und Totenmucker,[1]) und nennt man ihn Flintengeist, d. h. wohl flinken Geist, Galoppspiritus, fixe Luft, Flieg auf, Flieg in die Luft und Ruhe nicht, so scheint das so recht ein Geist der Neuzeit; in die graue Vorzeit dagegen versetzt uns das Druidenmehl, Drudenfußmehl (mundartlich Trutten-, Trotten- und Troddelmehl), Hexenmehl, Nixenstaub, Puckepulver, Ziegenbartpulver und Zigeunerkrautsamen — diese der Geheimniskrämerei alter und volkstümlicher Heilkunst entstammenden Ausdrücke meinen alle das Lycopodium, den Bärlappsamen, der noch eine ganze Reihe von Benennungen hat nach seiner Herkunft wie nach seinem Gebrauche, darunter die ähnlichklingenden Einklappe oder Einkloppe, d. i. Einklopfpulver.

Ein solcher immer noch wachsender Reichtum an treffenden oder doch eigenartigen Ausdrücken muß dem Apotheker Achtung einflößen vor der sprachschöpferischen Kraft des Volkes, er wird daher nicht unwillig werden, wenn seine Kunden auch vor den lateinischen Kunstausdrücken nicht halt machen, sondern je nach der Landschaft die Pastillen oder Trochisci durch Kooken, Küchel, Nüsse, Zeltle, Tanzknöpfe, Kreisel, Häusel, Schnecken, Pfaffen, Käple ersetzen, wenn sie Spiritus mit Öl, Geist, Vorgang, Vorlauf, Vorsprung, Tee durch Ansatz, destilliert durch abgezogen verdeutschen; er wird auch nicht über die „Dummheit" sich entrüsten, die das Volk bei der Schreibung der Arzneimittelnamen beweist. Um nämlich recht sicher zu gehen, um ein Mittel auch durch Boten, namentlich Kinder richtig zu erhalten, schreiben viele Leute den Namen des Gewünschten auf mehr oder minder fragwürdige Zettel, mitunter auch unter Erörterung des betreffenden Falles, z. B. „Bitte schicken Sie mir etwas für Ungeziefer auf dem Kopfe, kann so allein nicht Herr werden." Dadurch gewinnt der Apotheker nicht nur einen recht deutlichen Einblick in die trotz aller gerühmten Schulbildung doch noch ungeheuer schwache Fähigkeit des Volkes, sich schriftlich richtig auszudrücken, sondern auch in die Sprechweise, insbesondere die Aussprache des Volkes. Denn dieses schreibt wie es spricht, ohne Rücksicht auf

[1]) Totenzahnöl oder Totenbeinstropfen sind Kreosot, auch letzter Wille genannt.

Digitized by Google

die eingeführte Schriftform eines Wortes. Natürlich glänzen die Fremdnamen ganz besonders durch Mannigfaltigkeit: Griennedetrie, Krimeterie, Grimitatri, Gremerdatrie, Grimitaderie, Gremotetrie, Renitatter, Datterier ꝛc. für Cremor Tartari; Rebara (Rhabarber) mit Maneſe, Maneſiehe, Manchneſina, Mannieshge, Mancneſcha (= Magnesia); Melieſe, Millisne (= Melisse); Dingthur und Dinktturdt; Dinktormirre (= Tct. myrrhae); Sangſchamangtee, Singſcherming-, Schinſchermang-, Schermön-, Schengameng-, Senjameng-, Schemament-Tee, Schengandemandee (= St. Germain-Tee); Bein Esbäller (= Pain Expeller); Tupelduck, Abedillendock, Oberdelda (= Opodeldoc); Enelodendine, Ottentille (engl. Odontine), Feſſerlingoldgrem (Vaſelincoldcream = Kühlſalbe), Duckeiermalakker (Tokayer-Malaga), Saalepp für Düare oder Thieree und Kollerra; fliegt oder pflichtig (= flüchtig) Linemend, Alementh, Eliment, Ehlement, Ölemänd, Olöment, Lemament; Saleziehn, Zellſienentalch, Zacherlinſalbe (= Salicyl); Anneperline- und Invuletzapulver (Antipyrin), Sattibirin (Salipyrin), Mikrinin (Migraenin) ꝛc. — alle dieſe lächerlichen Schreibweiſen bekunden doch nicht nur das Unvermögen des Volkes, die fremden Namen kunſtgerecht zu behandeln, ſondern auch ſein unabläſſiges Streben, mit ihnen auf ſeine Weiſe fertig zu werden, ſie ſich mundgerecht zu machen und ſo umzugeſtalten, daß ſie ihm wenigſtens dem Klange nach etwas zu ſagen ſcheinen. Es will ſich das Fremde aneignen, ſo ſehr es ihm auch widerſtrebt; da ſcheut es nicht etwa in ehrfürchtiger Bewunderung zurück, vielmehr behandelt es die fremde Form nach den Bedürfniſſen und Forderungen ſeiner eigenen Sprache.

Sollte hieraus nicht der Gebildete lernen können, der ſich peinlich bemüht, Fremdes genau in ſeiner Form wiederzugeben, ſollte nicht der geſunde Sinn des Volkes, der ſich in all den Verſtümmlungen gegen das Fremde auflehnt, eher Förderung verdienen als Verachtung? Förderung dadurch, daß der Apotheker im Verkehr mit ſeinen Kunden nach Kräften deutſche Ausdrücke verwendet für ſeine Arzneimittel, ſie dem Volke bei jeder Gelegenheit einprägt und womöglich ſchriftlich gibt (ſelbſt ein ſo bekanntes Wort wie Jamaica-Rum wurde im Vogtland zu Allgemeingeruch!). Sollte damit nicht der geſchäftliche Verkehr erleichtert werden, was mit der Zeit wohl auch der Fall ſein wird, ſo hätte er doch wenigſtens das Bewußtſein, auch an ſeinem Teile die Achtung vor unſrer Sprache gefördert, ſprachliche Bildung im Volke verbreitet zu haben. Bedenkt

Digitized by Google

er aber, daß sich so leicht niemand rühmen kann, Niederschriften der Mundart unmittelbar vom Volke geliefert zu erhalten, so wird er die Handschriften des Volkes nicht verächtlich wegwerfen, sondern sie auffammeln und mit der richtigen Bezeichnung des Rätselhaften versehen gelegentlich an eine Sammelstelle[1]) senden, als Beiträge zur Erforschung der Mundarten, und achtet er auf die seiner Gegend eigentümlichen Ausdrücke für allerhand Dinge, die zu seinem Berufe in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, so kann er auch noch einer anderen Wissenschaft als der seines Faches nützen, der Erforschung unserer Sprache.

[1]) Daß ein Wörterbuch auf diesem Gebiete für den Apotheker Bedürfnis ist, beweist die 3. Auflage von Holfert-Arends, Volkstümliche Arzneimittelnamen. — Reichen Stoff für diesen Vortrag verdankte ich meinem nunmehr verstorbenen Bruder Eduard, für nachträgliche Zusendungen bin ich verpflichtet den Herren Apothekern Pohle in Auerbach und Oeser in Meldorf (Holstein).

Digitized by Google

VII.

Deutsches Volkstum im Spiegel elsässischer Mundart.

Montagsbeilage des Dresdner Anzeigers 1901, Nr. 43—45.

Im vergangenen Jahre erfuhr ein Werk einen teilweisen Abschluß, welches nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine nationale Bedeutung beanspruchen darf, das Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Durch dieses Werk ist unser Elsaß gleichsam noch einmal erobert worden, aber auf friedliche Weise und in einer seiner wichtigsten Lebensäußernngen, in seiner Sprache. Schon vor 1870 ging man mit dem Plane um, den elsässischen Wortschatz zu sammeln, aber erst der wieder deutsch gewordenen Wissenschaft gelang es unter Förderung durch die deutsche Landesverwaltung, den Plan in schönster Weise zu verwirklichen. Zehn Jahre lang haben die Herausgeber Martin und Lienhart, denen Mitarbeiter aus allen Teilen des Landes und aus allen Kreisen der Bevölkerung zur Seite standen, an dem Werke gearbeitet, dessen erste Lieferung 1897 zur Feier des 25jährigen Bestehens der Universität Straßburg erschien, und das sich nach seiner Vollendung dem von Schmeller geschaffenen bayrischen Wörterbuche ebenbürtig zur Seite stellen wird.

Die elsässische Mundart bildet einen Teil der alemannischen. Alemannen besiedelten vor etwa $1^1/_2$ Jahrtausenden das Land östlich vom Wasgenwalde, während das nordwestlich davon gelegene Lothringen Franken aufnahm. Wenn von diesem das deutsche Element nur einen kleinen Teil zu besetzen vermochte und es dem Romanentum gegenüber einen schweren Stand hatte, ja seit dem 16. Jahrhunderte schmerzliche Einbußen erlitt und nur durch die Ereignisse von 1870 vor dem völligen Untergange gerettet wurde,

Digitized by Google

so ist Elsaß durch den Wasgenwald vor romanischer Überflutung geschützt geblieben und dem deutschen Sprachtum auch in der Zeit der Losreißung nicht entfremdet worden, die innerhalb des gewaltigen Zeitraumes elsässischer Geschichte doch nur eine vorübergehende Erscheinung bildet. Es waren auch nur die gesellschaftlich führenden Kreise, die oberen Zehntausend, in denen sich das Gefühl für die deutsche Vergangenheit des eigenen Stammes abstumpfte und die französische Sprache einwurzelte, der Kern des tüchtigen Volkes in Stadt und Land, die große Masse der Elsässer ist zu allen Zeiten gut deutsch geblieben, sie hat sich ihre alte Sprache, ihre alemannische Mundart durch die Jahrhunderte hindurch mit Zähigkeit und Treue erhalten. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts sah das elsässische Volk durch drakonische Gesetze seine Muttersprache aus den Ämtern des Landes verbannt, zur Zeit der Revolution wurde in den elsässischen Schulen die deutsche Muttersprache durch gewaltsamen Betrieb des Französischen hart bedrängt; trotzdem sahen die französischen Schulinspektoren keine Erfolge; nur in den katholischen Stadt- und Privatschulen konnten sie einige Freude haben an den aus höheren Kreisen stammenden Kindern. Und als das deutsche Volk sich anschickte, die Ketten von sich zu werfen, die der französische Eroberer ihm geschmiedet hatte, da gerade wurde es von seinem größten Dichter mit Sehnsucht erfüllt nach seinen Brüdern jenseits des Rheins.

Goethe hatte die schönste Zeit seiner Jugend in Straßburg verlebt, er hatte im französischen Elsaß mehr Deutschtum gefunden als im Herzen Deutschlands, im Klein-Paris Leipzig, er hatte sich in Straßburg nicht zum Franzosen, sondern zum Deutschen entwickelt, ja er hatte im elsässischen Lande seine eigentliche Dichterweihe empfangen — vierzig Jahre später erzählte er in seiner Lebensgeschichte dem deutschen Volke von seinem Straßburger Aufenthalte, er ließ es die herrliche blühende Landschaft bewundern samt den prächtigen Gestalten, die sie beleben, und er gewann damit dem Elsaß eine Stätte im Herzen jedes Deutschen, ja, er half die Wiedereroberung vorbereiten, indem er die Gedanken und Gefühle der Deutschen auf den schier vergessenen Bruderstamm hinlenkte und Elsaß zu einem Jugendlande jedes gebildeten Deutschen machte. Goethe ließ auch demjenigen Dichter seine freudige Anerkennung, ja Lobpreisung zuteil werden, der die Mundart der Elsässer, das Alemanische, in die Literatur einführte, Johann Peter Hebel. Das

Digitized by Google

reiche Gemüt, die Anmut und Unschuld der Empfindung, den schmeichelnden Ton der Vertraulichkeit und alle verborgenen Reize des heimatlichen Lautes fanden die Elsässer in seinen Gedichten mit inniger Dankbarkeit wieder, seine Schriften nahmen ihren Weg selbst in die Hütte des elsässischen Bauern.

Seit Hebel wurden die eingeborenen elsässischen Dichter[1]) nicht müde, die teure Muttersprache als kostbarstes Vermächtnis der deutschen Vergangenheit zu preisen. Diese Gedichte fanden um so leichter Eingang, als sie in der Volksmundart geschrieben waren. Sogar von der Bühne tönte sie an das Ohr der Elsässer: in dem von Goethe des höchsten Lobes gewürdigten Lustspiel „Der Pfingstmontag" schuf die innigste Heimatsliebe des Dichters Georg Daniel Arnold nicht nur ein treues Gemälde elsässischer Sitten, sondern führte auch die verschiedenen elsässischen Mundarten vor. Diesen Volksdichtern ist es vor allem zu danken, daß 1870 den siegreich einziehenden deutschen Truppen deutsche Laute entgegenklangen.

Was es aber bedeutet, daß wir vom elsässischen Volke sagen dürfen, es redet deutsch, darüber belehrt uns kein Werk sicherer als das Wörterbuch der elsässischen Mundart. Es bildet den schönsten Beweis für die Worte, die 1838 der Professor Reuß schrieb: „Wir reden deutsch, heißt ja nicht bloß, daß wir unsre Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unsrer ganzen Art und Sitte, in unsrem Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsre Kinder vererben wollen." Daß dies der Fall ist, daß mit dem treuen Festhalten an seiner alemannischen Sprache das elsässische Volk trotz der zweihundertjährigen Fremdherrschaft auch seine deutsche Art, Sitte und Denkweise dem heutigen Geschlechte vererbt hat, davon gibt das Wörterbuch der elsässischen Mundarten deutliche Kunde. Es bietet nicht nur dem Sprachforscher eine unerschöpfliche Fundgrube, sondern auch dem Freunde des Volkstümlichen, der Sittengeschichte: alle Gebiete des öffentlichen und des häuslichen Lebens werden hier ans Licht gezogen, und man kann aus diesem Wörterbuch ein Bild von Land und Leuten im Elsaß gewinnen, ein Bild, das in allen Teilen deutsches Leben und Denken wiederspiegelt.

---

[1]) Ich nenne nur Daniel Ehrenfried Stöber, Georg Daniel Hirtz, Karl Bernhard, Ludwig Adolf Stöber, Daniel August Stöber.

Digitized by Google

Der Elsässer teilt selbst sein Land, das[1]) Elsaß, in Nieder- und Oberland; Unterelsaß ist der nördliche Teil, Oberelsaß der südliche. Auch Nord- und Südwind werden bezeichnet als Niederluft und Oberluft, während der Westerluft gegenüber die Rhinluft den Ostwind darstellt. Der nach Lothringen vorspringende Teil des Unterelsaß heißt 's krumme Elsaß, die Bewohner des südlichen Elsaß heißen auch Sundgauer; sie dienen als Muster von Unhöflichkeit, wie die Redensart zeigt: grob wie 'n Sundgauer. Das Adjektiv oberländerisch, also oberelsässisch, wird meist von der Sprache gebraucht; daß nicht ein und dieselbe Sprache im ganzen Gebiete heimisch ist, dessen sind sich die Elsässer wohl bewußt. Einmal kennen sie den Unterschied von Mundart und Hochdeutsch; das letztere bezeichnen sie als herrisch reden, und es muß wohl als das Feinere gelten, da herrisch eigentlich bedeutet: nach der Mode oder städtisch gekleidet. Aber auch die Verschiedenheiten der in den einzelnen Gegenden, ja Dörfern gesprochenen Mundart kommen in mancherlei Weise zum Ausdruck. „Er is 14 Taj in der Fremde gsi", sagt man spöttisch von einem, der nach kurzem Aufenthalte schon im Nachbardorfe andere Sitten und Eigentümlichkeiten, namentlich in der Sprache, angenommen hat. „Aha, bisch Du o wieder hiesig?" fragt ein Straßburger einen lange nicht gesehenen Bekannten, und wenn dieser nicht in unverfälschtem Straßburger Deutsch antwortet, setzt er hinzu: „Awer Du reddsch jo gar kenn Wörtel hiesi meh!"

Eine abweichende Sprechweise wird durch das Urteil „Du redst latinisch" als unverständlich oder doch undeutlich hingestellt; im Scherze gibt der Elsässer übrigens absichtlich seiner Mundart lateinischen Klang durch Tonverschiebung. „Ich kann auch latinisch, sach emol: Pyrísti lamánti trafo?" Das ist nur sogenanntes Sauerkrautlatein und gut elsässer Deutsch und heißt: Bauer, ist die lahme Ente dein, der Affe auch? (Bur, ist die lahm Ant di, der Aff au?)[2]) Wie lieb aber dem Elsässer seine Landessprache ist,

---

[1]) Der Elsaß ist ein neuhochdeutscher Sprachfehler; alle Elsässer sagen wie Goethe das Elsaß. Der Geschichte des Landes entsprechend bedeutet Alisaz eine Siedelung Deutscher auf fremdem Boden, im weiteren Sinne das fremde Land, in dem sich Deutsche angesiedelt haben, also modern ausgedrückt so viel wie Kolonie. Im 16. Jahrhundert kam die mißverstandene Form Edelsaß auf; siehe Herz, Deutsche Sage im Elsaß, Seite 181.

[2]) Ähnlich erscheint uns der Buchstabenscherz I H O T K = J ha o te ka d. h. ich habe auch Tee gehabt.

Digitized by Google

ergibt sich aus dem Ausspruch: „Wenn mr in e fremde Land sini Mueterſprach hört, heimelt sie einen an. Bi uns dheim redt mr ganz anderſt als hie.“ Die Fremde braucht dabei gar nicht weit gesucht zu werden, in der eigenen Mundart empfindet der Elsässer Abweichungen als fremdartig und verspottet sie alsbald, so mit dem Rufe: „Kahle halen!“ die Sprache der Bewohner von Illkirch, die an Stelle von o ein a hören lassen. An manchen Orten gilt ja für grob, jo für höflich, auch für bestimmter als ja, das in Vorbehalten steht wie: ja, ich weiß halt nit, ja ja, hat sie gsagt un hat doch nit gewellt. Die Pfettershauser, die das Fürwort unser nicht wie die Umgegend in der Form eiser, sondern dunkler, als oiser hören lassen, werden mit Spottverschen aufgezogen:

„Oisere Buebe sin rechte Buebe,
Si hän Chnittel unger die Chittel
Un d'Rebmesser in de Säck.“

Den Geberschweiern soll eine schwere Zunge eignen, daher nennt man sie Papplöffel, d. h. Löffel zum Breieſſen. Ganz besonders fällt aber die Aussprache des R auf, wenn das Zäpfchen bei ihr beteiligt ist: dafür haben die Elsässer die Ausdrücke krauen, knerren, krajen, krallen, kratzen, rürzen, röulen, gerren: „Der Seppl gerrt nit, der Uschen (= Eugène) gerrt nit, nur d'Mari gerrt, wenn se Griesbäbb sät“ — dabei werden alle vorkommenden r gegerrt. Die Franzosen nennen das grasseyer, sie „kralle fast alli“ (vergl. oben S. 15).

Auffällig ist für uns die Behandlung des h im Anlaut, welches bald ungesprochen bleibt wie in Armenie, d. i. (Zieh-)Harmonika, bald zu hören ist, auch wo es nicht begründet ist, z. B. im Worte Herd, d. i. Erdhaufen, Lehm; aber neben Herdschollen, Herdäpfel ꝛc. stehen auch Erdäpfel und erdig (= irden, z. B. e erdiger Krueg). So kann Öffnung scherzhaft für Hoffnung gesagt werden. Ähnlich wird anlautendes n öfters unterdrückt: Acke = Nacken, Essln = Nesseln. Im Vokalstand ist besonders die Beibehaltung des alten, im Schriftdeutschen durch ei verdrängten i bemerkenswert: Is = Eis, z. B. ufs Is füere, mit verfänglichen Worten in Verlegenheit bringen, Isen, Ribisen (auch Bezeichnung für ein zankſüchtiges Weib) — dagegen ist Eisen ein Blutgeschwür —, krische = schreien, auch von Farben, Lim (z. B. us dem Lim gehen) im Unterschied von Leim = Lehm, so auch verlimen = anführen, übervorteilen, und verleimen = verschmieren; verlire heißt verwickeln, lire ist unser leiern = drehen,

Digitized by Google

winden, man sagt z. B. der Wind verlirt die Trauben, wenn er sie schüttelt, daß sie welk werden.

Auf die Landsmannschaft aber, die sich auf die gemeinsame Sprache gründet, geht die Weisung: „Wenn den Wëj nimmer weist, ze fröjst, s ist jo ditsch.“ Ditsch heißt das über dem Rheine liegende Land, Dütschländer ist dasselbe wie Altdeutscher.

Diesen Begriff umschreibt man auch: „er is vo ene am Rhin“ = von drüben, auf der andern Seite. Scherzhaft wird der eingewanderte Deutsche auch Pariser aus Ulm oder auch Hechinger genannt, letzteres mit spöttischer Beziehung auf den kleinen Ort Hechingen in Hohenzollern.

Ein Schwabenlissel ist nicht nur ein Mädchen aus Schwaben, sondern überhaupt aus Altdeutschland. Die Schwaben scheint man nicht ganz für voll anzusehen, sie heißen auch Gelbfüeßler, eine Bezeichnung, die auf das Volksbuch von den sieben Schwaben zurückgeht, bei allem Spott doch ein erfreulicher Beweis, wie deutsche Sagen im Elsaß lebendig sind. Und wenn auch ein Spottlied den Schwaben ihre Vorliebe für Knödel vorhält („So lang als s Pflutte und Knöpfler git (Knödel gibt), verlien (verlassen) die Schwobe s Elsaß nit“), wenn auch die Hessen als grob und einsichtslos gelten, wie die Ausdrücke „blind wie ne Heß, e tauwer Heß“ besagen, und Heß auch geradezu den Tölpel bedeutet, so sind das doch nichts anderes als Neckereien, wie sie die deutschen Stämme von jeher unter einander übten — gerade dadurch erweisen sich die Elsässer als gute Deutsche.

Die Anschauung, die der Elsässer vom gesamtdeutschen Wesen hegt, spiegelt sich nach der kriegerischen Seite wieder in dem Liede, das Kinder singen, wenn sie einen Ameisenhaufen sehen:

„Aemeise, d Ditsche kummen, wëlle eüer Eier hole“ —

die Ditschen sind die roten Ameisen, die kriegslustiger sein sollen als die schwarzen;[1]) und für die Rechtschaffenheit der Deutschen im Friedensleben kann es kein schöneres Zeugnis geben, als die Aeußerung über einen Festschmaus, den „inger dem Franzose“, d. h. unter französischer Herrschaft, ein Gemeinderat auf Kosten der Gemeinde abhielt: „Wenn dis hütiges Tags vorkäm, bi de Dütsche, dät der Mär verheit werde“, d. h. da würde der Bürgermeister abgesetzt.

[1]) Mit dem Ausdruck „e französischer Soldat“ bezeichnet man die Rotwanze.

Digitized by Google

Ueber keines der Nachbarvölker fällt der Elsässer solche Urteile; zwar mag sich eine Erinnerung an den Freiheitskampf der Niederländer erhalten haben in der Redensart: „Der is losgange wie e Holländer"; von einer weniger lobenswerten Seite zeigt sich der Holländer in dem Vergleiche: „er geht newe eime dure wie e Holländer", d. h. ohne zu grüßen. Von Belgiern sagt man verächtlich: „bist e Lieſcher", eigentlich = einer aus Liége, d. i. Lüttich.

„Mit dem Luthringer is nit guet kejln (= kegeln), er werft em de Kuiwl (= Kugel) an de Kopp" — der hierdurch gekennzeichnete Jähzorn der Lothringer erklärt es vielleicht, daß früher französisch-elsässische Beamte das „Heckenland" (= Lothringen) als Strafkolonie ansahen. Mit den Lothringern war eben wegen ihres Jähzornes nicht gut landen, d. h. auskommen.

Ueber die Franzosen vollends verzeichnet das elsässische Wörterbuch keine erfreuliche Ausdrucksweise.

Die an das deutsche Elsaß grenzenden französischen Gebiete, dann überhaupt Frankreich nennt der Elsässer Welschland. Mag auch in dem Satze: „s ist einer us dem Welschland, s ist ein Welscher" nicht die Abneigung liegen, die wir meist mit dem Begriffe welsch verbinden, sonst könnten nicht mehrere elsässische Ortschaften den Spitznamen s klein Welschland führen (wie in Straßburg ein Stadtteil Kleinfrankreich heißt), aber der Spottname „wälschi Gagummer" (= Gurke) und vollends die Begründung, die man im Münstertal einer Aufforderung zu Dreinschlagen gibt, „Druf, s ist e Wälscher", zeigen doch wenig Liebe an, ebensowenig das Schimpfwort für Franzosen, die nicht deutsch können: Welschhuhn, desgleichen: Du welscher Krappo, d. i. Knirps, vom französischen crapaud, Kröte.

Das ist wohl noch schlimmer gemeint, als der Spitzname der Patois sprechenden Gebirgsbewohner: Wälschi Kröpf; auch die Ruprechtsauer, Mackenheimer und Ernolsheimer heißen Kröpfe, weil hier im Sumpfe die Menschen mit Halserweiterungen ebenso häufig sind wie im Gebirge.

Allerdings tragen auch elsässische Bauern das sogenannte welsche Hemd, ein weites, bis an die Mitte der Schenkel reichendes blaues oder graues Ueberhemd, in den verschiedenen Dörfern mit verschiedenen Nahtverzierungen, also die blaue Bluse, die in Frankreich die Bauern und Arbeiter tragen. Trachten lassen sich nicht so leicht abschaffen wie das Geld, welches im Elsaß mit einem Schlage deutsch wurde.

Digitized by Google

Doch hält auch auf diesem Gebiete das Volk noch die Worte fest, trotzdem die damit bezeichnete Sache beseitigt ist. Abgetan ist der Frank, aber sehr verbreitet, namentlich auf dem Lande, der gleichbedeutende Name Liwer. Für das Zweifrankstück lebte aber auch unter französischer Herrschaft der Gulden noch als Benennung fort, ja sogar der Groschen für ein Zweisousstück aus Kupfer; die Verkleinerung Gröschle, Silbergröschel dagegen bezeichnet ein Zehnpfennigstück.

Die Redensarten „mini bluetige Grosche", d. h. mein mühsam erspartes Geld, „er is nit recht bi Grosche" = nicht ganz bei Verstande[1]) zeigen, welcher Wertschätzung sich noch heute der Groschen erfreut, der doch im Elsaß selbst nie staatlich eingeführt war. Auch die Elle, die schon in französischer Zeit längst verboten war, wird noch heute genannt und gebraucht von Leinewebern und Näherinnen; ein kleiner Mensch ist „kum e Ehl hoch"; die Redensart: „do ist de Ehl länger als der Krom" besagt: die Ausgaben sind größer als die Einnahme; und die Frage: „Soll ich dir die Ehl onmesse?" enthält eine noch heute allen Kindern verständliche Drohung.

Wie die deutsche Natur sich jedweder Herrschaft anzupassen weiß, stellt sich in dem Worte Vierling dar, das sowohl 1/4 Pfund wie 1/4 Sester, d. i. ein Getreidemaß von 20 Litern bezeichnen konnte. „Dem will ich sagen, was der Vierling kost" heißt, ihm die Meinung sagen. (Auch 1/4 Hundert heißt Vierling, besonders von Obst, Kohlköpfen, Rüben, Holzwellen. Die Bruchzahl 1/4 wird immer umschrieben durch „de vierte Teil"; e Viertele ist 1/4 Liter oder der vierte Teil eines geschlachteten Rindes, auch ein kammerartiger Raum einer Scheune.)

Wenn also in Handel und Wandel trotz aller geschichtlichen Ereignisse noch immer die alten Münzen und Maße wenigstens sprachlich ihr Dasein fristen, so darf es uns nicht wundern, daß auch die Tracht noch fortlebt, sei es der Sache oder der Bezeichnung nach. Abgekommen ist ja die alte Bauerntracht, die anstatt der Knöpfe Haken hatte, aber noch gibt es die Redensart: „er hat Haften am Frack" mit dem Sinne: er ist in der Kultur zurück, einfältig, ja dumm. Der lange, nach altem Schnitt gemachte Rock des Bauern für den sonntäglichen Kirchgang heißt in protestantischen

[1]) Vergl. Den Verstand im Sacke han = dumm, aber vermögend und deshalb doch einflußreich sein.

Digitized by Google

Dörfern Juppe, ein Wort, mit dem in katholischen nur eine Jacke bezeichnet wird. So bewirkt das Bekenntnis auch bei den Frauen einen Unterschied in der Farbe der Haubenbänder. Aber trotz dieser schon äußerlich sich kundgebenden Verschiedenheit scheinen doch Protestanten und Katholiken ohne gegenseitige Anfechtungen neben einander zu leben; das Wort wenigstens, mit dem man Andersgläubige herabzusetzen pflegt, hat im Elsaß keine religiöse Bedeutung, ein Ketzer ist ein Schlingel, ein durchtriebener, ausgelassener Mensch oder einer, der etwas verkehrt anfängt, Ketzerei hat nur die Bedeutung einer verdrießlichen Sache, so daß man auch von einem Ketzerswetter, einer ketzerischen Kälte spricht. Das Glaubensbekenntnis spielt allenfalls im Scherze eine Rolle, so in dem Vergleiche „wie 's katholische Vaterunser", d. h. ohne Kraft, weil im katholischen Vaterunser die Doxologie fehlt. Die Katholiken rächen sich dafür durch den „lutherischen Rosenkranz", womit sie den Nichtfastenden ihre Cervelatwürste vorrücken. Daß das Kloster auch Gefängnis bedeuten kann, ist bezeichnend für die welt- und lebenslustigen Elsässer. Da die Katholiken das Kreuz schlagen, so nennt man sie Krüzmacher, und das Wort Kreuz dient sogar als Verdeutschung von Prozession: „d Krüz kommen" heißt: die Prozession naht; wer an einer solchen sich beteiligt, „geht mit Krüz un Fahne".[1]) Da auch bei Beerdigungen eine Fahne vorangetragen wird, aber mit dem Bilde des Sensenmannes, so bezeichnet der Vergleich „drin luegen wie der Tod am Fahn" so viel wie bleich aussehen.

Wie katholischer oder überhaupt kirchlicher Brauch eine Rolle spielt, zeigt sich namentlich an den hohen Festen. Am Abend vor Weihnachten oder an einem vorhergehenden Sonntag reitet das Christkind zur Tür ein auf einem Esel, das heißt auf einem größeren Knaben. Mit der Drohung, daß dieser sogenannte Pickesel sie mitnehmen solle, schüchtert man die Kinder ein, die schon ein paar Tage vorher etwas Heu für ihn bereit halten. Noch schreckhafter ist jedenfalls der Begleiter des Christkindes, der dieselben Machtzeichen führt wie unser Ruprecht: Besen und Sack. Die Kinder zeigen ihm zum Beweise, daß sie brav waren, das Bethölzle vor, ein vierkantiges Stäbchen, in dessen Kanten so viele Einschnitte gemacht werden, als Vaterunser gebetet worden sind. Es ist also

[1]) Auf einem Wortspiele beruht die Rede: „Die Lüt hän alle Sonntig Prozession, dr Mann treit de Fahn (= Rausch) un de Frau s Krüz."

Digitized by Google

eine Abart des Kerbholzes, welches im Elsaß noch heute im Gebrauche ist, insbesondere zur Aufrechnung der vom Schmiede aufgeschlagenen Hufeisen.

Bei den Pfingstumzügen der mit Maien geschmückten Kinderscharen, der Pfingstenknechte, geht als Hauptperson neben den Pfingstmaien der Pfingstesel oder Pfingstklotz einher, ein vermummter Knabe, der Gaben sammelt. Das Osterfest endlich hat einen Palmesel aufzuweisen, d. h. denjenigen, der am Palmsonntag zuletzt mit dem Palmzweig in die Kirche kommt oder der zuletzt beichtet. Am Ostersonntag ziehen die Kinder von Haus zu Haus, wünschen ein glückselis Hallelujah und bekommen ein Ei. Schon vor Ostern aber ist das Eierpicken im Gange: sie stoßen gefärbte Eier aufeinander, wobei der Besitzer des ganz bleibenden das zerbrochene gewinnt. Von sonstigen Bräuchen erwähne ich noch das Fastnachtsfeuer: Knaben stecken am Sonntag Estomihi im Beisein der meisten Einwohner dünne Scheiben aus harzigem Holze an einen langen Stock, machen sie im Feuer glühend und schnellen sie mit einem Reimspruch in die Nacht hinaus.

Natürlich haben die Kinder auch sonst noch ihre Spiele, die wie bei uns zu dem Zeitworte spielen im Wesfalle treten: Kreisens, Balis, Saltatles, Fangens.[1]) Ein besonderes Fangspiel ist das Krupfanglis, wobei man sich durch Niederkauern vor dem Gefangenwerden sichern kann. Das Spiel dürfte aber nicht wie das Wort Krup aus dem Französischen kommen. Echt deutsch ist sicherlich das Mehlgumpen, wobei ein Knabe über den Rücken des andern springt; gumpen (vergl. englisch to jump) heißt springen, wie mittelhochdeutsch Gumpel einen Springer, unser Gimpel eigentlich einen hüpfenden Vogel bedeutet (elsässisch Heugumper ist unsre Heuschrecke, d. i. Heuspringer). Eine gemilderte Form des Spießrutenlaufen ist das Läuferles spiln: auf den zwischen zwei Reihen Kindern Durchlaufenden schlägt jedes einzelne mit dem verknoteten Taschentuch. Ein altes Knabenspiel ist Kesselhupfers, auch Kirchenfensterlis genannt: es wird ein Kirchenfenster in romanischer Form auf der Erde gezeichnet und durch

[1]) Dies ist fast die einzige Anwendung des Genitivs in den Mundarten, die ihn sonst umschreiben: der Vater von dem Kinde, dem Kinde sein Vater. Nur bei dem Zeitworte spielen haben ihn die ober- und mitteldeutschen Mundarten noch aus dem Altdeutschen beibehalten, aber auch nur für Kinderspiele, Erwachsene verwenden den Akkusativ und spielen Schach, Karten, die Geige ꝛc. Vergl. J. Grimm, Deutsche Grammatik, IV², 798.

Digitized by Google

Quer- und Längsstriche in mehrere Felder geteilt, die die Scheiben darstellen. Flache Steine, die man in die einzelnen Felder wirft, stößt man hüpfend wieder hinaus, wobei man nicht auf die Striche der Zeichnung treten darf.

Bei dem einfacheren Hüflis oder Höcklen werden Haufen von vier oder fünf Nüssen gebildet; jeder darf behalten, was er mit einem Boler, einer großen Nuß, herauswirft. Ähnlich ist die Alun, wobei man mit Steinplättchen nach Knöpfen oder Geldstücken wirft. Die Ton- oder Glaskugeln der Kinder heißen Märmeln, Boler, Gstuns, Agat.

Ein wohl dem Elsaß eigentümliches Knabenspiel ist das Gitzelwerfen. Ein Gestell, das durch drei von einem Punkte ausgehende Weidenäste gebildet wird und den Namen Geiß führt, wird über einen Stein gestellt, der den Melkkübel bedeutet. Die Knaben werfen mit Stöcken nach dem Gestell, das einer hütet und, falls es umgeworfen wird, wieder aufstellt. Währenddem holen die andern ihre Stöcke wieder, berührt aber dabei der Hüter einen mit seinem Stock, so muß dieser seine Stelle einnehmen. Die Mädchen spielen dafür Milchhäfeles: sie sitzen auf Stufen und stellen die Milchtöpfe dar; eins ist die Katze, ein andres die Hausfrau; diese weist den einzelnen Milchtöpfen ihren Inhalt an: soviel Maß ꝛc. Während sie sich entfernt, wirft die Katze die Töpfe um. Die Frau kommt zurück und fragt: Wer het d' Milch umgschütt? Jedes sagt: Ich nit, das letzte aber: die Katz. Diese läuft fort und wird von allen eingefangen. — Auch das Spiel Fuchs aus dem Loch ist im Elsaß bekannt als Fuchs aus der Höhl.

Für die Erwachsenen gilt als höchste Lust die Kilb, die Kirchweih oder das Patronfest, wobei ein Tanzboden im Freien aufgeschlagen wird und die Lebküchler oder Zuckerwarenhändler ihre Buden errichten. Ein Bursch, der Kilbenknab, hat die Kilbe gepachtet, er erhält eine Abgabe von den Marktleuten, sorgt für Ordnung auf dem Tanzplatze und tanzt mit seiner Kilbenjungfer die drei ersten Tänze vor. Auch wird ein Kilwebaum, eine Tanne, aufgepflanzt, ein Kilwehammel ausgespielt, und daß es auch sonst noch hoch hergeht auf der Kilwe, sagt das Zeitwort kilwen, ausgelassen, lustig sein; „hüt han mr Kilwe ghabt" bedeutet: heute haben wir etwas besonders Gutes zu essen gehabt.

Fröhlich geht es auch zu in der Spinnstube oder, wie der elsässische Ausdruck lautet, in der Kunkelstube. Man geht ze Liecht,

Digitized by Google

ze Kwelte, in d' Visit, Maistub, Kunkelstub, so sagt man, wenn man abends Bekannte aufsucht, insbesondere zu gemeinsamer Arbeit, Stricken und Häkeln. Die Sitte, daß die Frauen ihre Spinnrocken zu den Besuchen mitnahmen, hat dem Kunklen den Namen gegeben. Die Kunkel ist der senkrechte Stab am Spinnrocken, der bei den alten Spinnrädern davon getrennt war. An die Kunkel binden die Mädchen die Bänder (Kuskribengel, d. i. Bänder der conscrits), mit denen die Burschen ihre Hüte schmücken, wenn sie nach der Aushebung zum Militär mit Musik ins Dorf zurückkehren. In der Kunkelstube geht neben der Arbeit die Unterhaltung her, man erzählt sich Gespenster- und Liebesgeschichten, es wird gesungen, auch gebetet. Nach einer Bewirtung mit Branntwein, Äpfeln und Nüssen ziehen wohl auch die in einer Spinnstube Versammelten ins Dorf und werfen Erbsen an die Fenster eines andern Hauses, wo auch eine Spinnstube gehalten wird; hat man mit dem Erbslen eine halbe Stunde auf der Gasse verbracht, so ruft die Nünerglock wieder in die Stube. Das Ende der Zusammenkünfte verkündet die Zehnerglock, früher auch Bubenglock, jetzt Lumpenglock genannt; freilich heißt es: „de Lumpenglock lütet noch, awer de Lumpe gehn nimmer heim."

Dieser Feierabendglocke gegenüber ruft die Tagglock, das Morgenläuten bei Tagesanbruch, im Sommer um drei, im Winter um sechs Uhr die Schläfer zur Arbeit, um fünf Uhr erschallt für die Katholiken die Betglock zum englischen Gruß; bei den Protestanten ertönt die Betglock während des Gottesdienstes beim Vaterunser. Die mittägliche Ruhestunde zeigt die Elfigglocke (Mittagläuten) an. Abends, so bald es dünkelt, ertönt die Nachtglock. Das Läuten besorgt der Glöckler, d. h. der Kirchendiener, oder der Lehrer, der dafür die Schuelfrucht erhält, eine Getreidespende. Auch im bürgerlichen Leben der Gemeinde spielt die Glocke eine Rolle: die Bürgerglock ruft zur Gemeinderatswahl, überhaupt zur bürgerlichen Zusammenkunft; insbesondere findet Sonntags nach dem Gottesdienst vor der Kirche die Bekanntmachung des Bürgermeisters statt, die den Namen Klepfe führt. Klepfen heißt mit der Glocke ein Zeichen geben zum Beginn der Versammlung, auch einer Versteigerung, oder auch wenn der Steuereinnehmer ins Dorf kommt.

Die Arbeit des elsässischen Volkes verteilt sich auf zwei Hauptgebiete, den Ackerbau und den Weinbau. Der Elsässer ist entweder us dem Ackerland oder dem Rebland; letzteres ist das Oberelsaß. Fabrikarbeit steht in keinem hohen Ansehen; von denen, die „uf de

Digitized by Google

Fabrik gehn", namentlich in Baumwollspinnereien und Webereien, heißt es ziemlich geringschätzig: „s sin halt Fabrikler, derno is scho gnueg" — damit ist der lockere Lebenswandel der Fabrikarbeiter gekennzeichnet; „in dem fehlt nur noch die Fabrik", heißt es von einem Mädchen, das schon ziemlich verdorben ist. Fabrizieren bedeutet nicht nur fabrikmäßig herstellen, sondern verfälschen, so vom Wein: Kunstwein bereiten. Abgestorben ist leider das schöne Wort Landskraft für Wein, der im Lande selbst wächst; doch gibt es noch eigen Gewächs, d. h. selbstgepflanzten Wein (scherzhaft: „is das eigen Gewächs uf dem Maidli sein Kopf?" d. h. trägt es eigenes Haar?). Allerdings stammt der Kläwner aus Chiavenna; die italienischen Setzlinge sind aber in elsässischer Erde deutsch geworden wie der Name der welschen Stadt. Daher rührt auch die scherzhafte Bezeichnung des Wassers als Steinkläwer.[1])

Daß der Weinbau viel Arbeit erfordert, sagt das Sprichwort: d Rewe geben nix vergebens, d. h. umsonst. Auf das Hacken und Rühren, d. h. Umgraben, folgt das Anheften, das Anbinden der Weinstöcke an ihre Stützen, die Rebstecken, mit dünnem Weidenband, das den mhd. Namen Klank führt. Manche Rebstecken enden oben in zwei Zinken zur Abwehr der Hexen, daher heißen sie Hexengabel. Die Spaliere, welche die Weinstöcke bilden, nennt der Elsässer Gassen oder auch nach ihrer schiefen Stellung Häld, das ist unser Halde. Das Geländer für Reben am Hause heißt Landere. Der Weinertrag führt den Namen Herbst, daher ist „in den Herbst fahren" soviel wie zur Weinlese ausziehen; den Herbst kaufen: frischgepflückte Trauben zur Weinbereitung kaufen; in den Herbst gehen soviel wie sich als Herbster, d. i. Winzer, verdingen. Der Städter geht „in de neüje", d. h. auf Dörfer, um neuen Wein zu trinken.

Der Landmann ist in den Kirchen- und Gemeindebüchern mit dem sonst ungebräuchlichen Worte Ackerer bezeichnet, also nach seiner Haupttätigkeit. Zu Acker fahren bedeutet sich zur Feldarbeit begeben; mit einem zu Acker fahren ist bedenklich, es heißt einen durchprügeln, was auf wenig freundliche Behandlung der Zugtiere

---

[1]) Auch als Brunnenachtziger oder Schöpfensechziger wird das Wasser scherzhaft bezeichnet, gewässerter Wein als Burlegiges, d. i. ebenso wie ein Schnupftabak geringster Sorte. Ein besonders saures Gewächs heißt ironisch Sunneglitzer, ein Name, der ursprünglich einem wie die Sonne glitzernden Weine zukommt. Der Fusel führt die Namen Gas, Faden, Giges, Holzspalter, Tapetenverrisser, Wandufekrebser, gedrejter Petrol.

Digitized by Google

schließen läßt. Für die dem Städter so einfach erscheinende Tätigkeit des Pflügens hat der Elsässer die unterscheidenden Wörter eren, fahren, felgen, die noch durch mannigfache Zusammensetzung besonderen Sinn annehmen. An die Arbeit im Felde knüpft sich vielfach frommer Aberglaube. So wird bei der Ernte auf dem letzten Weizenacker nach Gebet von einem Kinde das sogenannte Glückhämpfele[1]) kniend abgeschnitten. Es besteht aus sieben schönen Ähren, unter denen der kleine Schnitter gewöhnlich ein Geldgeschenk vergraben findet. Die Ähren werden in der Wohnstube hinter dem Kruzifix bis zur Saatzeit aufbewahrt, alsdann ausgeklopft und die Körner dem Samen beigemischt, damit er gedeihe.

Nach vollendeter Arbeit wird den Tagelöhnern Kuchen vorgesetzt, nach der Ernte gibt es sogar ein ländliches Festmahl, die sogenannte Sichlelösing, während der Imbiß, der am Ende der Dreschzeit gegeben wurde unter der Bezeichnung Pflegelufhenk, Pflegelhenkle, außer Gebrauch kommt, seitdem die Dreschmaschinen eingeführt sind. Mancher Bauer ist auch genötigt, „sich kleiner zu machen", d. h. sich im Ackerbau, Viehstand und Hauswesen einzuschränken; andrerseits wird die Zahl derer, die „in d' Erne gehn", d. h. für die Erntearbeit sich verdingen, immer geringer, da die Tagelöhner am liebsten selber buren, d. h. Ackerbau treiben. Manchem wird es blutsauer, aber er will nicht zu den Tagelöhnern gezählt werden; dafür foppen ihn die reicheren Bauern als Schollenkrebs mit der Rede: „D' Taglöhner habens besser als unsereins Burslüt."

Auch der Wiesenwirtschaft widmet sich der Elsässer mit großem Eifer. Besonders ist die Bewässerung der Wiesen ausgebildet, Wassergrabe und Giessen verteilen das Wasser über die Wiesen; gräble und fürchen sind die elsässischen Ausdrücke für drainieren. Aber auch das Grasen, d. h. Mähen und Heimbringen des Grases hat seine Kunst, wie eine große Anzahl von Ausdrücken für Heugabel und Heuhaufen beweist. Der zweite Grasschnitt, das Nachheu, unser Grummet, heißt Omet. „s Omet wurd nit vor dem Heu gemacht!" mit diesem Bescheid wird der um die jüngere Tochter Freiende abgewiesen, so lange die ältere noch ledig ist.

---

[1]) Hampfel = Handvoll (wie bei uns), vergleiche Arfel = Armvoll, so viel wie man auf einmal in die Arme nehmen kann. E Arfel Brusttee ist für einen Burschen ein Mädchen, für ein Mädchen ein Bursche. Auch Mumpfel gibt es = Mundvoll.

Digitized by Google

Auch das Grasen wird übertragen, es kann heißen Blumen und Beeren pflücken, sowie gierig über etwas herfallen. „Die Äpfel haben wir gegrast" ist soviel wie: wir haben sie uns schmecken lassen. Dagegen heißt die Äpfel grüeßen geradezu sie stehlen. Unmittelbar aus der Tätigkeit des Schnitters ist die Redensart abgeleitet: „was dhinten is, is gmäjt," d. h. was vergangen ist, lassen wir ruhen. Namentlich alte unangenehme Vorgänge soll man nicht wieder ins Gedächtnis zurückbringen, nicht „ufgrüdle", d. h. eigentlich die Erde lockern, im Gartenbeet die obere Kruste aufbrechen. Auch Gemüse- und Obstbau treibt der Elsässer. Seinen Gemüsegarten nennt er Gärtel oder Ländergarte,[1]) den Obstgarten aber Baumgarten. Obs bezeichnet die Baumfrüchte, Frucht das Getreide. Unter den Baumfrüchten sind besonders Nüsse und eßbare Kastanien hervorzuheben. Das Läuflen, d. h. das Entfernen der grünen Schalen der Nüsse, der Läufel, gibt wieder eine Gelegenheit zu geselligem Verkehr: ähnlich der Kunkel versammelt auch die Kirnte abends Freunde und Nachbarn; das Kirnen, d. h. Aufschlagen der Kerne, die dann in die Ölmühle gebracht werden, geht nicht ohne Kurzweil ab; scherzhaft sagt man auch: „Läufle Sie sich us un machen Sie sich bequem", es kann aber auch einer geläufelt, also geschält oder ausgezogen werden, wenn er sein Geld verspielt.

Was die Kastanie anlangt, so geht ihre Vortrefflichkeit daraus hervor, daß man durch den Vergleich mit ihr die Kartoffel lobt: „gueti, meligi Herdäpfel wie Kesten." Von sonstigen Erzeugnissen des Landbaues ist noch der Tabak zu nennen, doch „luegt am Tuwakpflanze nit viel heraus"; die Setzlinge werden in der Tuwakskutsch, d. h. im Mistbeet erzeugt.

Das ganze Arbeitsleben der Elsässer spiegelt sich in den Grußformeln und Anreden wieder, mit denen jede einzelne Verrichtung während der Tagesarbeit von Vorübergehenden begleitet wird; sie beweisen, wie gern der eine am andern Anteil nimmt, wie gesprächig und witzig der Elsässer ist. Er findet es unbegreiflich, wenn einer stumm an ihm vorübergeht, und selbst ein derbe oder spöttische Anrede ist ihm erwünschter als gar keine, wie die Redensart besagt: „Der geht newe die Lüte nus un seit (sagt) nit Hund un nit Narr." Am Morgen begrüßt man sich mit der Frage: „Wellen ir au(ch)

[1]) „Er ist in allen Ländern herumkumme in Großmüeters Ländergarte", sagt man von einem, der nie in der Fremde war.

Digitized by Google

nus?" (nämlich auf's Feld, in die Reben) oder „Wellen ir ins Zackere fohre?" und man trennt sich wie bei uns mit der Mahnung: „Sind nit zu handlich" (fleißig) oder „Numm nit gar zu ämsig!" und der Gegenrede „s hat ken Gfohr." Oder es wird das Wetter festgestellt: „s is kalt hüte." — „Jo, mr könnt Tapehändschig anlege" (Fausthandschuhe). Die Frage „Ist's lind?" bezieht sich dagegen auf den zu ackernden oder zu hackenden Boden. In der Heuernte werden die mit Grasdörren beschäftigten Arbeiter nicht mit dem sonst allgemein üblichen Zurufe „Allewil flissig?" oder „Sinr flissi?" begrüßt, sondern mit der scherzhaften Frage: „Sind ihr recht ful?" Als Antwort folgt in der Regel: „Jo, daß es dürr wurd." „Hasts bald rum?" oder „Sin ir bald am Ort?" fragt man einen, der ein Feldstück bald zu Ende gepflügt hat. Hat er kaum angefangen, wird er scherzhaft angeredet: „Ir sin bol ferig?" Einem Mäher dagegen, der schon eine große Fläche bewältigt hat, wird dies anerkannt mit den Worten: „Du hes scho ne nette Flienke abgehaue." Der vom Mähen Heimkehrende antwortet auf die Frage: „Schon ab?" „Jo, uf einere Seite." Die Halme sind ja nur unten angewachsen. Erntearbeiter fragt man: „Is s wol us gange?" d. h. hat es viel gegeben? Die Frage beruht auf einer absichtlichen Verwechselung von us gen mit usge(be)n. Die noch kürzere Frage „Wol us?" wird bei der Kartoffelernte an die gerichtet, welche (Kartoffeln) „usmachen". Trägt jemand eine Last Holz nach Hause, so wird er von Begegnenden grüßend angerufen: „Heft e Fahrt?" (Ladung, Traglast, auch Einheitsmaß für den Ertrag der Weinlese). „Holen ir e Frischer?" sagt man zu einem, der Trinkwasser holt. Allgemeinere Fragen sind: „Gehts binü(ch)? Gehts allwil? Antwort: „Jo ne bißle; ne wenigl; e so leidig; schlecht gnue; alls gmach, wies Geld kummt, aber es kummt gar gmach; Merci, s geht guet, bis s besser kummt; wie mrs treibt; jo wenns will; uf de Köpf (der Schuhnägel nämlich); nein, es leit (das geschnittene Korn); nei, wir tragens." „Bringe s doch do her, daß ihrs nit so wit zu trage bruchet!" rufen die Arbeiter eine Essen tragende Frau an, welche antwortet: „Ich förcht, es is i (euch) nicht guet genueg." Speisende werden angeredet: „Was han ir guets?" — „E, was d arme Lüt." Wer gerade zum Essen kommt, wird scherzhaft begrüßt mit den Worten: „Wenn ihr nix wollen, kummen ihr grad erecht." Zum Zulangen wird ironisch aufgefordert: „Mach nit wie wenn du noch nit gha(bt) hättst." Auf den Feierabendgruß „Is s guet

Digitized by Google

do?" erfolgt die scherzhafte Antwort „Ne, mr han kei Stuel do." Wer im Schatten ruht, wird gegrüßt: „Chann man s verliden?" (d. i. aushalten). Antwort: „Jo, besser als in dr Sunn." Beim Vorübergehen an plaudernden Frauen fragt man: „Gläubet ihr enander?" sie antworten: „Wenn mirs nit glaube, so bete mr bis an dr Glaube." Auch die weniger anzügliche Frage: „Gehts guet binü?" wird in diesem Falle als Spott empfunden: „Gehn doch, mr hän nit von üch", wir reden nicht von euch. Waschfrauen grüßt man etwas gröber mit derselben Frage wie Mäher oder Holzspalter: „Hauts recht? hauts bini?" oder man ruft ihnen ohne weiteres zu „Gnädig Urtel!" Besuchende werden gefragt: „Was machen sie dheim? sind sie alert?" und sie antworten: „Jo, jo, ich bin der kränkst." Beim Abschied sagt der eine: „Lewet gsund bis ufs Wiedersehen!" und der andre: „Und du auch. Grueß mr si dheime!" oder „Sag ihm dheim e schönes Kumblement!" Leider ist die schöne allgemeine Grußformel: „Gott helf üch!" noch immer durch Buschur fast verdrängt; man wendet sie Bettlern gegenüber an, um sie abzuweisen, mit dem Zusatze „mr han üch nit" (nichts für euch). Für eine geringe Gabe dankt der Empfänger mit den Worten: „Vergelts Gott, wenns dr Wind nit nimmt."

Fremde Leute, die sich durch ihre städtische Kleidung von Hausierern und herumziehenden Gewerbetreibenden („Pfanne-, Wanne- und Zeineflickern") unterscheiden, redet der Bauer mit Herr an, von Einheimischen aber nur den Lehrer und den Bürgermeister. Außer dem Herrn Schullehrer und dem Herrn Mär (in den Dörfern des Sundgaus auch noch Maier, d. i. der alte maior domus) erkennt er höchstens noch den Herrn Schandarm an. In katholischen Gegenden ist Herr dasselbe wie Pfarrer, „d Herren Kät" die Haushälterin des Pfarrers. Die Bezeichnung Frau Pfarrer weist natürlich auf protestantische Pfarrersfrauen hin, neben denen nur noch die Frau Bürgermeister in Betracht kommt; sonst bedeutet Frau nur die Hausfrau, die Herrin gegenüber den Dienstboten, und dann die Vorsteherin des Bauernhofes überhaupt. Vor Eigennamen wird meist Madame gebraucht, im Sundgau hat die Anrede Jungfer dem eleganteren Mademoiselle bis heute standgehalten, unter Mamsell dagegen wird etwas Höheres verstanden als bei uns, nämlich eine Lehrerin oder elsässisch eine Lehrere.

Die Wertschätzung des Lehrberufes oder doch wenigstens die Überzeugung von seiner Schwierigkeit spricht sich aus in der Redensart:

Digitized by Google

i wot liewer Kuhhirt sein als Schullehrer — der Kuhhirt hat ja vor diesem das Recht des Zuschlagens voraus. Jede Art der Ausbildung wird mit dem Worte Lehre bezeichnet, sowohl die in der Schule, wie die bei einem Meister, „er is noch in der Lehre“ kann auch von einem Gymnasiasten gesagt werden. Ein Mann, „wo Lehre hat“, ist für den Elsässer ein gebildeter Mann. Lehren ist auch gleichbedeutend mit lernen und studieren: er lehrt Schuhmacher heißt es ebenso wie er lehrt Doktor, Pfarrer. Recht eigenartig ist die Bezeichnung für den Letzten in der Klasse: er sitzt am Handlump, d. h. dem Handtuch am nächsten, welches bei den Bauern gewöhnlich hinter der Stubentür hängt, daher auch Türlumpen heißt. Den hochdeutschen Ausdruck Handtuch würde der elsässische Schüler zunächst nicht verstehen, es bildet überhaupt eine wesentliche Aufgabe des Lehrers im Elsaß, seinen Schülern das Verständnis für das Hochdeutsche zu eröffnen. Viele hochdeutsche Worte fehlen der Mundart und werden von den Landbewohnern gar nicht verstanden. Worte, die erst ins Elsässische übersetzt werden müssen, sind z. B. Schwiegertochter und -Sohn, dafür heißt es Sohnsfrau und Tochtermann, statt Enkel Kindskind, statt Neffe Bruderskind. Der hochdeutsche Vetter heißt im Elsaß Geschwisterkind, nur in höheren Kreisen Cousin; Vetter ist die Bezeichnung für Onkel oder überhaupt jeden männlichen Verwandten, ja auch für einen Fürsprecher. Auch den Vormund kennt das Elsässische nicht, dafür dient der Vogt, vogtieren heißt bevormunden, Vogtskind Mündel, Vogtei Vormundschaft. Verwandte heißen Freunde; im Elsaß können Freunde einander spinnefeind sein, und umgekehrt heißt es: er ist nit fründ mit mir, awer er is e gueter Ami oder Kamerad von mir. Unter einem Arzte versteht man einen Mühlknecht, auch der Oberarzt ist nur ein Obergeselle in der Mühle. Für das nicht volkstümliche Wort Erde wird Grund und Boden gebraucht, Erde bedeutet höchstens Erdhaufen, Lehm; daher ist erdig Geschirr irdenes; ein irdener Topf aber ist „e erdiger Hafen“. Auf einem Mißverständnis dieses süddeutschen Wortes beruht die hochdeutsche Redensart in den Glückshafen einlaufen: der Glückshafen ist der Topf oder feiner die Urne, in der die Lose liegen. Der Glückshafen war ehedem dasselbe wie jetzt Lotterie (vergl. oben S. 131). Im Elsaß heißen Glückshäfele insbesondere die Kelche des Ackergauchheil, sind sie voll Samen, so wird das nächste Jahr gut, sonst ein Fehljahr, d. h. ein Jahr des Mißratens. Man freut sich im Elsaß nicht auf den Frühling, sondern auf das Frühjahr; dem

Digitized by Google

Sommer folgt das Spätjahr, während Herbst Weinlese bedeutet. Der Blitz heißt Wetterleich; geschwind wie e Wetterleich, im Wetterleich = im Nu, plötzlich.

Auch in der Naturgeschichte hat die elsässische Jugend eine ziemliche Anzahl hochdeutsche Worte zu lernen. Sie kennt keine Ziege, sondern eine Geiß[1]) („der Geißhirt eßt um", er wird von den Bauern abwechselnd beköstigt), keine Biene, sondern Immen, diese haben keine Stacheln, sondern Angeln, daher ist der Angler eine stechende Biene. Die Vögel haben (wenigstens im östlichen Elsaß) keine Flügel, sogar die Windmühle hat Fettiche (wie der Rock), „er loßt die Fettich oder Flättig henken" heißt: er hat den Mut verloren, er ist kleinlaut, „s het Fettig bikumme" es ist gestohlen worden. Der Schmetterling heißt Miller oder Pfiffholder, das ist mittelhochdeutsch vivalter. Ihren mittelalterlichen Namen führt auch die Eidechse noch: Egedechse. Auch die Elster ist nur unter den älteren Formen ihres Namens, als Ägerste oder Atzel bekannt. Da sie nicht nur das Bild der Frechheit und Dieberei, sondern auch der Geschwätzigkeit ist, so rührt jedenfalls das auch bei uns vorkommende Zeitwort extern, jemand ärgern, von der Ägerste her, es bedeutet auch im Elsaß: durch Worte ärgern, necken. Der Hamster heißt Kornferle, d. i. Kornferkel, wohl wegen seiner rüsselartigen Schnauze und der Eigenschaft des Wühlens. Selbst Landeserzeugnisse wie die Butter sind nicht unter dem hochdeutschen Namen allenthalben bekannt, im westlichen Elsaß kennt man nur Anken, will man Eier in Butter essen, so muß man Eier und Anken verlangen.

Unser Schrank wird durch Kasten ersetzt, unser Kasten dagegen durch die Lade;[2]) es findet kein Begräbnis statt, sondern es gibt „e Leich".[3]) Überhaupt sind im Elsässischen Bildungen auf nis,

---

[1]) Von Geiß gibt es die Ableitungen geißen = klettern, geißig = steil, hochbeinig, hager, z. B. der langgeißig Angländer. Geißer heißen Kinder, die gern klettern. So gibt es auch von Kuh das Zeitwort kuejen, träge herumliegen, von der Glucke verglückele, verzärteln, von Hund hündle, z. B. gerberhündle, sich erbrechen.

[2]) „Er is in der Lade" heißt: er ist Mitglied einer Unterstützungskasse, z. B. der Krankenkasse = Krankenlad; „d' Lade bezahlen" = den Beitrag zahlen. Die Totenlad ist der Sarg, die Tubakslad die Tabaksdose.

[3]) Beerdigen heißt einem mit der Licht gehen. „Dis Ding is kein Judenlicht," kein jüdisches Begräbnis, d. h. es hat keine Eile (wie früher mit

Digitized by Google

heit, keit, tum ꝛc. ziemlich selten und bezeichnen, wenn sie vorkommen, meist Konkreta. So kommt das Wort Obrigkeit nur in dem Sprichworte vor: „En Obrigkeit mueß sin!“ sonst wird es vom Wetter, besonders von starker Kälte gebraucht. Eines der wenigen Abstrakta, für die der Elsässer ein Bedürfnis empfindet, ist das dem Hochdeutschen fehlende Wort Leidlebigkeit, d. i. das Bestreben, einem andern zum Leide zu leben, die absichtliche und fortgesetzte Zuwiderhandlung gegen Wünsche und Befehle einer andern Person, um sie zu ärgern. Zwar heißt „zu leid mach ichs nit“ soviel wie zum Trotze, nun erst recht nicht, und „im Leid sein“ in Trauer sein, aber auch bei Halsschmerzen sagt man: der Hals tut mir leid. E leidiger Ketzer ist z. B. wer sich nicht geschmackvoll kleidet. Dumm- oder Rohheiten werden als Vieheiten bezeichnet, und wer keine „Menschengefühle“ hat, der entbehrt des Anstandes und benimmt sich flegelhaft. So verknüpft das Elsässische mit vielen Wörtern, die im Hochdeutschen abstrakten Sinn haben, eine konkrete, sinnliche Bedeutung. Herzlos ist dem zu Mute, dem es übel und weh ist, z. B. vor Müdigkeit, vor Hunger (dem Hungrigen hängt das Herz „an einem Nähfaden“). Eps nit übers Herz nah bringen heißt nicht essen, allerdings auch sich nicht entschließen können. Andrerseits kann man sich s Herz inlaufe, inrenne, d. h. man läuft, arbeitet mit höchster Anstrengung. Statt etwas auf dem Herzen haben sagt man den Kropf (= Hals) voll han, und wer den Vorwurf der Dummheit vermeiden will, gebraucht die Redensart: Do müeß min Herz e Dickkopf sin. Liederlich ist nicht nur der Sittenlose, der Schmutzige und Verkommene, sondern auch der Kranke: „s is mr hüt so liederlich“ bedeutet: mir ist unwohl. Der Gesunde, Kräftige heißt keck, z. B. kecker Win; kecki Kirsen werden nicht weich. Heiter ist nie fröhlich, sondern hell, klar (vergl. das Hochdeutsche „bei heiterem Himmel“) auch die Heiterkeit ist die Tageshelle. „Sei zufrieden“ sagt man zu einem, der schreit und lärmt, also ist zufrieden dasselbe wie ruhig (wie im älteren Deutsch). Lärm und Unordnung wird als Übung bezeichnet; artig ist ein Baum, wenn er fruchtbar ist; ein wilder Fruchtbaum ist ein Wildfang, ein Wort, das nie im übertragenen Sinne gebraucht wird; unser unartig heißt elsässisch artlig oder meisterlos. „Ich bin ganz läppisch“ sagt ein Müder

---

Judenbegräbnissen). „Wenn du stirbst, gibts e Kinderlichtle“ = Kinderbegräbnis.

Digitized by Google

(von lappen = schlaff herunterhängen), „er machts läppisch" heißt er treibts unordentlich. Ein Turm kann lichtfertig sein, d. h. leicht, schlank gebaut; hoffärtig ist, wer schön gekleidet ist, Hoffart bedeutet Taufe, hoffertig sein Pate stehen. Wenn ein Hochgestellter leutselig ist, so heißt er gemein. Häßlich bedeutet widerwärtig, unangenehm, verdrießlich; unser häßlich wird durch wüest vertreten. In Elsaß gibt es weder Mutige noch Feige, sondern nur Herzhafte und Verförchte. Die Flucht im hochdeutschen Sinne ist unbekannt, das Wort bedeutet Richtung, „d' Flucht nehme" den geradesten Weg einschlagen. Zwar ist das Zeitwort flüchten vorhanden, aber der Elsässer läuft tapfer, d. h. er geht rasch. Er spricht von einem Überfall, wenn er unversehens von Wasser oder Schmutz betroffen wird; als Überfall bezeichnet er auch das Obst, das über die Grenze des Nachbargrundstückes fällt.[1]) Die Lage dieses oder eines Hauses nennt er Gelegenheit.

In vielen Fällen hat so das Elsässische die alte sinnliche Bedeutung der Wörter festgehalten, die im Hochdeutschen verloren ging. Es hat aber auch Ausdrücke bewahrt, die uns überhaupt abhanden gekommen oder doch unkenntlich geworden sind. So manches Wort ist gleichsam als Vermächtnis aus der mittelhochdeutschen Zeit von Mund zu Mund vererbt worden. So sind alte Monatsnamen wie Hornung noch erhalten; wie im Mittelalter heißt fronen arbeiten, besonders umsonst arbeiten, blangen sehnend verlangen, wofür auch das bei uns gebräuchliche ande tun verwendet wird. Für gierig sagt man gritig, d. i. mittelhochdeutsch grîtec. Das mittelhochdeutsche einunge, d. h. Übereinkommen dient (in Weinburg bei Ingweiler) in der Form Einige für Protokoll, der Feldhüter heißt Bannwart (Bammert); vom grünen Wald mit seinen Beständen von weichem Holz wird der Wald mit hartem Holz durch die alte Bezeichnung Hard unterschieden. Der Ranft wird uns nur noch aus Schillers „spielend an des Baches Ranft" deutlich. Die Klamm ist ein enger Hohlweg; in vielen elsässischen Städten gibt es Zwerchgassen, d. h. Querstraßen (vergl. Zwerchfell), und viele Ortsnamen haben das alte

[1]) Nur in der Rechtssprache lebt diese Bedeutung seit alten Zeiten bis in unser neues Gesetzbuch hinein oder doch wenigstens noch in den sogenannten Motiven zum Gesetzbuche. — Auch der Windfall sinnliche Bedeutung; das Wort entspricht zunächst unserm Windbruch oder auch Fallobst, doch kann es auch Verlust bedeuten, so spricht der Bauer vom Windfall, wenn ihm Ferkel draufgehen.

Digitized by Google

lützel = klein festgehalten. Das mittelhochdeutsche gereite, d. i. leicht, schnell, wird noch als greit = deutlich, vernehmlich (von fernem Ton oder Schall) gebraucht. Eine gehürnte Frag, d. h. eine mit Hörnern versehene, spitzfindige, zweideutige kann uns Luthers „Antwort ohne Hörner und Zähne" verdeutlichen. Luthers „Atta, lieber Vater" kommt uns beim (Groß)Ette in den Sinn. An Stelle unserer Plumpe dient die Gumpe, ein Wort, das auch noch die Bedeutung des mittelhochdeutschen Gumpe = Wasserwirbel beibehalten hat, indem es eine Vertiefung im Wasser, besonders unterhalb des Räderwerkes der Mühle, bezeichnet. Der oberelsässische Bauer benennt die Grenzfurche zwischen zwei Äckern sowie den die Erde spaltenden schneidenden Bestandteil des Pfluges als Sech, d. i. alt- und mittelhochdeutsch sëh Karst, Pflugmesser (vergl. Sichel sowie lateinisch secare). Stecknadeln braucht die Elsässerin nicht, ihr stehen noch die Guffen zur Verfügung; Nadel bedeutet stets die Nähnadel. Man kann daher „uf Guffen und Nodlen sitzen". Das Kind dagegen sitzt nur in Weißenburg im Schoße der Mutter, sonst nur „uf dr Mueter Gere" (vergl. oben S. 124). Außer dem Firlefanz (Albernheit, dummes Zeug, überflüssige Verzierung) kennt das Elsässische auch noch den Alefanz, d. h. hergelaufener Schalk, Landstreicher, auch abstrakt Betrug, Schwindelei. Darin steckt gotisch aljis und mittelhochdeutsch vanz (= nord. fant, Fußgänger, Bursche). Das mittelhochdeutsche etwar irgend einer lebt noch fort in epper: „Gibt der Geizhals epperem eps?" Will der Elsässer einer neugierigen Frage ausweichen, etwa „Wo gehst Du hin?" so antwortet er: „enaiwe" das ist mittelhochdeutsch ich ne, ich enweiz wâ.

Wie die elsässische Mundart altes Sprachgut mit wunderbarer Treue aufbewahrt hat, so verwendet sie auch Worte im alltäglichen Leben, die in der Schriftsprache geradezu poetischen Klang haben; so heischen, was im Elsaß alle Bettler tun, sein Gelust büeßen, d. h. sich satt essen; nur in der Dichtung begegnen wir dem Worte Glast, der Elsässer gebraucht es ganz gewöhnlich in der Redensart: „Der hat e bissel Glast von der Sach", er versteht ein wenig davon, wie wir verneinend sagen: „er hat keinen Schimmer davon."

Fragt man: Was ist das für ein Freier? so will man wissen, was für ein Mensch oder Kerl es ist.

Andre Wörter dagegen erscheinen uns derber oder niedriger als der entsprechende schriftdeutsche Ausdruck. So heißen in Straßburg die Friseurgehilfen Balwiererknecht (der Seifenknecht jedoch ist ein

Digitized by Google

Seifenbehälter, vergl. Stiefelknecht). Der Kirchenpfleger, d. i. Mitglied des Kirchenrates, wird umgedeutet zum Kirchenflegel. Ein Meister in seiner Kunst heißt ein Feger, eigentlich ein tüchtiger, starker (aber auch hochmütiger) Bursch, dann ein reicher Mann oder ein schön gekleideter Herr.

Ein tüchtiger Redner plädiert, daß es kracht, ein Dichter macht Verse, daß es kracht; es muß e Krach gebe heißt: es muß zur Entscheidung kommen. Ein Duckmäuser wird als Heimlichfeister (innerlich Fetter) bezeichnet.

Je nach der Gegend kann arg bedeuten geizig, genau, schlau, listig, geistig geweckt, toll, trollig, stark, böse, schlimm; das Wort dient zur Verstärkung (arg schön) wie zur Abschwächung (ironisch s is arg = es ist nicht so schlimm); verarge heißt verderben. Ein Ratloser ist ein übeldraner Mensch, ja er kann der übeldranste von der Welt sein. Ein unnütziger Mensch ist ein Bruder Übrig, während Bruder Ehrlich sich schon etwas hat zu schulden kommen lassen und nur ein unschuldiges Gesicht macht. Hans umb und umb ist natürlich Hans in allen Gassen. Der Schwerhörige heißt Hörübel.

„Es is eso e Kumm i hüt nit, kumm i morn" sagt man von einem langsamen Menschen; ein Kann alles ist ein ruhmrediger, der aber oft da steht wie e Gottverlaßmich, ein Hülfloser, und deshalb den Scherdichfort bekommt, d. h. den Laufpaß. Ein Geck oder tänzelnder Mensch ist ein Hopp in die Höh. Mädchen verwenden als eine Art Liebeszauber ein wohlriechendes Wasser Lauf mir noch oder Gehmirno(ch). Laß mich lebe dagegen ist ein minderwertiger Schnaps und Gibts nit gar ein Kellnerfrack, zu dem das Zeug nicht völlig gereicht zu haben scheint, da die Ecken ausgeschnitten sind.

Groß ist die Zahl treffender bildlicher Ausdrücke und Redensarten, die gern dem Wirtschafts- und Arbeitsleben entnommen werden. Von Engbefreundeten heißt es: „sie sin Eier und Schmalz", dagegen von entfernt Verwandten: „mr sin witlands oder witlos (d. i. witlops, weitläufig) fründ mit einand", „von siwen (nün) Schüren e Latt" (von sieben Scheunen eine Latte, vergleiche erzgebirgisch „von sieben Suppen e Wegele" = ein wenig, sowie schlesisch „er ist das kleinste Brotel aus dem vierzehnten Gebäck"), oder auch: „d' Urgroßväter sin mitnander in d' Schuel gange". Wer einflußreich ist, hat einen langen Arm, wer zu seinem Vorteil (pro domo) spricht, der redt uff sinen Kram oder sini eigene Mühl. Das Sprichwort „Alter schützt vor Torheit nicht" hat die aller Abstraktion

Digitized by Google

enthobene Form „Mange gscheite Huhn legt d Eier näwe's Nest"; wer gute Miene zum bösen Spiele macht, „lacht wie e Bur, wo s Zahnweh hat" (der Schadenfrohe dagegen lacht uf den hindern Stockzähnen, d. h. heimlich). Wer in einem Streite klugerweise nachgibt, sagt zu seinem Gegner: „Du sollst dr längste han" — er selbst will „den kürzeren ziehen", nämlich Strohhalm: noch ist im Elsaß „s Halme ziehen" üblich, eine Losung mittels Strohhalmen von ungleicher Länge.

„Der Ewen und der Unewen han e Laib Brot mit enander gessen" — dieser Volksscherz drückt die Wahrheit aus, daß verschiedene Anforderungen zuletzt nichts übrig lassen. „Du bist e Kerl uf der Ebene" sagt man einem Prahler, der im Gebirge, d. h. vor Schwierigkeiten zurückschreckt. „'s liegt mir newen enander" heißt: es ist mir einerlei. Bei starken Leibschmerzen wird behauptet: „Man geht mir mit einere Egete (= Egge) durch den Mage." Um zu sagen: die Sache muß endlich in Ordnung gebracht werden, bedient man sich der Redensart: „die Hack muß jetzt emol e Stiel hann". Wer eine günstige Gelegenheit vorübergehen läßt, weil gerade die nötigen Mittel fehlen, hat „kein Leffel, wenn's Bäpp (= Brei) regnet". Wer jemands Absichten durchkreuzt, mit ihm konkurriert, „is ihm ins Gau kumme (d. h. in den Bezirk, den die Viehhändler und Handelsleute gegenseitig sich wahren). „Die gutten Gedanke un de lahme Gäns kumme hinge na." „Er weiß noch nit, gibts Flum oder Feder", heißt es von einem jungen Menschen, der bezüglich des Bartes noch „mit den Gänsen im Prozeß ist." Dem Grauhaarigen „het es sehr uf seinen Kopf gschneit". Von einem Eingebildeten und Hochmütigen heißt es: er het 's Gräbli in der Mitte (der kleine Graben meint den Scheitel). „Der is auch nit hinden wie vorne", sagt man von einem geriebenen Menschen, der nicht so gutmütig ist, wie er sich gibt, und manchmal wird noch hinzugefügt: „sunst wär er wie e Mistbär" (eine Tragbare für den Mist). Wenn die Anwesenheit von Unerwachsenen eine gewisse Mitteilung nicht erlaubt, sagt man: s Liecht brennt ze hell.

So ist der Elsässer stark in Umschreibungen aller Art. Schielen heißt bei ihm „in's Gerstenfeld lugen", jedenfalls weil das Gerstenfeld weit entfernt liegt; noch kräftiger ist die Umschreibung: Er hat ein Aug im Hosesack un s andre im Hirn" oder „er kan mit eim Aug in der Kochhafe luege un mit dem andern ins Kamin nuf," oder: „er lugt mit dem rechte Aug ins linke Schiletsäckle" (= Westentasche)

Digitized by Google

oder: „mit einem Aug ins Schiletsäckle un mit dem andern ins Firmament, in d Holzschuhe". Sich ertränken wird umschrieben mit der Wendung „e Loch ins Wasser machen", stehlen mit „finden uf den ungefejten (ungefegten) Bänken"; „do heißt's au: Geh weg öder ich nimm dich mit." Von einem Geizigen spricht man: er schind d Lus um den Balg, er is nit von Gäbig oder Gebwiller oder Geberschwier, awer vo Nehmheim, Nehmendingen, Bhaltesdheim (Anklang an Baldenheim), Bhalt mi Sach; er behalt was er het, s ander git er in de Arme; er is larsch (freigebig, large), awer nur uwer dr Buckel. Eine große Rolle spielt in solchen Redensarten die Ironie. „Einen kostfrei und mulsufer halten" heißt jemandem weder zu essen noch zu trinken geben (eigentlich bedeutet kostfrei gastfreundlich ohne Bezahlung). Mancher hat an etwas „e Freud wiene Hund am Stecke"; vieles ist heiter wie ne Mehlsupp oder wie Mistlache (Jauche) „er is flink wie e blejers (bleiernes) Vögele", „der is flink! we mr meint, er stolpert, ligt er scho do". „Er het s im Griff, wie der Bettelman d Lüs."

Von einem stumpfen Messer sagt man: „s haut s Wasser bis uf de Boden." Belehrung und Rat wird abgelehnt mit den Sätzen: „Mach e Fust, wenn de keine Hand hest", „Du willst en alten Affen lehren Grimassen machen." Einen Unbrauchbaren weist man zurück mit den Worten: „Du derfst mit, wenn mrs Hündle henken, du derfst s Leiterle trage." Ein Kind vertröstet man: „Du derfst mitgehn, wenn mr dheimblibe." Ein Vorwitziger wird abgewiesen: „Du must Hafner (= Töpfer) werden, du verstehst de Dreck."

Sehr oft bewährt der Elsässer in solchen Redensarten seine Neigung zu Scherzen, insbesondere Wortspielen, in denen er die abstrakte Bedeutung der Worte nicht verstehen will oder mit ihrer sinnlichen Bedeutung verwechselt. Wer gern lang im Bett liegt, „helt vil uf d liejende Güter". Ein im Übrigen Ungeschickter (Linkser) ist „im Essen nit links". „Der is guet laden wie's lang Heu", heißt es von einem, der jeder Einladung folgt.[1]) Wenn aus einem besetzten Abteil Reisende rufen: „Do hinne is alles voll", so folgt die Erwiderung: „Wer is voll? Mir sin nit voll", d. h. be-

[1]) Vergl.: Wann ich mich viel einbilde, so habe ich mir wiederum viel außzubilden (aus dem Sinne zu schlagen). Sprachposaune Seite 30. Wer mich auslacht, kann mich auch wieder einlachen (in Rudolstadt wie im Erzgebirge). Zu dem Folgenden s. unten S. 189 ff.

Digitized by Google

trunken. Ähnlich ist: „Der Mond is e Narr gejen ihn, er is nur alle Monat emol vol, awer der alle Taj." Die Angabe für den Umfang eines Gegenstandes armsdick wird scherzhaft fortgeführt: un noch ärmer. Wie wir von einem gerissenen Menschen sprechen, so bezeichnet verrissen so viel wie schlau, frech, und man sagt einem solchen: „Du bist nit übel verrissen, aber bös zu flicken." Der Doppelsinn des Satzes: „Di Supp is nit vom Für so heiß worde" wird durch den Zusatz klar: „ewer üwer dem Für" (im Gegensatz zu von = entfernt von). Der Satz: „Geld, ich hab dich lieb" läßt die Wahl zwischen Geld und gelt = nicht wahr? Eine milde Zurechtweisung kleidet man in die Worte: „s is alles recht, als s linke Bain nit", und zur Abweisung einer Frage sagt man: „geraden Wej uf Krumbach zu", wobei man sich eines erdichteten Ortsnamens bedient. Der Elsässer weiß auch, wie aus einem Krummen oft ein Gerader wird: Krümmerle ist ein halber Schoppen, ein Gerader ein ganzer. Auf die Bemerkung: „Sie haben lange Zit!" wird der Rat erteilt: „Na, so söllen sie doppelt leje und Sohle druf setze." So beruht auch der Volkswitz: „e Schandarm und siebe geben acht" auf der Verwechslung des Zahlwortes mit der Redensart acht geben. Geradezu geistreich ist die Umänderung: Man soll den Montag nicht vor dem Sonnabend loben, oder die Anrede: „Du hast awer e böser Wuesten (Husten), wenn der sich nit leit, mußt du dich legen."

Solche Sätze zeigen, wie der Elsässer sprachlich denkt, andre, wie er seine Lust hat am Spielen mit den Worten um ihres Klanges willen, wie z. B. die Beteuerung: „Haw ich min Tag des Lebens schon eso Lebtage erlebt?" oder die Frage: „Hat der ebbe ebber ebbes gseit?" (Hast du Wind von der Sache?) Ja, unter dem gleichen Klange weiß er die entlegensten Dinge zu vereinigen. Auf die Frage: „Isch's wohr, giebts Kriej?" wird geantwortet: „Jo, ze Betschdorf giebts genüa un au Häfe." Dieses Wortspiel zwischen Krieg und Krüge ist übrigens schon über 300 Jahre alt, schon bei Fischart kommt der Scherz vor: „Wer hat den Baurenkrieg gemacht? Ich meyn, die Hafner." Beim Anblick von durchlöcherten Strümpfen wird gerufen: „Dies ist lächerlich betrübt!" Wenn jemand ohne Ursache anhaltend lacht, weist man ihn zurecht mit den Worten: „Das is e Lach un keine Frösch drinn" oder „Lach nit so dreckig!" Dazu gesellt sich noch die Verwechselung von abstrakter und konkreter Bedeutung, wie in der scherzhaften Beileidsäußerung: „s is betrübt, wenn man in d' Mistlache luegt" (vergl. „klar wie Mistlache", d. i.

Digitized by Google

Jauche). Wenn jemand recht innig und gefühlvoll ausruft: „Ach leider!" fügt ein Spötter hinzu: „und ke Sprosse" oder „e Leiter is ken Stej" (Stiege, Treppe), er stellt sich, als habe er Leiter verstanden. Auf Verwechselung der d-Laute beruht es auch, wenn auf die Frage „Was is lichter als e Feder?" geantwortet wird: „e Maujeder", d. i. Magerer (gegenüber Fetter). Einer erzählt: „Hüt Morje sin e Krummholz un e Pariser verbrennt", er meint ein krummes Holz und ein paar Reiser, es kann aber unter Krummholz ein Wagner oder Drechsler verstanden werden, und e par Riser klingt wie ein Wort Pariser. Ähnlich versetzt man ein r in dem Satze: „er lebt von de Renten" = „von der Enten" und fügt hinzu „bis d Gäns groß sin." Die Aufforderung beim Spiel: „Erus!" = heraus! beantwortet der Geforderte: „e Ruß is ken Türk." Auch Grüße werden scherzhaft mißverstanden, auf „Gueten Owe!" wird erwidert: „Jo i ha ke Ome", d. i. Ohm, ein Weinmaß von 50 Liter, oder auch: „hät mr nur e Liter." Den Zuruf beim Niesen „Helf dr Gott!" verdreht der Angeredete wenig dankbar: „Morje bekommst e Halfter an dn Kopf, daß mr den Esel füehren kann." Scherzhaft sagt man: „s wird mir ohnmelchterig" statt ohnmächtig mit Anlehnung an Malchtre, Kübel zum Schweinefutter. Die bekannte Redensart „Nichts ist gut für die Augen", die schon auf einem Wortspiele mit lateinischen nix beruht (s. oben S. 146), versteht der Elsässer so, wie wenn vom Verdauen die Rede wäre: „Nix is guet fer d' Auje" (= ferdauje) und ergänzt sie noch durch den Zusatz: „awer nit fer de Mauje" (Magen). Hierher gehört auch die Antwort auf die Frage: Was brücht mr für e gueter Eierkueche? — Melancholei d. i. Mehl, Ank(e), Kohl(e), Ei.

Da die Elsässer einen so ausgebildeten Sprachsinn haben, so sollte man meinen, sie müßten es mit den Worten besonders genau nehmen, die durch ihren fremden Klang besonders auffallen, mit den zahlreichen französischen Eindringlingen. Es ist ja natürlich, daß ein Volk, welches seit Jahrhunderten den Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich vermittelt, viele französische Ausdrücke in seinen Sprachschatz aufgenommen hat, und nicht minder natürlich erschiene es, wenn die Elsässer das Französische, das sie gleichsam aus erstem Munde vernehmen, wenn nicht so rein sprächen wie die Franzosen selbst, so doch viel unverfälschter als z. B. unsre engeren Landsleute. Dem ist jedoch nicht so, der Elsässer nimmt es mit den französischen Worten nnd ihrer Aussprache keineswegs genau,

Digitized by Google

falls er sich nicht geradezu als Franzosen aufspielen will. Die „wälsche Mode" ist ja noch nicht ausgerottet, besonders liebt es der Straßburger, mit seiner Kenntnis der französischen Sprache zu prunken und in der lächerlichsten Weise deutsche und französische Wörter in buntem Wechsel zu gebrauchen (vergl. hierüber Wilh. Kahl, Mundart und Schriftsprache im Elsaß 1893, Seite 42). Auch der einfache Mann sagt mit solchem Mischmasch: „Er ist nimmer ami mit dem Mär" (er steht nicht mehr in der Gunst des Bürgermeisters), „in dem cahier (Schreibheft) sin viel Tinteflärre" (Kleckse), „Morrn kummt die Kos vor" (die Sache wird vor Gericht verhandelt), „awer er ist hordakos" (hors de cause, frei von Anklage). Manche deutsche Worte fehlen dem Elsässer und werden durch französische ersetzt, so Mut durch Guraſch (aber männlichen Geschlechts), mutig durch guraſchirt, Verlegenheit durch Ambarra (davon Ambarramechter, der Wichtigtuer), Befehl durch Order, Vorwand durch Exküs, ablehnen durch refüsiere, Flur durch Husere (aire = lat. area). Was aber bei dieser betrübenden Erscheinung erfreut, ist die Tatsache, daß der Lautbestand der französischen Worte nicht ängstlich bewahrt wird, daß vielmehr der Elsässer willkürlicher mit ihnen umspringt als es ein Altdeutscher tun würde. Gegenüber absolümang (durchaus, unabänderlich, mit Gewalt) und Guwerlemang (Gouvernement) ist zu hören Loschemënt (Logement), statt Amusement gar nur Amus: „Do han mr awer en Amus ghat", da gings lustig zu. Der Nasallaut wird auch sonst mißhandelt: unser Façon heißt elsässisch Faſon (Aussehen, feine Lebensart, erst in zweiter Linie steht die Bedeutung Schnitt eines Kleides, Faltenwurf); die Enveloppe wird Amlopp, en train zu Anträng (im Gange), en attentant zu alatanta. Statt Cousin spricht man selbst in Straßburg Gusä, genauer französisch allerdings Fagäng, das ist Faquin, Geck, Stutzer, Gigerl. Von ihm heißt es aber um so derber: „Fagäng à la mode frißt gern Kommißbrot", vielleicht weil er trotz äußerer Eleganz oft nur Geld zum Kommißbrot hat oder durch sie überhaupt leicht in Not gerät. Dagegen wird aus dem Harlequin ein Hirlekeng, ein feingeputzter junger Herr. Französisch ficelle wird unter Beihilfe von Bind- (faden) verdeutlicht durch Bingfisell, la conduite wird zur Kundewite, d. h. Überlegung, Späße, Flausen, convoi dagegen zur Konfoi (uf der Konfoi = unterwegs). Zwar vermag sich trotz der deutschen Gerichtsordnung der Gerichtsvollzieher nicht einzubürgern, aber der französische huissier wird als Hussje auch nicht gerade fein französisch

Digitized by Google

behandelt (vergl. den Reim: Wenn der Innehmer und der Hussje nit wär, wärs Lewe noch lang nit so schwer). Für den mit Erhebung der Getränkesteuer beauftragten Beamten hat der Elsässer die Bezeichnung Wingummi: darin steckt der Kommis, der Geschäftsdiener, nicht aber der Gummi = Kautschuk, noch weniger der Kleb- und Radiergummi, für den man Gom sagt vom französischen gomme, oder Taschenlastik (gomme élastique) z. B. scherzhaft von hartem Fleisch: „Mr meint grad, mr het Lastik ze verbissen." Auch sonst muß oft französisches o elsässischem u weichen; mit der Frage „Gummang?" verspottet man die Wälschen, die immer wieder ihr comment? hören lassen. Französisches affront wird zu Affrunt, cocarde zu Gugard = Kopf. Wie in diesem Worte, vertauscht der Elsässer vielfach das k der Fremdwörter mit g, auch der Straßburger spricht wie der Leipziger guschen für coucher, Gaschne für cachenez; ein Festumzug heißt Gawalgat, aus couverture wird Guwert, aus collège Golesch, aus caisse d'épargne Géstabarn (Sparkasse), aus collier sogar Göller: da macht sich auch die deutsche Betonung geltend. Diese läßt unter anderem die cafetière, die in Östreich zur Kafeterle wurde, zur Kaftjer (blecherne Kaffeekanne, vergl. Kaffinell, Kaffeeschwester) herabsinken. Wie sächsische Mundarten, fügt auch das Elsässische in Fremdwörtern oft ein r ein, das gar keine Berechtigung hat. Hört man bei uns die Formen kartholisch, Karnal, Kartun ꝛc., so im Elsaß Karnill für Kamille, Karteple für Cataplasme, Karlitzel für Gallitzel (Kupfervitriol), Lortsche = Loggia, Ferkanz = Vakanz (Ferien), was auch zu Kavanz verdreht wird.

In anderen Wörtern wird ein n eingefügt: Antak = attaque (Krankheitsanfall), antachieren = attaquer (angreifen), antrapieren = attraper (antreffen), anmären = amarrer (anbinden, verankern). Für dieses Einschiebsel bildet offenbar das deutsche mit an zusammengesetzte Wort den erklärenden Hintergrund. Das Fremdwort lehnt sich an das Deutsche auch sonst in zahlreichen Fällen an, es wird wenigstens zum Teil als deutsch aufgefaßt. Von angaschieren, sich freiwillig zum Militär stellen, wird in der Vergangenheit gesagt: er hat sich an lon gaschiern, wobei deutlich die erste Silbe als das deutsche an aufgefaßt und daher vom übrigen Worte getrennt ist. Wenn neben amüsiere auch sich veramüsiere üblich ist, so klingt dies an sich vergnügen an. Allerdings liebt das Elsässische Zusammensetzung mit der Vorsilbe ver (an Stelle von zer), namentlich bei den Lehnwörtern (verruiniere, sich verexküssiere, verschameriere und anderes

Digitized by Google

mehr), aber auch sonst wirkt das Deutsche auf Fremdwörter ein. So wurde aus französisch **oblong** oblang (länglich oval), aus **aide de camp** Edagang, einer, der für einen anderen einen Gang tut. Falliment bedeutet nicht nur Bankerott, sondern wird unter Anlehnung an fallen scherzweise auch vom Fall oder Sturz einer Mauer, eines Eierkorbes gesagt. Man sieht, wie sich auch den Fremdwörtern gegenüber die Neigung der Elsässer zu Wortspielen bewährt. Die Straßenbahn, **tramway**, heißt scherzhaft Trampelkist (vergl. Käskist, vom Postwagen, in dem die Reisenden dicht beisammen sitzen). Wenn eine Gassenstreiferin Gasseroll heißt, so liegt ein Wortspiel mit Gasse und rollen vor, zu dem das französische Casserolle veranlaßte, das sonst wie bei uns einen Kochtopf mit Stiel bezeichnet. Die **commère**, die Geschenke mitbringende Gevatterin wird zu einem Wortspiel verwendet in der Redensart: Kumm her, bring mir nix (von jemand, der wider Erwarten nichts schenkt). Aber auch ohne die Absicht, Witze zu machen, sucht der Elsässer für französische Worte deutschen Anklang. So wird **canapé** zu Kanapet mit Anlehnung an Bett. Schandlichter sind ganz gute Talglichter oder Stearinkerzen, das Wort ist eine Eindeutschung aus **chandelle** = Schandel, Licht. Die **Laterna magica** wird zur Laternenmaschin, **calorifère** zu Kanónifer, ja zu Kanonenpferd: damit wird der Feuerungs- und Trockenraum für den Hopfen bezeichnet, zugleich aber auch das völlige Schwinden des Bewußtseins bekundet, daß eigentlich ein französisches Wort vorliegt. So wird man auch die Bedeutung von Lafete = Mund mit dem Anklang an lafere = schwatzen, albern reden erklären dürfen, ebenso auch, daß der Name Lafayette die Bezeichnung für einen dummen Menschen wurde. Einen großen und mageren Menschen nennt man einen Holofernes, doch wohl nur, weil man dabei an hohl denkt. Des Deutschen ist eben ein Elsässer so mächtig, daß er auch am Fremdausdruck Deutsches sucht oder doch durch Anlehnung an Deutsches sich zu erklären und anzupassen strebt. Ein Schimpfwort, welches die elsässischen Soldaten aus dem französischen Kriegsdienste mit heimbrachten, ist Jean foutre = Dummkopf, Lumpenkerl; daraus wurde im Elsaß Schafuter mit deutlicher Beziehung auf Schaf(euter), obwohl man auch dort den Namen Schang kannte und aus dem foutre ein Zeitwort futteren = polternd fluchen ableitete.[1]) Daß

[1]) Andern Ursprunges ist (das oberlausitzische) futtern = schimpfen, fluchen (vergleiche Grimms Wörterbuch).

Digitized by Google

man Fluchwörter so entstellte, daß weder das französische Grundwort noch überhaupt ein Sinn zu erkennen ist, das erklärt sich ja durch das Bestreben, der Sündenschuld des Fluchens auszuweichen,[1]) für alle anderen Verstümmelungen aber läßt sich kein derartiger Grund ausfindig machen, da ist lediglich der Drang wirksam, dem Fremden und Unverständlichen einen deutschen Klang zu geben. Wird doch sogar nom (de dieu) zu potz (münevierzig, vergl. potz tausend). Besonders gern werden die Fremdwörter mit deutschen Bildungssilben versehen, so daß die Hyazinthe als Huezinkel, die Sauce als Sasel, Flageolet als Fläschenetle, die Stachelbeere groseille als Grusele erscheinen. Vom französischen lâche = feig bildet man Laschele = Feigling, von amadis das Amadisle, eine Art Handschuh (Pulswärmer), von corniehu, die eingemachte Gurke, Gornischüngle, ja davon wieder das Zeitwort vergornischüngle, d. h. durchprügeln. Auch die Fremdwörter erliegen der das Süddeutsche so traulich machenden Verkleinerung.

Ein Kind, das im Hause befiehlt, heißt Otoritätel (von autorité), ein Mensch von alberner Umständlichkeit, der sich auf lächerliche Weise mit Kleinigkeiten aufhält, ist ein Anabadätscherle — dazu hat es der Anabaptist im Elsaß gebracht. Wie unbedenklich deutsche Sprachformen an französische Worte gefügt werden, zeigt die ausweichende Antwort auf die Frage „Was hest do drin?" „Eps Gelkschosigs": eps ist verkürzt etwas, also dasselbe wie das französische quelque chose, und daran ist die deutsche Endung gehängt. Ein Ofen aus unechtem Porzellan heißt ein faiangsiger Ofen; wo würde man in Altdeutschland Fayence so rücksichtslos behandeln? Aus confiture macht der Elsässer eine Figur mit der Bedeutung Konfekt z. B. Himbeerfigur. Der Herr Pfarrvikar wird liebkosend Rabbénele genannt, das ist die Verkleinerung von Herr Abbé, was als ein Wort behandelt wird; dr Herr Labé beweist vollends, daß man vom französischen Lautbestand le abbé keine Ahnung hat. Umgekehrt faßt man im Diakonissenhaus die erste Silbe als Artikel, läßt sie daher weg und spricht (in Straßburg) vom Akenesenhuß. Auch die

[1]) Z. B. nundidje, nundebibbele für nom de dieu, Kridebie aus sacré (dieu) und nom de dieu, Nundafuter für nom de foutre. So werden, wie überall in Deutschland, auch deutsche Fluchformen sinnlos entstellt (verflixt, verfluemt, Gottstrofmi, Gottstrolmi, Gott Strotzburg, Gottverdori(a), Gottverdonia = verleidonia, Goferdeckele 2c.), sogar unter Verwendung französischen Klanges, wie hock vor ammi.

Digitized by Google

Tamariske wird des vermeintlichen Artikels beraubt und erscheint als Ameriske. So zeigt der Elsässer gerade den Fremdausdrücken gegenüber sein Deutschtum, er verfährt auf seine Art mit ihnen und hält in dem Bestreben, ihnen einen verständlichen Sinn zu geben, ihren Lautbestand keineswegs für unantastbar, ja, er treibt vielleicht gar seinen Spott mit ihnen, so wenn sich jemand durchdrängen will mit der Bitte „exküse", das ist excusez, da ruft man ihm nach: „Sechs Küfüeß und e par Ochsefüß."

Und ebensowenig wie dem Elsässer die Form der Fremdworte heilig ist, kehrt er sich an die Bedeutung, die sie in ihrer Heimat haben, er geht in ihrer Anwendung seinen eigenen Weg.

Wie im Elsaß die Idee männliches Geschlecht annimmt, so wird die abstrakte Finesse zu einem Fineß, das ist ein schlauer, durchtriebener Mensch. Liberté bedeutet munteres Treiben, Lustigkeit. Attake ist ein Anfall von Tobsucht, Epilepsie. Interessant heißt einträglich, ein Interessierer ist ein eigennütziger Mensch. Ein authentischer Kerl ist ein tüchtiger, und das Geringste, was man von einem Dienstmädchen verlangt, ist, daß sie „en authentisches Kachelmues koche ka." Kriminalisch bedeutet (wohl mit Anlehnung an grimmig) bösartig, außerordentlich, ungewöhnlich: „s is kriminalisch kalt." Kurjos heißt nicht nur sonderbar, eigentümlich, sondern auch grob, empfindlich, mürrisch, zänkisch. Ein Phantast ist ein störrischer Mensch oder ein Schmeichler.[1]) Phantastig heißt eigensinnig, „e phantastig Ching" ist ein verzärteltes Kind, was wohl zu unterscheiden ist von einem phantästischen, d. h. einem munteren, lustigen. Für phantasieren dagegen ist fable gebräuchlich mit der Bedeutung ungereimtes, sinnloses Zeug schwatzen. Das Wort Humor bezeichnet Angewohnheiten, Manieren. Lura, das ist eigentlich Lyra, bedeutet Freude, ja ein Freudenmahl: in der Ernte halten die Spatzen Lura. Gumpost ist ein gröberes und billigeres Sauerkraut, auch eingemachtes Obst und erst in dritter Linie Dünger. Das Wort Kreatur gilt nur für ein schwaches Wesen, Kataster für eine alte, wunderliche Frau, Kathederle für Gefängnis, Zuchthaus. Sehr sonderbare Ansichten müssen im Elsaß über die Grammatik herrschen: das Umstandswort krammatisch bedeutet quer, ungeschickt (was übrigens auch der Vergleich „wie e

[1]) Dieselbe Bedeutung hat auch der Kalfakter, aber mit üblem Nebensinn: Liebediener, falscher Mensch, Verleumder, daher verkalfaktere = verleumden, anschwärzen. Die Ofenheizer in den Klöstern und Stiften dienten wohl als Spione.

Digitized by Google

Apotheker" ausdrückt), einer geht krammatisch, das Kind liegt krammatisch im Bett. Sogar einen Vokativus kennt der Elsässer als eingebildeten Halbgelehrten oder als schlimmen witzigen Menschen. Da Physik soviel sagt wie Zauberei, Schwarzkunst, so ist der Physikus dasselbe wie bei uns der Pfiffikus, fisiken dagegen heißt eilfertig und nachlässig arbeiten, ein naseweiser Mensch aber ein Phisigunggus.

Wenn in den zuletzt angeführten Fremdworten der Niederschlag einzelner Wissenschaften zu erkennen ist, die im Elsaß hervorragende Vertreter fanden, so hat auch der Handel und Verkehr von seinen elsässischen Beherrschern stark abgefärbt, von den Juden und ihrer Sprache. Da begegnen uns nicht nur allbekannte Worte wie Moos, Kist, pleite, Schmu, kapores, koscher, mauscheln 2c., sondern auch eine große Menge von Wörtern hebräischen Ursprunges, die bei uns kaum gehört werden: so die Münznamen Heier und Jüserle, Keilef der Geizhals, Gannef der Dieb, Gáfe der Hochmut, kozem reich, kochem gescheit und vieles andere. Dem Elsässer sind diese Wörter leider nicht hebräisch, d. h. unverständlich, doch tritt uns zur Entschädigung in seinem Erwerbsleben so manches gute deutsche Wort entgegen, wo wir meist fremde Ausdrücke verwenden. Für manchen könnten wir einen elsässischen übernehmen, z. B. Fach für Liter, Fächle für das Halblitermaß, Gfächt für die Gesamtheit der Hohlmaße, die ein Wirt führen muß. Statt einer Portion könnten wir einen Ims verlangen, denn Immes, eigentlich Imbiß, ist, was auf einmal gegessen wird, eine Mahlzeit. So spricht man von einem Henkerims sowohl wie von e Ims Herdäpfel, das ist eine Portion Kartoffeln. Auch Kochet ist üblich (zur Bezeichnung einer Kochportion für eine Familie). Statt Prosit! ruft man sich zu: 's gilt! Für erstklassig sagt der Elsässer gattig, z. B. e gattiger Herbst, eine reichliche Weinlese (gegenüber mittelgattig und ungattig, d. i. ungezogen). Außer Kurs gesetzte Münzen heißen im Elsaß ungäng, das Gegenteil von gäng und gäbe. Die Konditorei vertritt der Zuckerladen, in Straßburg ist noch eine alte Bezeichnung für den Konditor in der Fladergasse erhalten; daß Fladen eigentlich nur Brotschnitte sind, tut den Erzeugnissen des Fladerers keinen Eintrag. Der Gelust ist dasselbe wie der Appetit, wer diesen hat, ist ässig; letzteres Wort bedeutet auch appetitlich, während unässig oder kurässig den im Essen Wählerischen bezeichnen. Statt in Pension gibt man sich in d' Kost. Will man mit der Bahn fahren, so bedarf es keines Billets, ein Zettel tut's auch (z. B. för uf Mülhuse oder Zawern).

Digitized by Google

Beim Umzug ersetzt der Wandelwajen den Möbelwagen. Eine Feuerversicherung nehmen wir nicht beim Agenten auf, sondern beim Brandkässler, statt einer Petition richten wir ein Begehren an die Behörde. Für die Worte Klausel und Depositum waren wenigstens früher die Ausdrücke Anhang und Hinterlag gebräuchlich, für Bankerott und Auktion noch jetzt Lumpes und Gant. Da bei einer Zwangsversteigerung drei Lichter brennen, so heißt sie Liechtlegant. Das Petroleum führt die Namen Gasöl, Lampenöl, Steinöl, Stinkolerich. Als Blumenvase verwendet man eine Blumenkrusel oder Strußkachel. Die Gardine ersetzt ein Fenstertüchl, die am Bett ein Umhang. Der Zylinderhut ist der Hochhuet oder Kirchhuet, der zweispitzige chapeau à la claque heißt Klapphuet, Stülphut oder Schiffhut. Die Kanonenstiefel nennt man Füreimer (Feuereimer). Als Medaillon genügt ein Anhenkerle. Die Photographie auch eines Nichtheiligen heißt Helgle, sich photographieren lassen Helgle mole lasse. Für Karikatur gebrauchte man früher Schmachkarte. Ein Almosen ist ein Opfer, man spendet es dem Jaügeri, d. h. Vagabunden, der von jägere = herumlaufen seinen Namen hat. Der Satz „'s is e Umgang inger de Kingern" meint eine Epidemie, sonst bedeutet Umgang dasselbe wie Krüzgang, nämlich Prozession. Januar ist durchaus unvolkstümlich, dafür ist Jänner üblich (vergl. Hornung). Wen man nicht zu rekognoszieren vermag, den kann man nit heimstellen. Ein überstudierter Pedant ist ein überhirnter Eigentlicher. Überraschend einfach sind die Benennungen für manche technische Dinge, so Kächele oder Häfele für die Isolatoren der Telegraphenstangen; als Destillierapparat für den Obstbranntwein dient einfach der Brennkessel. Was wir hermetisch verschlossen nennen, ist im Elsaß gehäb, was elastisch ist, födert. Drainieren heißt fürchen oder gräble, okulieren äuglen, auch impfen, ein Wort, das uns an Gottfried von Straßburg erinnert, der das erste ris impfte in tiutscher zunge (Heinrich v. Veldeke).

So treu aber auch die elsässische Mundart an zum Teil uralten deutschen Bezeichnungen festhält, so verschließt sie sich doch nicht der Einwirkung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Sagte man früher allgemein Budäll, so gewinnt in neurer Zeit das Wort Flasche Boden. (Älter ist Gutter, z. B. Schnapsgutter). Auch das Wort Halle ist aus der Schriftsprache eingedrungen, Grüenshalle bedeutet Gemüsemarkt. Mit neuer Bedeutung ist aus dem Hochdeutschen der Pantoffelheld entlehnt: einer, der lieber in Pantoffeln herumläuft, als daß er arbeitet, ein Pralhans. Aus dem hochdeutschen stammt die Redensart „dürr wie

Digitized by Google

ne Jagdhund". Das von Goethe besonders geliebte hochdeutsche Wort gelassen ist in der Bedeutung sanft entlehnt: „'s is e gelassener Mann, mr kann mit ihm reden." Daneben ist schon immer die mundartliche Form gelon vorhanden gewesen. Neben der Form nüber gibt es auch die schriftdeutsche Form hinüber in der Wendung hinübergehn = sterben. Eine Lehrerin heißt Fräulein. Jüngere Leute gebrauchen fertig an Stelle von ferig. Hier zeigt sich bereits die Wirkung der deutschen Schule. Daß diese neben ihrer segensreichen Tätigkeit nicht auch eine der uralten Mundart verderbliche ausübe, dafür wird hoffentlich die Heimatliebe der elsässischen Lehrer zu sorgen wissen, die gerade für das Wörterbuch der elsässischen Mundarten ihre Kraft eingesetzt haben. Durchaus berechtigt ist auch die Hoffnung, daß die ursprüngliche Kraft des Volkstumes, die sich von außen nicht mehr gehemmt sieht, sich weiter stärken und gedeihlich entwickeln werde in unmittelbarer Fühlung mit dem Leben des großen Ganzen, dem das Land kraft uralter innerer Verwandtschaft zugehört. Wenn es hierfür noch eines Beweises bedurfte, so ist er durch das Wörterbuch der elsässischen Mundarten gegeben: das meiste, was es uns darbietet, erscheint uns keineswegs fremd, es erweckt im Gegenteil durch seinen Anklang an Erscheinungen unserer Mundart, durch die Erinnerung an vieles, was auch im Leben unserer Heimat eine Rolle spielt, das freudige Bewußtsein, daß der überrheinische Zweig des deutschen Sprachbaumes kerndeutsch geblieben ist,

„Deutsch sein Gebet, die Sitten,
Deutsch tönt der Name trauter Klang,
Deutsch Sprach' und Herz — ob welscher Zwang
Dagegen lang gestritten."

Digitized by Google

VIII.

Volkstümliche Wortspiele.

Teilweise in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 14 (1900), S. 280 ff.

In einem anziehenden Buche hat Polle dargetan, wie das Volk sprachlich denkt. Eine Menge Redensarten beweisen nicht nur die dem Gebildeten meist abgehende Fähigkeit, anschaulich zu reden, die Worte beim Worte zu nehmen, sondern auch einen köstlichen Mutterwitz, der sich nicht bloß in Kalauern ergeht, wie sie der Gebildete künstlich erfindet.

Das volkstümliche Schrifttum des 17. Jahrhundert weist kaum so frostige Witze auf wie Harsdörfers Gesprächsspiele: „So möchte man sagen: ein Müller were in die Weisheit verselbstet"; vergl. 1, 15, 5 und 2, 394: „sie ist Weiß genug für eine Müllers Tochter." „Mein Degen ist ein Überwinder alles, dessen er sich unterwindet" (2, 395). „Man muß das Beste und nicht das Böste darzu reden" (2, 409). Wekherlin (Paragraphen 1791, 2, 61) bildet jedenfalls auf Grund von: das Ei will klüger sein als die Henne, den schon künstlicheren Witz „Was wäre der Topf dem Töpfer gegenüber!" vergl. Heine: Das ist als ob der Topf klüger sein wollt' als der Töpfer (Werke, Hamburg 1884, 1, 3, 224). Auch die Frage: „Wer ist dümmer? Schaf oder Schäfer? — Der Schäfer, er ist der Komparativ von Schaf" legt mehr Zeugnis von Schulung ab, als von ursprünglichem Sprachwitz. Dieser weiß sich nicht nur den Gleichklang der Wörter zu nutze zu machen, z. B. in den Wendungen „Holz heißt: hol's!" „Der — ist Wagenschmiere" (gebraucht, wenn jemand von einem Dritten spricht und statt seines Namens das hinweisende Der setzt); „nieseln (fein regnen) kann's, wenn's nur

Digitized by Google

nicht nöselt" (mit Kannen gießt), sondern auch die verschiedene Bedeutung eines und desselben Wortes. Das führt zu Scherzfragen wie: Wer zieht alles in die Länge? Der Seiler. Was für eine Behörde ist die Kartoffel? Ein Stadt- und Landgericht. (Aus der Grafschaft Ruppin, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 3, 74, vergl. S. 75: Wenn der Spargel schießt und die Bäume ausschlagen, ist's gefährlich im Garten); welche Ähnlichkeit besteht zwischen einem Advokaten und einem Wagenrad? Sie müssen beide geschmiert werden. (Aus dem Bergischen, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 3, 298). Was ist der Unterschied zwischen einem Prahler und einem Schneider? Jener schneidet auf, dieser schneidet zu. — Der Unterschied zwischen einem Reisenden und einem Stubenmädchen? Jener kehrt ein, diese kehrt aus. Auch die sogenannten Beispielsprichwörter bedienen sich vielfach der witzigen Überraschung, die der Gegensatz von geistiger und sinnlicher Bedeutung von Wörtern und Redensarten erzeugt. Daraus mache ich mir kein Gewissen, sagt der Schneider, aber ein Paar Hosen. — Das hat keine Schwierigkeit, sagte der Bäcker, als er das Brot zu leicht machte. — Es geht alles nach meinem Kopfe, sagte der Mann, da warf die Frau den Pantoffel nach ihm. (Aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts ist die Form überliefert: Jenes Weib sagte zu ihrem Manne: es muß doch alles nach meinem Kopfe gehen. Da warf ihr der Mann Schüssel und Teller nach dem Kopf. Weimarisches Jahrbuch 3, 228.)

Eine besondre Vorliebe für das Spiel mit dem Gleichklang verschiedener Wörter sowie mit der sinnlichen und übertragenen Bedeutung der Wörter legen die Alemannen an den Tag; zu den elsässischen Redewendungen, die S. 177 f. zusammengestellt wurden, füge ich noch aus Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus 2, 483: Im Kemptischen singen um Martini die Zeisle (Zeisige), d. h. da gehen die Zinsen ein, Zeis ist auch die Aussprache von Zīs, wie feif von fif (= 5); 2, 672: es ist it übel, aber wenn a's lang āsieht, wirds uim übel; 2, 669: er ist verrībe wie's Tier underm Schwanz; 2, 667: er ist fauler als der Gänsmist (oder Schafmist), der verfellt underm Lō. Diese Redensart zeigt deutlich den ursprünglichen Doppelsinn unsres schriftdeutschen stinkfaul, einer Abkürzung aus: er ist so faul, daß er stinkt.

Nicht minder als der Süddeutsche gefällt sich der Niederdeutsche in derartigen Wortspielen. In Ostfriesland heißt es: elk hed sin

Digitized by Google

krüs, man de Müller hed dat grötste (nämlich die ein Kreuz bildenden Windmühlenflügel, s. Dirksen, Ostfriesische Sprichwörter 1, 19 Nr. 40), dort ißt man sogar Brüggen (= Brücke und Butterstulle), läuft man up Mühlen (= M. und Pantoffeln) und hat man Schapen in de Taske (= Schafe und eine Münze), s. Kern und Willms, Ostfriesland wie es denkt und spricht, Nr. 71. Die daselbst Nr. 699 verzeichnete Redensart: „De sük to musig maakt, de frett de Katt" ist auch anderwärts üblich und läßt noch andre Deutung zu als die dort angegebene: wer sich durch Verstellung, Heuchelei, Achselträgerei retten wollte, brachte sich erst recht in die Klemme; sich mausig machen heißt auch vorwitzig, frech sein, wie die andre Redensart sich grün machen, die ähnlich verwendet wird: „der Herr mache sich nicht zu grün, sonst fressen ihn die Ziegen" (so schon 1660 in Greflingers Komplimentierbüchlein und in Hunolds Satirischem Roman 1706, S. 60, vergl. Rachels 9. Satire, Bremen 1707, S. 152: Macht euch doch frey grün, daß euch die Ziegen abfressen). In Mecklenburg gehen die Scherzfragen um: Wer spreckt am mihrsten hooch? Antwort: der Türmer. (Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, 580; vergl. 629 und 658). Wer hett den grötsten Staat in Deutschland? De frugenslüd (Nr. 589). Wat is dat Jungst Gericht? En Vörvirtel von 'n nuchtern Kalf (Lamm, Nr. 609). Wat is snurrig? Wenn een Snurrer bi'n annern snurrt. Wenn een snurrig Snurrer mit 'n snurrigen Snurrbüdel von 'n annern snurrigen Snurrbüdel wat snurrigs snurrt (Nr. 152; vergl. noch 558—561, 565, 905—950).

Am meisten verbreitet sind mitteldeutsche Wortspiele dieser Art, manche lassen sich schon aus älterer Zeit nachweisen. „Er hat Einfälle wie ein altes Haus" lautet im Alamodisch-Technologischen Interim 1675 S. 19 etwas derber: Er hörete meine, eines alten Kackhauses gleiche Einfälle. Vergl. daselbst S. 261: ein grillischer Bücher-Verschlucker, der den Kopf so voll gelehrter Einfälle als ein alter Kornboden Schnacken hat). In Weißes Überflüssigen Gedichten 1701, S. 255 sagt Pickelhäring wohl im Anschluß an diese Redensart: „Mein rath-hauß ist eingefallen" (ich weiß keinen Rat). Ein Volksrätsel lautet:

Mitten in der Nacht
Da fiel mir etwas ein;
Da liefen mehr' tausend,
Die hatten kein Bein —

Digitized by Google

die Lösung ist: einem Bauern fiel in der Nacht der Kartoffelhaufen ein (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 3, 297).

Die Redensart „ausreißen wie Schafleder" wird deutlich gemacht in dem angeführten Buche vom Jahre 1675 S. 143: junge Weiber, die etwas mürb Schaffen-Leder, so gern außreisset, haben sollen.[1])

„Jemanden anranzen oder anfahren wie die Sau den Sack" (Philipp, Die Zwickauer Mundart S. 77) verzeichnet schon Martini, Gelehrter Teutschen Redner Schatz, Stettin 1704, S. 177. Wer dies tut, ist grob wie Sackdrillig, von grobem Hanfe oder sackgrob. Von einem solchen sagt schon Simon Rot unter dem Worte Mores: Wo hast Mores gelernt? Zu Hof hinter der Tür. Ein listiger, „durchtriebener" Mensch ist „verschmitzt wie eine Fuhrmannspeitsche[2]) und wie ein Juden würffel auf allen seiten abgeecket" (Sommer, Emplastrum Cornelianum 1609, E_6, 38. Historie; vergl. Rastbüchlein 1558 Nr. 22: in aller schalckheit abgerieben wie ein Burgkhawser würffel); Jul. von Voß schreibt ähnlich: „Voll Kniffe ist er wie mein Sonntagshaubenstrich" (Possen und Marionettenspiele, Berlin 1816, S. 143 Märchen von der Tonne). Schon bei Plautus (Epid. 3, 2, 35) findet sich: Vorsatior es, quam rota figularis, durchtriebener als eine Töpferscheibe. „Er ist ein bewanderter Gesell, ein mal zu Marckt, zwei mal zur Mühlen" (Lange, Adagia 316) hat lediglich ironischen Sinn (in hominem delicatum et ad labores ferendos inhabilem), ebenso: „er hat einen anschlägigen Kopf, wenn er die Treppen hinunterfällt" (Gryphius, Peter Squentz).[3]) — Etwas ist so hart, daß es „vor dem Kaiser nicht

---

[1]) Vergl. Visirlicher Exorcist 1675 S. 2: „Chrisilla Mürbepeltz, welcher Ehre von schwachem Schaffenleder zugerichtet, darum sie auch gern ausreisset und von andern zugeflicket sein will." Gaukeltasche 1673, S. 6: wenn es Schafen-Leder wäre, da gibt es sich wohl (= es gibt nach).

[2]) Vergl. Picander (Henrici), Gedichte 2, 545:

„Die Schmitzen ließ man da von seidnen Schnuren machen,
Damit der Peitschen Knall noch heller möge krachen."

[3]) Im Erzgebirge noch ergänzt durch den Nachsatz: verfehlt er keene Stufe. — Derbe Ironie liegt in der Allgäuer Redensart: Er hat an Stolz wie Königs Nachtstuhl. — Erlaubt sei aus Hans Sachs Schwänken 285, 76 (Goetze) anzuführen: „Ein schaiß ist nur farende hab," und aus dem Erzgebirge: der is beschisn wie a kalwrstrick.

Digitized by Google

weicht" (= zurückweicht und weich wird, Bertesius, Hiob 1600, G 7 b). „Die armen Creaturen haben die Bienen verkaufft, daß sie selber schwärmen" (= dummes Zeug reden, Bredelo, Poetischer Tisch 1682, A 8 b).

„Und wenns umb und umb kömpt, so heißt's mit eurer Predigt: Parturiunt montes etc. Und gehet manchmal aus wie eine Bader-Funtzel" (ausgehen = enden und auslöschen), Gaukeltasche 1673, S. 59.

Bei Hans Sachs, Fastnachtsspiele 80, 174, antwortet ein Bauer auf die Frage, ob er lesen könne, „ich kan nur schlehen von hecken lesen," und im Sprichwort heißt es: Er kann nichts lesen als Linsen und Erbsen. Wer nicht lesen kann, muß Butten tragen (Körte 4752, vergl. ein ähnliches vulgäres Wortspiel mit legere bei Otto, die Sprichwörter der Römer S. 188, Nr. 927).

Holteis Onkel pflegte in Hinsicht auf das Trinken zu sagen: „Ich kann es tun, ich kann es auch lassen", verstand aber unter lassen soviel wie unterbringen, beherbergen (Holtei, Vierzig Jahre 2, 13).

In dem Vorspiel von Le Mangs „Wohltäter" 1900 S. XXVI erzählt ein Förster, ihm sei ein Eichkätzchen in den Mund gelaufen, und er habe es durch kein Mittel wieder herausbringen können; da gibt ihm einer den Rat: „Gehn Se zum Schandarme, där bringt doch alles raus!"

Dieser Witz erscheint insofern nicht recht volkstümlich, als hier die sinnliche Bedeutung die Grundlage bildet, während sie sonst der abstrakten gegenübergestellt wird.[1]) Zweifellos echt sind (erzgebirgische) Vergleiche wie: helle wie Wachs (elsässisch: der is hell wie e Newl, wie e Knöpflsupp[2]), zusammenfahren wie saure Milch, er ist kurz angebunden wie ne Leberwurst, gerihrt wie Äppelmus; 's is rihrend, wenn mr dran wackelt; abgefeimter als Kernessig (Feim ist der Schaum, abgefeimt also eigentlich abgeschäumt, vergl. Abschaum und crème, die oberdeutsche Form für Feim ist Faum).

---

[1]) Umgekehrt ist das Verhältnis der Begriffe auch in dem „Dichter"worte: „Die nackte Wahrheit wird verjagt, im Anzug ist die Lüge," während die „Fliegenden Blätter" dem Volkswitze entsprechender einmal sagten: Der Pessimist verkörpert den Ernst des Lebens, der Humorist den August.

[2]) Solche ironische Vergleichung bietet auch die Redensart: das paßt (reimt sich), wie die Faust aufs Auge, vergl. Bredelo, Poetischer Tisch, A und B, S. A4: Die reimen sich ja als sechs Finger in einem Handschuh.

Digitized by Google

Eine vom Elsaß bis nach Schlesien verbreitete Redensart möchte ich zur Erklärung von Goethes Zahmem Xenion 4, 216 heranziehen: Wer's besser weiß, der mag es glauben. Dazu vergleicht Löper III, 172 den „Trumpf" des anderen V, 265: „Wer es etwas besser weiß, der mag's wo anders holen." Eine Erklärung gibt diese Zeile freilich nicht für die Worte „Wer's besser weiß, der mag es glauben", die nur dann einen Sinn haben, wenn das zweite „es" als Vertreter des Besseren verstanden wird. Das stimmt freilich nicht zu dem Adverb besser. Ehe ich auf diese Zeile das Xenion IV, 236 anwende, möchte ich eine Erklärung suchen mit Hilfe des Wortspieles; „Willst du das nicht klêben, so kannst du's mauern oder pappen", in älterer Form: „wolt ihr's nicht kleiben, so mögt ihr mauren" (Weiße, Überflüssige Gedichte 1701, S. 201, vergleiche Deutsches Wörterbuch V, 1067), bei Harsdörfer, Gesprechspiele 2, 394: „Wilt du es nicht glauben, so maure es", und vogtländisch bei Riedel, Duhm br uns S. 68: „Wenn ersch net glaam wött, do könnt ersch enk meiern loßen."

Der eigentliche Witz beruht auf dem md. Gleichklang von kleiben und gläuben, die in der Formel „wolt ihr's nicht gläuben, so müßt ihr's kleiben" (Wörterbuch der elsässischen Mundart S. 255: Wolt ihrs nicht gläuben, so klebt es, si vous ne le croyez, charbonnez le) einander gegenübergestellt den Sinn ergeben: wenn ihr's nicht glauben wollt, so haltet es anders damit. In Waldheim heißt es: Wenn du's nicht glaubst, da klebst du's (auch: da wirst du angepappt). Das Kleiben, wovon das Kleib- oder Klebwerk sich herleitet[1]),

[1]) Vergl. Zeitschrift für den deutschen Unterricht 12, 608. Zu kleben (mittelhochdeutsch klîben) gibt es das Kausativ bekleiben, welches öfters vorkommt im Sinne von anhaften, einwurzeln bei J. U. König (Gedichte 1745, S. 68, 177, 504). Weiße, Überflüssige Gedichte 1701, S. 263: ich will mich bemühen, zu erweisen, daß die teutsche Treu auch in fremden Grund und Boden bekleiben kan, Picander, (Henrici) 2, 496:

So muß die Ehe wohl bekleiben,
Wenn sie die Liebe selber gründt;

4, 100: Zeiget durch das Lieben
Daß auch bei Euch das Wort beklieben:
Seyd fruchtbar und vermehret Euch!

und Goethe, Invektiven: Der neue Alcinous 1, 21 f.:

Ob sie alle (die Lebensbaumstämme) frischbekleiben,
Wird sich finden; wenn sie dorren,
Werd ich neue Stücke schreiben.

Digitized by Google

läßt das gläuben so auffassen, als ob es auch eine Art des Bauens bezeichnete. Da nun für die elsässische und mitteldeutsche Aussprache glauben und kleiben zusammenfällt, kann Goethe (vergl. Goethe-Jahrbuch 16, 35) mit der Form glauben das kleiben unserer Redensart gemeint haben, zumal „wer's besser weiß" nur eine Abänderung von „wer's nicht glaubt" darstellt. Die Zeile sagt also: wer meine Überzeugung nicht teilt, wer das nicht glaubt, was ich glaube, der mag es anders halten.

Digitized by Google

IX.

Schmückende Beiwörter.

Montagsbeilage des Dresdner Anzeigers 1902, Nr. 21.

Dasjenige Gebiet der Lehre vom Stil, welches schon Kindern eingeübt wird, umfaßt die schmückenden Beiwörter, und der gelehrte Fachausdruck dafür, Epitheton ornans, pflegt der einzige zu sein, den ehemalige Schüler der Gymnasien aus dem allgemeinen Schwund ihrer rhetorisch-stilistischen Schulgelehrsamkeit sich noch gerettet haben. Schon in der Volksschule wird darauf gehalten, daß in Erzählungen und Schilderungen die Hauptwörter nicht ohne Begleitung von Eigenschaftswörtern auftreten, daß man also nicht bloß von einer Hütte spricht, sondern von einer niederen Hütte und nicht von einem Dache dieser niederen Hütte, sondern von einem bemoosten Dache, auch nicht schlechtweg von einem Landmann in ihr, sondern von einem zufriedenen (in neuerer Zeit vielleicht von einem notleidenden). Daß dem Schüler noch in Quarta das Finden solcher Beiwörter nicht leicht, ja zu einer Qual wurde, darauf besinnt sich der Primaner kaum noch, der in der Tanzstunde durch fein angebrachte spöttische Beiwörter Eindruck zu machen weiß. In jedem Beiworte liegt ein Urteil: durch ein ironisch gemeintes schön oder famos erheben sich auch Geister, die sonst nicht durch Urteilskraft glänzen, über die sie umgebende mangelhafte Welt. Aber auch ohne satirischen Beigeschmack sind die Beiwörter geeignet, dem, der sie gebraucht, den Schein einer höheren Bildung zu geben. Setzen sie doch Kenntnis des Gegenstandes voraus, dem sie sich beigesellen, mag man sein Wesen bezeichnen wollen oder auf einen Redeschmuck bedacht sein. Schmückende Beiwörter dienen nicht der Zierde der betreffenden Sache, sie können auch häßliche Eigenschaften bezeichnen (die dickbäuchige Spinne, die giftgeschwollene Kröte ꝛc.), geschmückt wird durch sie die Rede, der sie einen höheren Schwung, ja etwas Dichterisches verleihen. Aus diesem Grunde eignen sie sich aber

Digitized by Google

nicht für die wissenschaftliche Darstellung; da sie gewisse den Dingen zukommende Eigenschaften vor die Phantasie bringen, wird die Rede zwar anschaulicher und eindrucksvoller, aber auch breiter, und dem Verstande, der von jeder Anschauung absieht und mit kahlen Begriffen am schnellsten arbeitet, erscheinen Beiwörter, die nicht der Unterscheidung dienen, sondern lediglich die Einbildungskraft in Tätigkeit setzen, nicht nur überflüssig, sondern sogar störend. Auch im gewöhnlichen Gespräch werden wir von schmückendem Beiwerk absehen, falls wir nicht ein scherzhaftes Pathos entfalten wollen; wir gehen im Sommer nicht an die wogende See, sondern einfach an die See — während man dies sagt, stellt man sich kaum das Meer wirklich vor als eine unendliche, wogende Fläche. Daß man mit den meisten Worten keine Vorstellung verbindet, ist ein Vorteil für den Gedankenaustausch, für die schnelle Vermittlung von Begriffen und Meinungen. Die Sprache kommt diesem Bedürfnis entgegen, insofern die Wörter ihren ursprünglichen Sinn, der ein lebendiges Bild der Sache bot, meist verloren haben und so abgeblaßt sind, daß sie die Vorstellungskraft kaum noch anregen. Wir wissen längst nicht mehr, daß das Wort See so viel wie die Wilde, Wogende oder die Sinkende bedeutet. Wollen wir die Vorstellung davon erzeugen, so müssen wir dem Worte das entsprechende Beiwort geben.

So nützlich also die Neigung der Worte zu abgeblaßter Bedeutung ist, wenn es sich nur um schnelle Gedankenmitteilung handelt, so unvorteilhaft erweist sie sich für die Zwecke der Dichtkunst. Der Dichter spricht seine Gedanken nicht in abstrakter Weise aus, sondern in Form bestimmter, anschaulicher Bilder. Sollen die Vorstellungen, die er in uns erwecken will, so lebhaft werden, daß wir die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, so genügt es nicht, den Gegenstand beim bloßen Namen zu nennen. Dieser ist meist zu farblos, als daß er eine lebhafte Anschauung von einem Gegenstande geben könnte, darum ist es nötig, das Anschauliche, das ursprünglich in den Worten lag, wieder zu erwecken, und eins von den Mitteln, dies zu erreichen, ist das dichterische, das schmückende Beiwort. Nur ein Beispiel sei angeführt:

Drinnen waltet die züchtige Hausfrau
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein.

Digitized by Google

Auch noch aus einem andern Grunde genügt es dem Dichter nicht, einen Gegenstand einfach zu nennen. Wir wir beim wirklichen Anblick der See nicht etwas sehen, was bloß „See" wäre, sondern immer „die See" entweder in ruhigem oder erregtem Zustande, in hellerer oder dunklerer Färbung vor Augen haben, so muß auch der Dichter uns ganz bestimmte Einzelerscheinungen vorführen. Damit wir nicht bloß den Namen einer auftretenden Person hören, sondern ein lebendiges Bild von ihr vor uns zu haben glauben, wird der epische Dichter seinen Helden durch Beiwörter einführen — so gewinnen wir auch im Theater von den auftretenden Personen auf Grund eines hervorstechenden Zuges der Kleidung, des Wuchses ꝛc. ein bestimmtes Bild, woran wir sie bei ihrem Wiederauftreten wieder erkennen.

Aus Homer stellen sich hier ohne weiteres Beispiele ein, wie der blonde Menelaos, die verständige Penelope, der listenreiche Odysseus. Diese Beiwörter nehmen sehr oft auf die augenblickliche Handlung oder Sachlage gar keine Rücksicht, sie kommen der Person oder dem Gegenstande ein für allemal zu als entsprechend seinem dauernden Wesen. Es ist ein Merkmal des Begriffs, dessen dieser auch dann nicht verlustig geht, wenn die augenblickliche Sachlage seine Betätigung nicht erfordert oder sogar in Widerspruch mit ihm steht. Im Nibelungenliede heißt auch der getötete Siegfried noch kühn, auch Hildebrand, wie er vor Hagen flieht und den Rücken mit dem Schilde deckt. Kühn ist eben eine dem Recken schlechtweg zukommende, mit seinem Begriffe untrennbar verbundene Eigenschaft, wie das Merkmal schnell mit dem zu schneller Fahrt bestimmten Schiffe, welches Homer auch dann verwendet, wenn das Schiff ruhig liegt. Das sind die sogenannten stehenden Beiworte, die dem Hauptworte nicht durch den Satzsinn zugeführt werden, sondern eine Eigenschaft bezeichnen, die in dem gegebenen Augenblick vollständig schlummern kann. Sie haben lediglich den Zweck, einen Gegenstand durch ihre Hervorhebung eines Hauptmerkmals lebendiger vor das geistige Auge zu stellen. In russischen Volkssagen heißt die Hand immer weiß, das Mädchen immer schön. Die stehende Verbindung weiße Hand wird auch auf den Mohren übertragen. Eine Frau, die ihren Mann erschlagen will, heißt durchgehend trefflich, ganz wie bei Homer die Freier trotz aller Schandtaten immer wieder untadelig genannt werden.

Hat man sich aber auch durch den Begriff des stehenden Bei-

Digitized by Google

wortes von dem Befremden befreit, mit dem man zunächst so manches Beiwort bei Homer und seinen Nachahmern liest, so reicht er doch noch nicht zur Erklärung aller dichterischen Beiwörter aus. Ich rede hier nicht vom gelben Neide, vom bleichen Schrecken, vom frohen Stern und ähnlichen Fällen, wo das Attribut die Wirkung eines Gegenstandes bezeichnet: wie erklärt sich aber der reiche Gebrauch von Worten wie caeruleus, bläulich, bei römischen Dichtern, oder von golden bei Goethe? Nicht nur das Meer heißt bläulich, sondern auch der Wagen des Neptun, die Pferde des Triton, ja selbst die Meergottheiten, sogar ihr Schweiß; bei Ovid strählen Meernymphen ihre grünen Haare. Eine Anschauung kann doch durch solche Worte nicht bewirkt werden sollen, höchstens die Vorstellung von einer unmittelbaren Verbindung, einer Zugehörigkeit der betreffenden Wesen und Dinge zum Meere. Aber mit der bloßen Folgerichtigkeit, die auf alles, was zum Meere in Beziehung steht, die blaue oder grüne Farbe des Meeres überträgt, wird man sich nicht zufrieden geben, ein so mechanisches Verfahren wird man doch klassischen Dichtern nicht zutrauen. (Wieland gibt allerdings mit ähnlicher Folgerichtigkeit der Morgenröte Rosenhaare und rosenfarbene Stuten). Nachweisbar sind denn auch die grünen Haare nicht von Ovid erfunden, sondern er hat volkstümliche Redewendungen verwertet, die doch schwerlich mit dem Maßstabe rhetorischer Kunststücke zu beurteilen sind. Ich will, um zu ihrer Wertschätzung zu gelangen, ganz von symbolischen Deutungen absehen, wie man sie wohl den jugendlich grünenden Locken in Schillers Braut von Messina widerfahren läßt. Es handelt sich bei diesem Gebrauch der Beiwörter grün und blau ebensowenig um Worte der Anschauung, wie bei golden in dem bekannten goldnen Baum des Lebens, den Mephisto ausdrücklich als grün bezeichnet. Bei klassischen Dichtern treten auch goldene Nereiden, goldene Töchter der Themis und die goldene Nike auf, ganz wie in Herders Volksliedern goldne Mädchen in goldnen Tälern. Ungemein reich ist die Verwendung des Beiwortes golden im indischen Rigweda, ebenso aber auch bei Goethe, der es nicht nur von allem Sonnigen und Lauteren, wie im „goldnen Duft" (Faust), sondern überhaupt als Inbegriff des Wertvollen gebraucht, so zum Beispiel wenn er Iphigenien der Überredung goldne Zunge leiht: alles, was schön, herrlich, wertvoll ist, wird am kürzesten durch golden bezeichnet (vergl. Löper zu Goethes Ged. 1, 308) — aber nicht in unserer Anschauung lebt das Beiwort, sondern in der Schätzung unseres Gefühls. Die

Digitized by Google

Sprache folgt keineswegs immer den Forderungen des Verstandes. Wörter, die scheinbar nur Sinnliches bedeuten, dienen oft nur zum Ausdruck der Stimmung und Empfindung. Die goldene Zunge Iphigeniens fordert ebensowenig zur plastischen Nachbildung aus Gold auf, wie die grünen Haare der Nymphen zur malerischen mit Böcklinschem Meergrün. Durch das Grün und Blau des Meeres werden Stimmungen in uns erzeugt, dieselben Stimmungen werden wir auch den Wesen entgegenbringen, die durch diese Beiwörter unserem Gefühle, nicht unserer Anschauung empfohlen werden; wir betrachten sie wohl mit derselben Empfindung, die das feuchte Weib des Goethischen Fischers in uns hervorruft. Goethe selbst hat es gegen Eckermann ausgesprochen, daß sich Derartiges nicht malen lasse: „Es ist ja in dieser Ballade bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden." Hätte Lessing bereits Goethes Fischer gekannt, so hätte er seine Darlegungen im Laokoon noch ergänzen können.

Aber auch Lessing behauptet nicht, daß es die Dichter immer und lediglich auf Anschaulichkeit abgesehen hätten; so widerspricht ihm auch nicht die Lehre der heutigen Ästhetik, daß es dem Dichter zu tun ist um Gefühlserregung und Gefühlsbefreiung. Diesem Zweck sind die Mittel der Darstellung im einzelnen stillschweigend dienstbar, ohne daß darum die Anschaulichkeit zu leiden braucht. Diejenigen Dichtungen werden wir als die vollendetsten betrachten, in denen die klarste Anschaulichkeit das lebendigste Gefühl hervorbringt. Wie schön wirkt Goethes von der Wirklichkeit befruchtete Phantasie auf unser Gefühl in den herrlichen Versen:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhn
Der Adler ausgebreitet schwebt.

Man wird allerdings Wolfgang Kirchbach beistimmen müssen, wenn er (Gegenwart 1892, Nr. 47) feststellt, daß auch Goethe nicht in allen seinen Dichtungen diese Unwillkürlichkeit im Gebrauche des Beiwortes zeigt, daß zum Beispiel in Egmont, Iphigenie und Tasso eine Neigung auftritt, im Widerspruch mit dem Naturlaut der unbefangenen Rede, die das Drama fordert, die schmückenden Beiworte

Digitized by Google

zu häufen. Wie oft kommen in diesen Dichtungen die Eigenschaftsworte vor: sanft, hold, gelassen, gefällig, zart, golden und vor allem das neuerdings als gänzlich unklar verworfene schön! Natürlich ist ein Goethe geschützt vor dem Vorwurfe leichtfertiger und grundloser Wortfülle, aber wenn Klärchen in größter Angst um Egmont und in der Absicht, die Bürger an ihn zu erinnern, fragt: „Wer würfe sich in dieser bangen Nacht, ehe er sein unruhevolles Bette besteigt, nicht auf die Knie, ihn mit ernstlichem Gebet vom Himmel zu erringen", so sind schwerlich alle die Beiwörter so selbstverständlich und selbsterlebt, wie uns das „schmetternde Lied" der Lerche erscheint. Auch in Egmonts Klage über die Art seines Todes sind nicht alle von ihm gebrauchten Beiworte der Ausdruck seiner seelischen Verfassung. Sie haben ihren Grund auch nicht in der unmittelbaren Anschauung, wie es der Fall ist bei den goldnen Orangen, die im dunklen Laube glühn — man findet sie gesucht, erdacht, rhetorisch. Wenn man vom Schauspieler fordert, daß er so spreche, als ob er die auswendig gelernten Worte erst in der augenblicklichen Erregung seines Gemütes erfinde, so verlangt man auch vom Dichter, daß seine Vergleiche, Metaphern 2c. als Ausdruck der Gemütsstimmung erscheinen, nur dann werden sie auch im Leser die gleiche Erregung wachrufen, im anderen Falle erscheinen sie hohl, unwahr, rhetorisch, kurz als Schönrednerei.

Das aber ist der Vorwurf, den man gegen so manche schriftliche und mündliche Auslassung bei nationalen und anderen Gelegenheiten erheben muß. Wie oft wird da der Ausdruck des Schwunges, der gesteigerten festlichen Stimmung in einem Aufwande von Bildern, in einer Häufung von schmückenden Beiwörtern gesucht, die in keinem Verhältnis zum Gegenstande oder zur wirklichen Stimmung steht: kein Wunder, daß solch rhetorischer Schwulst alle tiefere Wirkung verfehlt; man merkt es den Beiwörtern an, daß sie nicht allesamt innerlich notwendig sind, sondern äußerlich zusammengesucht.

Aber auch wenn dies nicht der Fall ist, muß die gleichmäßig fortlaufende Reihe von Substantiv und Adjektiv und immer wieder Substantiv und Adjektiv ermüden. Wer sich nicht gerade den Vorwurf „plumper Mache" zuziehen will, wird nicht hintereinander schreiben: ein wirtliches Dach, eine gastliche Schwelle, ein rühriger Wirt, ein teures Haupt, ein unverbesserlicher Taugenichts, ein frommer Wunsch, die unwiederbringliche Zeit, die gespannte Erwartung — allen diesen und vielen anderen Verbindungen begegnen wir tagtäglich,

Digitized by Google

gar nicht zu reden von altertümlich gefärbten, wie: eine ehrsame Wittib aus der alten guten Zeit, die den lieben langen Tag ihre liebe Not hat mit allerhand unliebsamen Störungen. Mitunter werden Adjektive nur dadurch vor dem Untergange bewahrt, daß sie als stehende Beiwörter verwandt werden. So wird schnöde kaum noch in anderer Verbindung gebraucht als mit dem Undank, triftig ist allein dem Grunde vorbehalten, und geradezu dankbar müssen wir dem Schurken sein, der allein noch das Wort abgefeimt an sich fesselt. Daß es eigentlich abgeschäumt bedeutet, der abgefeimte Schurke also dem Abschaum gleicht, „ist in den weitesten Kreisen unbekannt". So wird man auch nicht wissen, daß der abgesagte Feind nicht abgesagt worden ist, sondern abgesagt hat, die passive Mittelform also in aktivem Sinne verwendet wird.

Im übrigen hat man freilich keine besondere Veranlassung, solchen feststehenden Verbindungen hold zu sein. Das Gepräge dieser Münzen ist so abgegriffen, daß sie weder für die Anschauung noch für das Gefühl etwas besagen, und selbst leichtverständliche Beiwörter werden heute mehr oder weniger gedankenlos und in einem Umfange verwendet, daß man Hauptwörtern ohne Beiwort kaum noch begegnet. Man kann einen großen Vorrat fertiger Phrasen zusammenstellen aus Festreden und Berichten über sie. (Schon im vorigen Jahrhundert eifert Gottsched in seiner Kritischen Dichtkunst wie in seiner Redekunst gegen die damals üblichen poetischen Sammelbücher, in denen man nach dem Muster des Gradus ad Parnassum schmückende Beiwörter uud andere Zieraten eintrug, um mit ihnen eigene Erzeugnisse zusammenzustoppeln).

Andere als zündende Ansprachen werden kaum noch gehalten, allenfalls heißen sie noch zu Herzen gehend, wenn ein Geistlicher spricht, und wäre es vor leeren Bänken. Dem geschätzten Redner wird stürmischer oder rauschender oder nicht endenwollender Beifall zu teil, schon 1786 folgte einer Schauspielerin warmer Beifall in die Ferne nach (Dresdner Museum 1786, S. 91), ja sogar glänzender Beifall wird gespendet, so unsinnig auch diese Wortverbindung ist. Nicht viel verständlicher wird der spontane Beifall sein und wer hat bei aller abgeschlossenen Bildung eine blasse Ahnung, was frenetischer Beifall bedeutet? Dieser läßt geradezu auf eine Gehirnkrankheit schließen, denn frenetisch heißt eigentlich gehirnwütig. Trotzdem das Gehirn allerhand Blödsinn, noch dazu höheren Blödsinn erzeugt, wird der Menschenverstand

Digitized by Google

ausnahmslos als gesund gerühmt. Das kann man freilich nur mit gemischten Gefühlen hinnehmen, das Denken ist jedenfalls bei solchen Ausdrücken mehr oder weniger außer Dienst gestellt; es gibt eine Menge von Worten, die man nur niederzuschreiben braucht, um sofort auch ein dazu gehöriges Beiwort in der Feder zu haben — alles eigene Denken wird dadurch überflüssig. Äußert jemand eine Meinung, so ist sie unmaßgeblich, trotzdem aber spricht er nur unumstößliche Wahrheiten aus, sein Entschluß ist unabänderlich; Tatsachen lassen sich bei ihm nur nackt sehen, seine Gründe sind immer durchschlagend oder doch triftig. Hat man nur einen Grund zur Verfügung, so heißt er der zureichende. Noch Gellert sagt in seinem „Maler": „Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen", also nicht aus zureichenden, kein Wunder, daß er fortfahren muß: „Und konnt' ihn doch nicht überwinden." Jetzt gehört der ursprünglich philosophische Ausdruck „der zureichende Grund" zum eisernen Bestande der Sprache aller Deutschen, auch der Nichtdenker. (Schon im 18. Jahrhundert tritt er auf; so in Loens kleinen Schriften 1, 31: Der zureichende Grund, ihn bös zu machen, ist bloß allein dieser.) Diese lassen es aber bei so wohlfeiler Art des Gebrauches von Beiwörtern nicht bewenden, sie entfalten vielmehr eine fieberhafte oder wenigstens angestrengte Tätigkeit, beliebte Beiwörter aus an sich nicht fehlerhaften Verbindungen auf Begriffe zu übertragen, zu denen sie wenig oder gar nicht passen. Dem brennenden Verlangen hat sich schon längst die brennende Frage zugesellt, obwohl diese Unsinn ist. Heller Unsinn aber war es, wenn es von der „Kretischen Frage" vor Jahr und Tag in einem Leitartikel hieß, „sie werde brennende Bedeutung erhalten und sich zu einer internationalen auswachsen". (Aus diesen echt fachmännischen Ausdrücken ersah ich zu meiner Freude, daß das Blatt noch von derselben ausgezeichneten Kraft mit politischer Weisheit versehen wurde, die schon 1889 über denselben Gegenstand unter anderem sich folgenden Satz leistete: „War es einmal gelungen, die kretensischen Wirren ein halbes Jahr über Wasser zu halten, dann war ja der vielgesuchte Nagel gefunden, an dem die russische Diplomatie zu jeder Stunde und in beliebiger Ausdehnung hätte die Orientfrage aufrollen können.") Die Kretische Frage ist sicher an allem schuld: sie ist brennend, sie erhält brennende Bedeutung, vielleicht auch noch brennende Folgen. Vorderhand darf sich eine Folge, die nicht weittragend ist, gar nicht sehen lassen, am liebsten aber spricht man von unabsehbaren

Digitized by Google

Folgen. Dagegen heißt es: „In absehbarer Zeit dürfte sich an dem Stande der Dinge nichts ändern", wenn eine Sache als vorläufig abgetan gelten soll. Wird aber doch „Wandel geschaffen", so lag ein längstgefühltes oder ein ebenfalls brennendes Bedürfnis vor, und jeder zollt dem Helfer unauslöschlichen oder wärmsten Dank. Im mündlichen Verkehr sagt man heißen Dank. Ihm ist jedenfalls der warme Lorbeer entsprossen, mit dem ein Schauspieler bei seinem ersten(!) Debüt von dem dichtgefüllten Hause überschüttet wurde.

Daß die Langeweile durchaus tödlich sein muß, kommt vielleicht gerade daher, daß sie nicht tötet, sondern uns in der Schwebe läßt zwischen Sein und Nichtsein.

Es erregt höchstens bei einem Wustmann Aufsehen, und zwar wirklich berechtigtes, wenn unter den Familiennachrichten steht: Heute starb unser unvergeßlicher Gatte, Vater, Oheim ꝛc. Wenn jemand 20 Jahre nach seinem Tode unvergeßlich genannt wird, so hat das einen guten Sinn, mancher ist dann ganz vergessen. Aber einen, der eben die Augen geschlossen hat, dessen Leichnam womöglich noch im Sterbehause liegt, schon als unvergeßlich zu bezeichnen, ist sinnlos. Das Gefühl müßte schon vor der Verwendung dieses Wortes bewahren, denn der unvergeßliche Onkel steht auf einer Stufe mit dem unersetzlichen Verluste, dem unerbittlichen Schicksal und anderen Phrasen. Auch das Beiwort selig wird man nicht von einem erst Verstorbenen gebrauchen; die Nachstellung dieses Wortes, welches formelhaft erstarrt sogar in der Form seliger zu weiblichen Hauptwörtern tritt, kommt jetzt übrigens bloß noch in der Kaffeefirma Zuntz sel. Witwe vor die Augen; mit der Abkürzung sel. weiß man da noch weniger anzufangen, als mit der von weiland. (Es sind die einzigen Fälle, in denen das Attribut nachgestellt wird; nur die Poesie [Röslein rot] und das im Fluche gesteigerte Gefühl [Schlingel infamer, Schuft verdammter] kennen diese Stellung. Ältere Belege für selig in Grimms Wörterbuch X, 528. Dazu **Crusius gramm. graeca** 1562, II, 403: mein vatter selig; Engl. Comöd. hg. von Tittmann, S. 87: wir wollen unsern lieben Herrn Vatern Seligen ehrlich begrüßen lassen. Jul. Voß, Begebenh. einer Marketenderin 1, 110: bei der Mutter seliger. Siegfr. v. Lindenberg 3, 144: Mama seliger. R. Benedix 10, 30: mein Vater selig.)

Bei Geburtsanzeigen handelt es sich um muntere Mädchen und stramme Jungen: wenn sich schon Neugeborene strammer

Digitized by Google

Haltung befleißigen, dann muß natürlich der Einjährige mehr leisten, er muß unbedingt einen schneidigen Eindruck machen; sollen doch manche Väter sogar auf Wickelkinder hinzeigen mit dem Ausruf: „Schneidiger Bengel!“ Daß hier tatsächlich grober Unfug — anderer wird ja überhaupt nicht mehr verübt — mit den Begriffen getrieben wird, ist doch nicht so schwer einzusehen, wie beim wesentlichen Bestandteil und beim unberechtigten Vorurteil: ein Vorurteil ist doch schon an sich unberechtigt, und der Teil, der zum Bestande eines Dinges gehört, macht doch eben sein Wesen aus. Philologen, die sich mit solchen Tüfteleien abgeben und vielleicht gar den integrierenden Bestandteil mit ähnlichen Gründen und, wenn sie dem Deutschen Sprachverein angehören, noch schärfer verurteilen, erfreuen sich der liebenswürdigen Bezeichnungen eingefleischt oder vertrocknet: so berühren sich die Gegensätze. Es sind natürlich diametrale; denn zwischen eingefleischt und vertrocknet besteht eine frappante — Unähnlichkeit. Aber nur der Philolog, ein so origineller Kauz er sein mag, ist imstande, über das homerische Gelächter und den panischen Schrecken aufzuklären, der so gern für einen spanischen gehalten wird. Was man eigentlich unter einem unqualifizierbaren Benehmen versteht, ist kaum zu sagen, doch gibt dieser Ausdruck der Entrüstung einen um so schöneren Anstrich von Überlegenheit, als bis jetzt der Vorwurf des unqualifizierbaren Benehmens noch nicht als Beleidigung verfolgt werden kann. So ist man vor einer exemplarischen Strafe sicher, es liegt kein eklatanter Fall vor, wenn auch durch das unkorrekte (inkommentmäßige) Verhalten des einen das Verhältnis zum andern getrübt ist. Bestehen freilich zwischen Staaten keine freundnachbarlichen Beziehungen mehr, vielleicht infolge flagranter Grenzverletzung, dann liest man in allen Blättern von einer latenten Krisis, die bloß noch akut zu werden braucht, um fundamentale oder vitale Interessen der Völker zu gefährden, wo nicht gar die vitalsten. Die Zeitungsschreiber haben in solchen kritischen Momenten keine Zeit zu der Erwägung, daß vital das bedeutet, was notwendig zum Leben gehört, bei dessen Fehlen das Leben unmöglich ist, daß mithin eine Steigerung dieses Begriffes nicht angeht. Dem Fehler ließe sich leicht ausweichen durch den deutschen Ausdruck: dringendste Bedürfnisse. Ersetzt man doch auch die enthusiastischen Ovationen mehr und mehr durch begeisterte Huldigungen. Die noblen Passionen freilich dürfte man nicht einfach übersetzen: edle Leidenschaften sind

Digitized by Google

mehr, als vornehme Liebhabereien oder Steckenpferde. Gar nicht reden will ich von den Zigarrenlagern, die immer wohlassortiert sind, von den Preisen, die der Verkäufer nicht nur als fest, sondern auch als zivil rühmt, der Käufer aber, und wäre es ein mehrfacher Millionär, exorbitant oder horrend findet.

Sehen wir von fremdartigen und anderen törichten Beiwörtern ab, so ist leider zu sagen, daß der Gebildete eine große Zahl von Ausdrücken, die in den Schriftkästen der Druckereien stereotypisch bereit zu stehen scheinen, vermeiden muß, weil sie von aller Welt zu Tode gehetzt werden. Wer vor aller Welt doch noch etwas voraus haben will, dem kann man vielleicht raten, die Beiwörter selbständig zu verwenden, ohne die Stütze eines Hauptwortes. So wie man jetzt schon von Unaussprechlichen, vom Heurigen redet, wie uns der Freund die Rechte[1]) bietet, die sogar schon wieder eines Beiwortes fähig ist: die biedere Rechte, wie man bei nassem Wetter den Wasserdichten umnimmt oder die Wasserdichten anzieht, so wird man vielleicht einem Arbeiter nur noch die Schwielige zu drücken brauchen sich mit einem Kräftigen zu verabschieden. Doch möchte ich nicht oder raten, jemand eine Schallende „verabreichen". Sollte aber in der Zeitung stehen: Gestern lagerte Undurchdringlicher über der Stadt, wird ja jeder Langjährige wissen, daß es sich um einen starken Nebel handelt, denn dieser ist ja schon seit Jahren als undurchdringlich bezeichnet worden. Sagt man: im Saale herrschte Ägyptische oder Tropische, so wird jeder die unterdrückten Hauptwörter mit Leichtigkeit erraten. Für die Stenographen bieten sich so die erfreulichsten Aussichten (vielleicht könnte auch dies Wort wegfallen): sie brauchen zum Beispiel bloß zu schreiben: Redner kämpft mit Offenem gegen den Überlasteten — Visir und Etat verstehen sich von selbst. Man könnte so in vielen Fällen das Hauptwort beiseite werfen wie eine Ausgequetschte, noch dazu in dem Bewußtsein, daß es Homer auch so gemacht hat mit den Namen seiner Götter, die er durch deren Beinamen (Erderschütterer ꝛc.) ersetzt. Man beweist also sogar seine Klassische, wenn man fortan nur noch Gebrauch macht von den Schmückenden.

[1]) Hier handelt es sich aber ursprünglich ebensowenig um ein schmückendes Beiwort, wie in den Redensarten: den Kürzeren (Halm) ziehen, den Letzten (Schlag) geben, einem ein Volles (Glas) bringen ꝛc.

Digitized by Google

X.

Das Kind und die Sprache.

Sonntagsbeilage des Dresdner Anzeigers 1904, Nr. 28 f.

Wenn von einer Sprache der Kinder geredet werden soll, so bedarf es vor allem einer Klärung der Begriffe. Unsere so reiche Sprache hat nicht die Möglichkeit, die verschiedenen Altersstufen des Kindes durch bestimmte Worte zu bezeichnen. Welcher Abstand trennt den ABC-Schüler vom Wickelkind! Schon dieses verfügt ja über eine Sprache, freilich besteht sie nur in Schreilauten, durch die der Säugling sich nicht nur einen behaglichen Zustand, zum mindesten eine Bewegung verschafft, sondern auch seine inneren Zustände zum Ausdruck bringt. Eine Mutter versteht auch diese Sprache, und aus dem Gekrähle oder Gekreische und Gekakel ihres Kindes hört sie nicht nur seine Gefühle, sondern auch ganze Geschichten heraus. Von anderen Hörern freilich ist ein Verständnis dieser Sprache nicht zu verlangen, für sie ist es überhaupt keine, das Kind ist ihnen völlig infans, der Sprache unfähig, höchstens ein Baby. Aber auch dann kann noch nicht von einer Sprache die Rede sein, wenn an die Stelle der Schreilaute deutlich gegliederte Laute getreten sind, die an sich keinen Sinn enthalten, die lediglich von der Umgebung des Kindes irgend wie gedeutet werden. Selbst wenn ein Kind gleich bei der Geburt die Fähigkeit hätte, einen vorgesprochenen Laut genau zu hören und richtig wiederzugeben, so wäre es noch nicht imstande, zu sprechen, es fehlte ihm das Wichtigste an der Lautsprache, die Bedeutung des Lautes und der Lautverbindungen; es gliche mit solcher Befähigung zur Lauterzeugung einem sprechenden Papagei, der keine Ahnung von der Bedeutung seiner Worte hat, oder einem Erwachsenen, der in einer fremden Sprache Geschriebenes zwar zu lesen vermag, aber nicht versteht. Erst wenn es dem Kinde gelingt,

Digitized by Google

seine Sprachwerkzeuge so glücklich zu beherrschen, daß es eine Lautverbindung hervorbringt, die durch ihre Ähnlichkeit mit einer Lautverbindung in der Sprache der Erwachsenen von diesen erkannt und in der vom Kinde beabsichtigten Deutung anerkannt wird, dann hat das Kind sein erstes Wort gesprochen. Papa und Mama aber sind zunächst noch keine Rufnamen, sondern bloße Lallaute, daher auch allen Sprachen gemeinsam (undeutsch ist nur die Betonung Mamá, Papá, die erst im 17. Jahrhundert aus dem Französischen entlehnt wurde).

Die Zeit des Sprechens beginnt für ein Kind erst, wenn der Laut als Träger eines bestimmten Inhalts hervorgebracht wird, wenn ihm die bestimmte Absicht der Benennung beiwohnt, wenn er also zu einem Mittel der Verständigung geworden ist. Diese Anfänge sprachlicher Entwicklung, wo das Kind wirklich, wenn auch noch so unvollkommen, Gegenstände und Vorgänge mit artikulierten Lauten bezeichnet, setzen nicht nur eine längere Ausübung der Sprechtätigkeit voraus, sondern auch das Verständnis des von seiner Umgebung Gehörten, mit einem Worte das Denken. „Das Kind beginnt zu reden, wie es anhebt zu denken, und die Rede wächst ihm, wie der Gedanke wächst" — dieser Ausspruch Jakob Grimms (in seiner Schrift über den Ursprung der Sprache) wird auch durch die neuere Forschung nicht umgestoßen. Erst wo das Sprechen vom Verstehen begleitet ist, wo es auf absichtlicher, bewußter Wiedergabe des Gehörten beruht, ist Sprache da. Daß aber auch umgekehrt die Entwicklung der Begriffe mit dem Sprechen- und Redenlernen Hand in Hand geht, daß man durch Sprechen denken lernt, dieser auch für Erwachsene gültige Satz findet sich bei Beobachtung der Sprache des Kindes immer und immer wieder bestätigt. Wie mit der Bereicherung seiner Sprache auch die Geistes- und Gemütskräfte des Kindes wachsen, zeigt der Reichtum an Anschauungen und die Mannigfaltigkeit von Seelenstimmungen, die im Spiele mit den Puppen hervortreten: auf diese überträgt es ja die Gefühle und Stimmungen, die es von mütterlicher Seite erfahren und samt den Worten sich selbst innerlich angeeignet hat. Schon der die Sprache erfüllende Gemütston verhilft dem Kinde zum Erwerbe der Bedeutung eines gehörten Wortes, noch ehe es dieses selbst hervorzubringen vermag. Jean Paul sagt mit Recht: „Nicht das Wort, sondern der Ton des Wortes belehrt, verdirbt das Kind." Auf diesem Wege erwirbt das Kind zum Beispiel den Wahnbegriff des Popanz oder Mummum: lediglich das mit

Digitized by Google

allen Zeichen der Furcht gesprochene Huhu der Wärterin oder anderer Kinder erzeugt die Vorstellung von etwas Fürchterlichem. Die Folgerung, die sich hieraus für die Erzieher ergibt, liegt auf der Hand. Der Ton macht nicht nur die Musik, sondern auch die Sprache, wenigstens bis zu einem gewissen Grade; wie viele Vorstellungen schon im zartesten Alter aus der von Erwachsenen gehörten Sprache in die Seele des Kindes eintreten, läßt sich gar nicht sagen. Sicher ist nur, daß bei der Aneignung der Sprache eine ganze Reihe von unbewußt wirkenden seelischen Kräften tätig sind. Von denjenigen Antrieben aber, die das Kind zu eigenem Sprechen veranlassen, sind die hauptsächlichsten das Bedürfnis nach Mitteilung, der Geselligkeitstrieb und vor allem der Nachahmungstrieb. Es ist der weitverbreiteten Ansicht entgegenzutreten, daß das Kind sich seine Sprache selber erfinde und von früh an diesem Zwecke seine Aufmerksamkeit und Überlegung zuwende. Tatsächlich bildet sich die Sprache des Kindes von Anfang an im Verkehr mit seiner Umgebung, und eine genaue, verständnisvolle Beobachtung des Kindes kann jede auftretende Erscheinung auf ihre Bedingungen zurückführen. Die Sprache des Kindes ist zunächst das Echo der Sprache seiner Umgebung, und von zahlreichen Wortbildungen, die man als freie Erfindungen einzelner Kinder bezeichnen wollte, läßt sich erweisen, daß sie gewissen Wörtern in der Sprache der Erwachsenen ähnlich oder in der gebräuchlichen Kindersprache seit alter Zeit heimisch sind. Ein Forscher wie Preyer ist durch die Beobachtung der Urlaute und Sprechanfänge eines Kindes zu dem Ergebnis gekommen, daß nicht ein Wort von dem Kinde selbst erfunden war. Dieselbe Tatsache stellte Wilhelm Wundt an seinen Kindern fest, und seine Ansicht über die Aneignung der Sprache hat er trotz einiger Gegner auch in seinem neuesten Werke (Völkerpsychologie. Band 1: Die Sprache; vergl. besonders S. 273 flg., 286 flg.) nicht geändert. Scheinbar ganz willkürliche Bezeichnungen der Kindersprache rühren von Gebärden der Mütter und Wärterinnen her, die zum Beispiel ehe sie dem Kinde Nahrung geben, die Eßbewegungen nachzuahmen pflegen — daher rühren die Wörter für essen: pappen, hammen, mumm ꝛc. Nur durch eine sorgfältige Beobachtung aller Einflüsse, auch der seltsamsten Zufälle, kann man im einzelnen Falle dem Ursprung eines neu auftretenden Wortes auf die Spur kommen. Wundt betont insbesondere den Einfluß der Gebärde auf die Mitteilung der Wortbedeutungen; die Gebärde, die meist triebartig mit dem Worte verbunden wird, ist durch ihre unmittelbar anschau-

Digitized by Google

liche Beziehung zum Gegenstande dem Kinde am schnellsten verständlich und wird am frühesten von ihm wiederholt. Das ist eine weitere Erklärung der Tatsache, daß das Kind einzelne der von seiner Umgebung gebrauchten Wörter versteht, ehe es noch selbst ein Wort spricht: es zeigt auf den damit bezeichneten Gegenstand hin.

Ja, das Auge, das die Gebärde verfolgt, ist sogar bei der Erfassung der Laute tätig, die vom Kinde nicht bloß gehört, sondern auch gesehen werden müssen, wenn es sie wieder hervorbringen soll. Bei der Nachahmung sieht das Kind dem Sprechenden aufmerksam auf den Mund, es liest ihm das Wort vom Munde ab, ehe es wiederholt, was es gehört hat: zur Wiederholung genügt ihm der bloße Schall nicht, es muß auch die Bewegungen gesehen haben, die beim Sprechen gemacht werden; es gibt diejenigen Laute am leichtesten wieder, deren Hervorbringung es am deutlichsten mit dem Auge verfolgen kann. Blindgeborene Kinder beginnen daher viel später nachzusprechen als sehende, denen im Falle der Taubheit das Auge das Gehör ersetzen kann und muß. Geräusche, deren Entstehung das Kind gar nicht oder nur undeutlich wahrnimmt, wird es nicht nachahmen, bevor sie nicht von seiner Umgebung wiederholt wurden. Daher beruhen die meisten Wörter der Kindersprache auf Lautwiederholungen: Wauwau, Gluckgluck, Putput, Tucktuck, Hottehott 2c.[1]) Überaus reich an solchen Wortformen ist die chinesische und japanische Kindersprache, aus welcher viele davon in die Umgangssprache der Erwachsenen übergegangen sind. Bei den europäischen Völkern beschränkt sich die Neigung zu lautmalenden Wortbildungen im wesentlichen auf Tiernamen und wenige Vorgänge des täglichen Lebens, wie das Klingeln, das Essen 2c. Sie werden aber auch nicht von den Kindern selst erfunden, sondern ihnen überliefert, wie alle andern Worte, und ihr Wert liegt darin, daß sie die Verknüpfung des Lautes und der Bedeutung erleichtern durch die innige Beziehung beider zu einander. Das geht so weit, daß auch die Wörter der ausgebildeten Sprache vielfach zuerst in einer Verbindung

[1]) Tiernamen sind vielfach auch aus Lockrufen gebildet, so schlesisch Dadá für Hund, bayrisch-schwäbisch Disdis für Hühner und Enten (vergl. schlesisch Tise = Täubchen), schwäbisch Autschel für junge Schweine, von dem schallnachahmenden Lockruf aots, aots, waldeckisch Teithane und Teithuon, Tseimkate (neben Mau- und Mintsekate), Kimdocke (Schwein), Wilegous (Gans), Neipente. Allgemein verbreitet sind Deidei für das Bett wie für Liebkosungen und Püppchen, Wehweh für Verletzungen.

Digitized by Google

mit Wörtern dieser sogenannten Ammensprache erlernt werden, so der Wauwauhund, das Bäschaf, die Puthenne und Puttaube, die Muhkuh, die Miaukatze, das Hottopferd, der Kikerikihahn, die Gackgans, das Gackei, der Piepmatz, die Patschhand, die Tiktakuhr. Daran reiht sich das Guckauge und das Guckelicht 2c.

Die Kraft der Nachahmung, die bei Kindern viel stärker ist als bei Erwachsenen, bezeugt schon der Vater der Geschichtschreibung, Herodot. Psammetich, der König von Ägypten, wollte gern wissen, welches das älteste Volk der Erde wäre. Er übergab zwei neugeborne Knäblein einem Hirten, daß er sie unter seiner Herde aufziehe, ohne aber einen menschlichen Laut an ihr Ohr dringen zu lassen. Nur die Ziegen sollte er zu bestimmten Zeiten zu ihnen führen, sie zu nähren, und genau achtgeben, was für ein Wort die Kinder wohl zuerst aussprechen würden, wenn das undeutliche Lallen vorüber wäre. Das geschah auch. Nach etwa zwei Jahren schrien einmal beide Knaben Be-kos. Da zog Psammetich Erkundigungen ein, in welcher Sprache das Wort Bekos vorkäme, und als er erfuhr, daß es in der Sprache der Phryger Brot bedeute, schloß er, daß diese älter seien als die Ägypter. Wir ziehen natürlich einen andern Schluß aus diesem Versuche und halten das Wort Bekos für eine Nachahmung der Sprache der Ammen dieser Kinder, der Ziegen, die sie nährten und ihnen den Sprachschatz der Ziegen vormeckerten. Wenn es übrigens möglich wäre Kinder so aufwachsen zu lassen, wie es Psammetich wollte, so würde unzweifelhaft neben einer natürlichen Gebärdensprache auch eine natürliche Lautsprache bei ihnen entstehen.[1]) So sollen in vereinzelten Wüstendörfern Südafrikas die Kinder während häufiger langer Abwesenheit ihrer Eltern selbst sich Worte schaffen, also eine Sprache erfinden. Natürlich würde

[1]) Soeben geht durch die Zeitungen folgende Mitteilung aus einem Kinderasyl in Kopenhagen. Eine alte Frau, Großmutter zweier Kinder im Alter von sieben und acht Jahren, starb, und die verwaisten Kinder wurden in der Anstalt untergebracht. Hier unterhielten sie sich nur, wenn sie allein waren und sich unbeobachtet glaubten, und zwar in einer unverständlichen Sprache. Durch Nachforschung stellte sich heraus, daß die verstorbene Großmutter taubstumm gewesen war, und die Kinder, da sie ausschließlich mit der Großmutter umgingen, das Sprechen von niemanden gelernt hatten. Die mit vollkommenen Sprachwerkzeugen ausgestatteten Kinder hatten sich eine eigene Sprache gebildet, in der z. B. „eb“ Milch und „bed“ Sahne bedeutete. Jetzt schreiten sie in der Erlernung der Sprache ihrer neuen Umgebung so schnell vorwärts, daß sie ihre „Ursprache“ bald vergessen haben werden.

Digitized by Google

bei einer vollständigen Abschließung der Kinder die selbstgeschaffene Sprache weit unvollkommener und viel später sich entwickeln, als bei Kindern, die unter dem Einfluß einer redenden Umgebung stehen. Diese ruft die Sprachbildung der Kinder hervor, lange bevor sie von selbst erfolgen würde, und wie alle Späteren von den Formen geistiger Entwicklung ohne weiteres Besitz ergreifen, die ihre Vorfahren in allmählichem Fortschritt sich erarbeiteten, so treten die Kinder auch in sprachlicher Hinsicht ein Erbe an, freilich nicht ohne eigene Arbeit, und einzelne geschickter als die andern.

Zur Erklärung der mangelhaften ersten Sprechversuche pflegt man zu sagen, die Kinder seien unfähig, bestimmte Laute nachahmend hervorzurufen, sie ließen den schwierigeren Laut durch einen leichteren vertreten oder überhaupt ungesprochen. Wer hiermit die Lautvertauschungen und Lautverstümmelungen der Kindersprache erklären will, läßt die Tatsache unbeachtet, daß ein- und dasselbe Kind die gleichen Laute in gewissen Wörtern vermeidet und gleichzeitig in anderen gebraucht; es spricht zum Beispiel kein anlautendes k (Tind für Kind), wohl aber im Auslaut auch da, wo es gar nicht berechtigt ist (Gack für Gasse); es spricht Vata (Vater), also im Anlaute richtig, was es im Inlaute verfälscht, z. B. in Pfeife durch p: Peipe. Die Fähigkeit, die geforderten Laute zu erzeugen, ist also vorhanden, und doch entstehen beim Nachsprechen Veränderungen. Diese erklären sich zum Teil aus einem mangelhaften Sehen; zuerst und am richtigsten wird das Kind die Laute nachahmen, die von den Lippen und Zähnen hervorgebracht werden: die Bewegungen dieser sieht es am besten. Das Gesehene kann aber mehr oder weniger treu festgehalten werden, und je nachdem bei Wiederholungen ein Laut sich zu früh ins Bewußtsein drängt, verschiebt sich die Reihenfolge der Einzellaute, später auch der Silben und Wörter. So sagte ein Kind Plampe für Lampe, Plappe für Lappen, weil die Lautbewegung für p zu zeitig einsetzte. Dazu kommt die Wirkung, welche die Laute durch ihre Verbindung aufeinander ausüben: sie werden einander angeglichen, indem entweder eine vorangehende Silbe auf eine nachfolgende wirkt und denselben Laut wieder hervorbringt (Dedde = Decke, Tate = Vater), oder eine Rückwirkung stattfindet, wie in Däte für Käte, Nanone füe Kanone, Noni für Toni. Erst längere Übung in der mechanischen Erzeugung der Laute vermindert diese Kontaktwirkungen, von denen die Sprache der Kinder überfüllt ist. Sie steigern sich natürlich mit der Ge-

Digitized by Google

schwindigkeit des Redeflusses, die in der Lebhaftigkeit des Kindes begründet ist, noch mehr aber werden solche Lautverstümmelungen unterstützt dadurch, daß die Umgebung des Kindes diesem nicht die richtige Erzeugung der Laute ins Gedächtnis zurückruft, sondern sich der fehlerhaften Sprache des Kindes anpaßt, also sich auf das sogenannte Tatschen einläßt.

Die Wichtigkeit guter Vorbilder für das sprechenlernende Kind liegt auf der Hand. Wenig empfehlenswert erscheint das Vorbild, welches Kinder einander selbst geben. Ich erinnere an die Erzählung Fritz Reuters, in der er die Unterhaltung zwischen zwei kleinen Mädchen wiedergibt. Auf einem Haubenstock hängt des Großvaters Perücke. „Kik, Linig, door steiht Oßvatting sin Pück." Sei kunn mit dat R noch nich taurecht kamen. „Du seggst jo immer Pück, säd Lining, Du möst seggen: . . Pück!" sei kunn ok noch nich mit dat R farig warden." Der gute Wille, es zu sprechen, war vorhanden, vielleicht auch die Einbildung, es zu können, aber die Übung war noch unvollkommen; man muß eben auch hier wissen, wie es gemacht wird, die bloße Sprechlust genügt nicht. Durch Reuters Geschichtchen wird übrigens die Tatsache noch nicht widerlegt, daß die Mädchen mit größerer Leichtigkeit sprechen lernen als die Knaben, denen es an Flinkheit gebricht im Sehen, Hören und Nachahmen. Das weibliche Geschlecht hat ja außer vielen anderen Vorzügen auch den einer besonderen Zungengeschicklichkeit. So wenig also Kinder geeignet scheinen, anderen Kindern die Aneignung der Sprache zu vermitteln, so zeigt sich doch die Neigung des Kindes zur Nachahmung lebhaft im Verkehr mit seinesgleichen, es bevorzugt durchaus das von Kindern Gesprochene vor dem von Erwachsenen Gehörten, vielleicht weil diese ihm zu hoch stehen und sein kindliches Selbstvertrauen eher abschrecken als ermutigen. Was seinesgleichen kann, erscheint ihm doch nicht so schwierig, wie die Leistungen Erwachsener. So bereichert es durch den Umgang mit Kindern seine Sprache, besonders seinen Wortschatz wunderbar schnell, oft natürlich auch zu seinem Nachteil, was keine Erziehung ganz verhüten kann. Aus den gewöhnlich längeren Sätzen der Erwachsenen spricht das Kind meist nur einzelne Worte nach, die ihm irgendwie auffallen. Oft überrascht uns ein Wort aus dem Munde eines Kindes, ohne daß wir feststellen können, woher es dieses Wort hat, und doch muß es das Wort gehört haben. Ein Knabe hatte aus einem Satze seines Vaters nur das eine Wort unmöglich festgehalten, jedenfalls weil

Digitized by Google

es mit besonderer Betonung gesprochen worden war. Ein Dreijähriger rief nach einer Züchtigung entrüstet und drohend: Donnerwetter, Papa! Damit hatte der Papa gleichsam die Empfangsbestätigung für das Wort, das ihm lange vorher einmal in der Aufregung entschlüpft war. Besonders des letzten Wortes einer gehörten Rede bemächtigt sich der Nachahmungstrieb des Kindes, in ihm findet es gleichsam ein Echo, auch insofern dem Echo ähnlich, als es die Mitlaute nicht getreu wiedergibt. Daß es ein Verständnis für das Aufgeschnappte hat, läßt sich in vielen Fällen ohne weiteres leugnen, namentlich in den Fällen, wo die Wiedergabe nicht genau ist. Die Kindersprache ist bis ins spätere Alter reich an Mißverständnissen und Verdrehungen rein lautlicher Art; an dem Echo erkennt man die schlechte Aussprache des Urhebers. Da hört man Oberkucker für Operngucker, Kohlrabischwarz, Fliegenblätter für fliegende Blätter, Herrenschule für höhere Schule, Neun- und Zehnklappen für Heulen und Zähneklappern. Ein Junge will das Wort Opfer erklärt haben, da ruft ein anderer: „Ob wer heute zur Tante gehen?“ Als in einer bayrischen Schule Sätze mit dem Wort Obst gebildet werden sollen, kommt die Drohung zum Vorschein: „Obs d' hergehst zu mir?“ In dieser Gattung von Schulwitzen wird freilich auch vieles gemacht, und das wirkliche Vorkommen solcher Mißverständnisse beruht wohl mehr auf Unaufmerksamkeit, als auf sprachlicher und geistiger Unreife der Schüler. Unumstößlich sicher aber ist es, daß die Kinder durch Nachahmung am leichtesten sich das aneignen, was sie verstehen. Von dem ihm unverständlichen Worte Neapolitanisch ließ ein Kind mehrere Silben weg, während es ohne Mühe ganz deutlich den Satz nachsprach: Meine liebe Mutter, gib mir Brot. Ein Kind kann auch seine Fähigkeit, zu sprechen, ganz gut beurteilen, ein Wort, welches es nicht nachsprechen kann, versucht es auch nicht erst zu sprechen; man wird also mit dem Vorwurfe der Verstocktheit vorsichtig sein müssen.

Keineswegs aber ist das Kind auf das bloße Nachsprechen, auf die sogenannte Echosprache ausschließlich angewiesen. Wenn es auf dem Wege der Nachahmung einen kleinen Sprachschatz erworben hat, wirkt die Nachahmung in anderer Weise weiter. An dem Erlernten hat es der Sprache abgelauscht, wie sie ihre Wörter bildet und versucht sich nun selbst darin, nach dem Muster von schon geläufig gewordenen ähnliche Formen und Wörter abzuleiten, die es noch nicht gehört hat — jetzt tritt wirklich eine Spracherfindung ein, die sich freilich nach dem schon Vorhandenen richtet. Die sprachschöpferische

Digitized by Google

Tätigkeit des Kindes entfaltet sich in sogenannten Analogiebildungen. Wenn es den Bäcker kennen gelernt hat, aber noch nicht den Fleischer, dessen Erzeugnis ihm doch auch mundet, so nennt es ihn wohl auf eigene Faust den Wurster. Der Mann, der die Briefe bringt, ist ihm der Briefer, bis es den Briefträger kennen lernt. Nach dem Muster von Schäfer bildet es einen Kuher, nach Tischler einen Gläsler. Da ein Kind oft hatte hören müssen, es habe kein Sitzefleisch, so sagte es von sich selbst, es sei kein Sitzefleischer. Den Mann, der die elektrische Klingel instand brachte, nannte es Klingler. Jean Paul führt als Wortbildungen von drei- bis vierjährigen Kindern an: der Bierfässer, der Saiter, der Fläscher, das heißt Verfertiger von Fässern, Saiten und Flaschen. Nahe liegt für ein Kind das Wort Pochmacher oder Pocher für den mit dem Hammer arbeitenden Handwerker. (So benennen auch die Wilden ihnen fremde Gegenstände mit selbst gebildeten Namen, wie Lochmacher statt Bohrer.) Die Soldaten der Spielschachtel teilte ein Knabe nicht in Offiziere und Gemeine, sondern nach ihrer Bewaffnung in Säbelmänner und Schießmänner. Die Stubenmaler waren ihm Streichmänner, ihr Lehrling der Pinseljunge, wohl weil er ihn die Pinsel reinigen sah. Eigene Beobachtung erzeugte auch den Durchsehmann für den, der hinter dem Fernrohr stand. Erscheint solche Zusammensetzung schwerfällig, so vermögen Kinder ihren Sprachschatz leicht durch Ableitung von allen möglichen Tätigkeiten zu bereichern. Allgemein bekannt ist wohl die Fahree für ein Fuhrwerk. Die Zeitung oder das Buch ist dem Kind eine Lese, hat es doch auch das Wort Rede als mit reden zusammenhängend erkannt. Wenn sogar der Ästhetiker Vischer das Wort Schreibe bildete: „Eine Rede ist keine Schreibe“ (im Vorwort zu seinem Vortrag „Der Krieg und die Künste“), so wird man dem Kinde auch die Greife nicht verübeln, womit es einen Griff meint. Das Kind sucht nach einem Hauptwort zu hübsch, das ihm auch die Sprache der Erwachsenen nicht darbietet, und findet die Hübsche — hat es doch schon gehört die Güte, die Liebe ꝛc. (In dichterischer Sprache gibt es ja auch die Schöne im Sinne von Schönheit.) Andere Kinder wieder bilden Hübschigkeit oder Hübschheit, ebenso Gutheit statt Güte oder Gütigkeit, Hitzigkeit statt Hitze ꝛc. Wer wollte ihnen solche Bildungen verargen? Auch die Erwachsenen wissen in den weitaus meisten Fällen nicht, warum sie gerade der einen Wortbildung den Vorzug geben, warum sie zum Beispiel Torheit, Bereitschaft sagen und nicht auch, wie es Kindern begegnet,

Digitized by Google

Freundheit und Feigschaft für Freundschaft und Feigheit. Es ist meist reine Willkür des Sprachgebrauchs, die gewisse Begriffe ausschließlich durch eine der Nachsilben heit, keit, schaft, lich, bar 2c. ausdrückt. Das Kind kennt solche Schranken noch nicht, es hat noch freie Hand und bildet unbekümmert um den Tyrannen Sprachgebrauch Wörter wie brauchlich, statt brauchbar, zweckhaft statt zweckmäßig. Wenn Erwachsene gewisser Kreise sich in spielerischen Veränderungen von Worten wie lachhaft, lächerbar, schauderbar ergehen, so ist das beileibe nicht kindisch, sondern nur die Erneuerung der Stufe des Kindesalters, wo die eben erst erworbene Herrschaft über die Sprache sich in Versuchen eigenmächtiger Umbildung betätigt. Ein Kind kann sich in seiner üppig wuchernden Sprache alles machen, was es braucht, und es würde den allgemeinen Sprachschatz ins Ungemessene vermehren, wenn es alle seine Schöpfungen vor dem vernichtenden Zwange der regelrechten Sprache schützen könnte. Dabei bringt es auch einmal Formen hervor, die es tatsächlich im allgemeinen Gebrauch gegeben hat, so zum Beispiel das im 18. Jahrhundert übliche Scharfsinnigkeit, das dem Kinde näher liegt als Scharfsinn, weil es das Eigenschaftswort scharfsinnig wohl früher hörte als das Hauptwort. Wir haben die Wörter Ritt, Gang, Lauf, Sprung — warum nicht auch ein ähnliches Wort, das von schwimmen abgeleitet ist? Ein Kind schuf sich wenigstens die Form Schwimmung; auch die Sitzung hatte es sich selbst gebildet, es verstand nämlich darunter eine Hütsche, Fußbank, während es ein Kleidchen als sitzsam bezeichnete.

Besonders stark sind Kinder im Erzeugen von Zeitwörtern in Fällen, wo die Erwachsenen gar nicht mit einem Worte auskommen. Dem Frühstücken wird das Abendbroten zur Seite gestellt, mit dem Messer schneiden heißt einfach messern, eine Brille tragen brillen — ein Knabe sagte zu seiner bebrillten Tante: „Du brillst ja!“ zu seinem Vater dagegen: „Du zigarrst, Du tintest“. Ein anderer forderte einen Herrn auf: „Höre, muck doch mal!“ Das kam daher, daß der Vater den Herrn vorher einmal für einen Mucker erklärt hatte. Wie ein Witz Erwachsener klingt es auch, wenn ein Mädchen, dessen Vater Jodtinktur verwendet, von diesem sagt, er jodle. Mit Leichtigkeit weiß die Kindersprache Zeitwörter in ihr Gegenteil zu verwandeln. „Wenn ich ein Papa bin, wenn die Haare abgewachsen sind“, sagte ein Knabe, dessen Vater einen kahlen Kopf hatte. So heißt abnageln etwas Festgenageltes losmachen, also das Gegenteil von annageln.

Digitized by Google

Zu Weihnachten putzen Kinder den Tannenbaum nicht nur an, sondern auch ab. Der aufgeplatzten Kartoffel wird eine zugeplatzte entgegengestellt, das heißt eine mit ganz gebliebener Schale; dem Niederbücken soll ein Aufbücken entsprechen, was schließlich auch nicht viel sinnwidriger ist, als das Niederbücken oder das Aufschließen, Aufdecken, Entladen 2c.

Am Zeitwort erkennt man auch am leichtesten den Stand der sprachlichen Entwicklung eines Kindes. In der ersten Zeit des Sprechenlernens wird das Zeitwort nur in der Nennform verwendet, die ja infolge ihrer Verbindung mit den Hilfszeitwörtern durch alle Personen der Einzahl und Mehrzahl hindurch immer wiederkehrt. Sie ersetzt dem Kinde alle anderen Verbalformen, zum Beispiel die der dritten Person in der Verbindung: Papa essen. Von sich selbst spricht es ebenfalls in der dritten Person: Otto Fleisch haben. Der Eintritt des Ich für den Eigennamen wird vielfach als der bedeutendste Fortschritt im Geistesleben des Kindes betrachtet, obwohl er an sich noch nicht mit dem Erwachen des Ichbewußtseins gleichzusetzen ist, denn auch die erste Person verträgt sich noch mit dem Infinitiv: ich lachen. Viel wesentlicher erscheint mir der Fortschritt eines Kindes zur Beugung des Zeitwortes; durch sie wird seine Sprechweise auffallend verändert und nähert sich schon der Sprache der Erwachsenen. Allerdings erwirbt das Kind auch hier zunächst nur die Formen der Gegenwart, und dabei kommen seltsame Abweichungen vom Richtigen vor: er eßt, ich woll, sie fallt, sie seht zu — hier wirkt die Nennform weiter; die richtig angeeignete erste Person dagegen verführt das Kind zu: sie darfen, sie willen, sie weißen (man sagt ja auch sie heißen), das kann nicht gillen (von gilt, nach dem falschen Muster von stillt — stillen), ja sogar sie binnen von ich bin. Da dem Kinde häufig die Befehlsform entgegentönt, so bildet es danach: ich iß, ich gib, ich nimm, ich sei. Kurz auch hier ist die Analogiebildung wirksam. Will das Kind etwas erzählen, so gebraucht es zunächst das Perfektum, weil dies leicht zu handhaben ist, es bedarf nur der Formen von haben nebst der Mittelform, die zunächst einfach vom Infinitiv abgeleitet wird, ob richtig oder nicht, danach fragt es nicht. Da hört man: er hat gegeßt, getrinkt, gebringt, angezieht, gestreicht, gesinnt, gegeht, ja sogar er hat geseit — er ist gewesen (von sein), und wenn man einem Kinde sagt: es heißt mitgebracht 2c., so fragt es trotz der sonst so ausgeprägten Lust zu fragen nicht, warum dies so sei, sondern es spricht höchstens das Richtige ein paarmal leise nach und läuft

Digitized by Google

dann weg — augenscheinlich ist ihm eine Belehrung langweilig, oder es schämt sich vor der Überlegenheit der Erwachsenen. Es wäre verfehlt, ihm den Unterschied zwischen starker und schwacher Beugung beibringen zu wollen, es bevorzugt augenscheinlich die schwache als die bequemere. Trotzdem vorzugsweise Zeitwörter des gewöhnlichen täglichen Bedürfnisses wie schlafen, essen, trinken, sprechen nach der starken gehen, verwendet das Kind wohl kaum einmal den Ablaut für schwache Verba, so daß es etwa sug für sagte gebrauchte, wie die Erwachsenen frug neben fragte; viel eher zieht es starke Verba in den Mechanismus der schwachen Konjugation hinein und bildet nicht nur: er hat geschreit oder geschreibt, sondern auch er schreite, er schreibte, außer: er ist gefallt auch er fallte, sie waschte, sie streichte; selbst wenn es hinter den Ablaut der starken Bildung gekommen ist, bildet es auf einmal getrunkt oder gekommt, also halb stark und halb schwach.

Bekannt ist wohl das Schulgeschichtchen, wo der Lehrer fragt: Was tat die arme Mutter mit dem Kindlein Moses? Antwort: Sie verbergte es. — Falsch. — Sie verborgte es. — Warum nicht gar, sie hielt es verborgen. Als aber das Kind größer wurde, was konnte die Mutter nicht länger tun? — Sie konnte es nicht länger verborgen. — An solchen Vorkommnissen sieht man, welche Geistesarbeit der Mensch in seiner frühesten Jugend mit der Erwerbung einer grammatisch richtigen Sprache zu leisten hat. Je unvollständiger und je schwächer die Einprägung der einzelnen Wörter und Formen in der Kindheit ist, um so länger setzt sich die Unsicherheit fort, um so weniger Hemmung findet die Neubildung nach bequemen, aber falschen Mustern. Diese nimmt um so mehr ab, je mehr sich gedächtnismäßig aufgenommene Formen zur Verfügung stellen — dann kann es aber auch vorkommen, daß ein Kind über eine ihm unerhörte Form lacht, wie zum Beispiel er ist gewest. Leider verlieren jetzt selbst Erwachsenene immer mehr die Sicherheit in der Beugung der deutschen Zeitwörter, mancher weiß zum Beispiel nicht recht, ob es heißt er leihte oder etwa er lieh, er ratete oder er riet, er genoß oder er — genießte!

Was den Satzbau der Kindersprache anlangt, so ersetzen ihr in der ersten Zeit die Hauptwörter ganze Sätze. Das Kind sagt: Hut! und äußert damit seine Freude über den Hut, oder es will sagen, daß der Vater den Hut vergessen hat, oder: ich will den Hut, oder: das sieht aus wie ein Hut. Der Ausruf „Tut!“ bezeichnet entweder

Digitized by Google

ein Begehren: ich will auf den Stuhl gehoben sein, mein Stuhl soll an den Tisch gerückt werden, oder (später) ein Urteil: hier ist ein Stuhl. Die Bedeutung ergibt sich aus dem Tone, mit dem die Wörter gesprochen werden, oder aus den Mienen, Blicken und Gebärden, von denen sie begleitet werden. Das ist die Satzbildung, die ganze Völkerschaften anwenden, die von der Kultur verschont blieben; wir kennen sie aus den Indianergeschichten, und unsere Einjährigen halfen sich 1870/71 vielfach auf diese Weise aus den Verlegenheiten der französischen „unregelmäßigen Verba". Wenn das Kind über diese einfachste Art des Gedankenausdrucks hinaus ist, bildet es Hauptsätze, indem es dem Hauptwort Zeitwörter in der Nennform anreiht. Von Nebensätzen lernt es wohl zuerst die Bedingungssätze verwenden, hat es doch so oft die Erfüllung eines Verlangens an ein Wenn knüpfen hören. Mit einem Wenn ersetzt es auch den Mangel anderer Bindewörter, es sagt zum Beispiel statt „Bevor ich zu Bett gehe, brennst Du die Lampe an": Wenn ich zu Bett gehe, brennst Du die Lampe eher an. Überhaupt machen ihm die Zeitbestimmungen zu schaffen, sie werden meist sehr umständlich verdeutlicht, mitunter waltet aber auch eine allerliebste Kürze: „Du bist solange nicht gekommen", soll heißen: es hat so lange gedauert, bis Du wiederkamst. Hier ist ein Gebiet, auf dem der Trieb zur Nachahmung oder Nachbildung keinen Anhalt findet, und hier begegnen wir noch dazu unter der Einwirkung einer eigentümlichen Kinderlogik dem Merkwürdigsten, was die Kindersprache zutage fördern kann. Ein Kind hört erzählen, daß jemand gefallen ist, und will wissen, wie das kam, bei welcher Gelegenheit oder Veranlassung, da fragt es: Was wollte sie denn, als sie fiel?" Wo Erwachsene Wendungen wie abgesehen von, dessen ungeachtet und dergleichen verwenden würden, hilft das Kind sich oft in genialer Weise. Einen Satz wie „Außer den beiden großen Stücken sind alle auf dem Teller für Dich", ersetzte ein fünfjähriges Kind so: „Die beiden großen Stücke, und dann die anderen alle auf dem Teller sind für mich". Zahlbegriffe werden zerlegt; als ein Kind zwei Reiter gesehen hatte, erzählte es: „Kommt Reiter, eins, noch eins". Ein anderes sagte für dreierlei: „Ich habe ein was und noch ein was und noch ein was gekriegt". Auch eine so einfache Sprachform wie die Verneinung wird dem Kinde schwer; es will eine ungebackene Nudel und sagt: „Gib mir eine keine gebackene". Mit der Erfindung solchen Ersatzes geben die Kleinen den Großen oft Rätsel auf. „Wachs mich einmal!" sagte ein dreijähriges Kind,

Digitized by Google

und meinte damit: Sieh einmal, wie ich gewachsen bin! „Ich habe keine Nase mehr!“ sollte heißen: Ich kann nicht durch die Nase atmen, weil ich verschnupft bin. Solche Aussprüche können Erwachsenen viel Kopfzerbrechen verursachen, während dem Kinde die Sache ganz einfach und verständlich erscheinen mag. Wer es weiß, wie schwerfällig sich noch Gymnasiasten im Ausdrucke ihrer Gedanken zeigen, der findet die Freude der Eltern begreiflich, deren Sohn bereits spricht wie ein Alter. Und doch wird uns eine allzu glatte und gewandte Ausdrucksweise im Kindermunde unnatürlich erscheinen. Wie so oft bewunderte Volksredner, um von Festrednern zu schweigen, mit all ihrem Wortschwalle eigentlich gar nichts sagen, so läßt auch die Redegewandtheit eines Kindes noch nicht auf wirkliche Einsicht, wirkliches Verständnis schließen. Man darf die Zungenfertigkeit nicht mit Gedankentiefe gleichsetzen.

Kinder, die ausschließlich mit Erwachsenen verkehren, verfügen oft über eine überraschende Fülle von Sprachmitteln, diese beweist aber an sich nichts weiter als ein gutes Gedächtnis, welches die geistige Verarbeitung keineswegs ersetzt. Mit dem Kennenlernen der Worte allein ist es nicht getan, es muß damit auch das Begreifenlernen Hand in Hand gehen. Zumeist wird aber das Verstehen der Worte erst hinter dem Lernen kommen; bleibt es überhaupt aus, so stellt der Sprachschatz eines Kindes nur toten Ballast vor. Da wird die Meinung, daß die Sprache eines Kindes der Maßstab für seine geistige Entwicklung sei, zum Irrtum. Gerade bei geistig unreifen Kindern findet sich nicht selten eine übermäßige Geschwätzigkeit, die sich der den Erwachsenen abgelauschten und für diese allein passenden Redensarten bemächtigt hat. Auf die Frage: „Wie geht Dir's?“ antwortete ein Sechsjähriger: „Danke, man muß zufrieden sein“. Die Eltern waren sehr stolz auf dieses Genie und setzten Hoffnungen darauf, die es später nicht erfüllte. Daß ein Kind bei der ersten Feier seines Geburtstages mit seiner Milchflasche den Gästen zutrank unter den deutlich ausgesprochenen Worten: „Prost, meine Herrschaften!“ [1]) das berichtet ein ärztlicher Schriftsteller als Tatsache mit dem Hinzufügen, daß der Bruder dieses Kindes erst im siebenten Vierteljahre sein erstes Wort aussprach, und daß beide Kinder geistig

[1]) Zu Anfang des zweiten punischen Krieges rief ein halbjähriges Kind in Rom „Io triumphe!“ wie Livius 21, 62 unter anderen Wunderzeichen berichtet.

Digitized by Google

normal gewesen seien, ja, der Bruder sogar begabter als das Mädchen. Wunderbarer als die Zungenfertigkeit erscheint hier noch die Möglichkeit, daß ein so kleiner Mensch eine Sachlage richtig auffaßte und mit einem dazu passenden Ausdrucke begleitete. Aber auch wenn hier eine Art Abrichtung vorgelegen haben sollte, so ist doch Tatsache, daß Kinder ein feines Gefühl für Situationen haben, die scheinbar über ihren Horizont hinausgehen. Während sie tief in ihr Spiel versunken scheinen, nehmen sie alles in sich auf, was um sie vorgeht, und wenn sich die einmal beobachteten Umstände wiederholen, erinnern sie sich auch der Worte, die sie begleiteten. So versank ein Kind nach einer lebhaften Hantierung plötzlich in tiefes Nachsinnen und ließ die Frage hören: „Also was wollte ich?“ Das war natürlich nur von der Mutter aufgeschnappt, die sich zuweilen so besann. Daß dem Kinde in solchen überraschenden Fällen jedesmal die eigentliche Tragweite seiner Worte bewußt wäre, wird man kaum behaupten dürfen. Dies ist ganz besonders auch dann anzunehmen, wenn ein Kind hartnäckig Worte gebraucht, die zu wiederholen ihm verboten wurde.

Bei schärferem Nachforschen ergibt es sich sehr oft, daß die Kinder gehörte und scheinbar mit Verständnis wiederholte Worte mit gar keinem oder recht wunderlichem Gedankeninhalt anfüllen. Wie viele Kinder singen zu Weihnachten andächtig mit „Es ist ein' Ros' entsprungen“, und viele mögen, namentlich in Süddeutschland, diese falsche Lesart noch falscher verstehen: „Es ist ein Roß entsprungen“. Ein Mädchen fragte, als Gänsebraten auf den Tisch kam, ob das die Wonnegans sei, die in dem Liede vorkäme „Heil Dir im Siegerkranz“ (eigentlich dichtete August Kopisch: „Heil Dir im Friedenskranz, Herrscher des Vaterlands, Fühl' in des Thrones Glanz die hohe Wonne ganz, Liebling des Volks zu sein“). Ein Kind verlangt das „Soldatenlied“ zu hören und meint das Abendlied, dessen zweite Zeile lautet: „Nie kann ohne (Kanone) Wonne deinen Glanz ich sehn!“. In dem auch von ganz Kleinen gesungenen Liede wird dem Fuchs gedroht: „Er (der Jäger) schießt auf Dich den Stroh“. Selbst die Schule vermag nicht für alles das richtige Verständnis zu erzielen: viele Schüler wiederholen Gehörtes oder Gelesenes wohl wortwörtlich, doch oft stellt es sich heraus, daß sie nur „Klänge ohne wahren Sinn“ wiedergeben, ja, nicht selten fördern sie geradezu Unsinn zutage, da sie nicht genau gehört oder einen nicht verstandenen Ausdruck vergessen haben und zum Ersatze irgend ein ihnen bekanntes Wort ähn-

Digitized by Google

lichen Klanges verwenden. Da wird bei Wiedergabe biblischer Geschichten die Stiftshütte zur Glashütte oder zur Strohhütte, die Eingeweide zu Geweihen, der Sendbote (Apostel) zum Sandbuben, der ja eine vertraute Gestalt ist mit seinem Rufe: Kauft Sand, weißen Sand! In der Lausitz faßte ein Schüler alles, was er von den Zinnen des Tempels gelernt hatte, in den Satz zusammen: „Und Jesus trat Tempeln uf de Zinne". Bei der Sintflut gießt es 40 Tage und 15 Ellen lang, beim Untergange von Sodom und Gemorrha regnet es Schwefelhölzer; Lots Weib sollte sich nicht umsehen, sonst käme sie zur Salzsäule — wie mag da der betreffende Schüler das Schöpfungswort „Es werde!" verstanden haben? Roseggers Töchterchen wiederholte: Gott hat die Welt verschlafen (statt erschaffen), in der Mundart gesprochen: erschäfen; (Mein Weltleben S. 80). — In der Gegend von Bitterfeld sangen die kleinen Schulkinder am Grabe eines Schäfers „Sie fressen Wachs an seinem Grabe", während die großen die richtige Lesart vertraten: „Cypressen wachsen an seinem Grabe". Die Göltzschtalbrücke deutete sich ein Leipziger Schüler (Hildebrands) als Geldstahlbrücke. Aus dem in der Strickstunde gehörten Worte Spannzwickel wurde ein Wickelschwanz. In anderen Fällen kennt der Lernende zwar ein Wort bereits, aber in einem anderen Sinne. Bei den Worten: „Hamah, das Weib des Tobias, arbeitete fleißig mit ihrer Hand und ernährte ihn mit Spinnen" machte ein Mädchen die Gebärde des Abscheus und Ekels — wie konnte Tobias Spinnen essen? An die Speisung der Zehntausend wollte ein Schüler durchaus nicht glauben, weil doch Jesus nicht so viele hätte aufessen können. Von Joseph erzählte einer: „Potiphar setzte ihn auf sein Dach: den übertragenen Sinn der Wendung: er setzte ihn über sein Haus, hatte er eben nicht verstanden, und bei dem Ersatze dafür dachte er sich wohl auch nichts Besonderes. Auf die Frage: „Hast Du Dich verschluckt?" antwortete ein hustendes Kind lachend: „Nein, ich bin noch da". Warnt der Lehrer vor Habsucht, so kann diese in den Köpfen seiner Schüler leicht mit einem schon gehörten Krankheitsnamen wie Gelbsucht oder Wassersucht sich vertauschen. Der Frage: „Was ist die Sonne?" folgte die Antwort: „Ein Himmelskorb" — und der Lehrer hatte doch den Begriff Himmelskörper so schön erklärt. Ein Quintaner drängte die Erklärung, die ich für das Labyrinth gegeben hatte, in das Wort Irrenhaus zusammen, das schien ihm die passende Bezeichnung für das Bauwerk mit den vielen Gängen, in denen man sich verirren konnte — von

Digitized by Google

der Bedeutung seines Ausdrucks hatte er keine Ahnung, obwohl er ihn nicht selbst gebildet, sondern gehört hatte. Ein kleiner Freund erhielt zu Weihnachten eine Spielschachtel mit Kühen, Hirten, Hunden 2c. und meinte, er habe einen ganzen Hofstaat — die Absicht, damit einen Witz zu machen, und zwar einen in Hinsicht auf die Ochsen und Schafe recht bedenklichen Witz, war ganz ausgeschlossen. Wir vermögen nur sehr unvollkommen in das Gewirr von Bildern und Gedanken hineinzuschauen, das durch einen Ausdruck in einer Kinderseele sich bildet. Was mag sich wohl das fünfjährige Mädchen gedacht haben, als es auf die Ermahnung der Mutter: Laß das, sonst schilt die Tante!" leise vor sich hinsagte: „Schildkröte?" Hier erzeugte doch nur der Klang der ihm noch unbekannten Form „schilt" die Vorstellung des ihm bekannten Tieres, und so ist wohl in den meisten Fällen lediglich der Klang eines Wortes entscheidend für die Aufnahme, die es bei einem Kinde findet; der Klang erzeugt im Kinde Vorstellungen, die ihm abstoßend oder erfreulich, oft auch lächerlich erscheinen, und es kann unser Mißfallen erregen, wenn es vielleicht hartnäckig über einen Ausdruck von uns oder über einen Namen lacht, ohne einen Grund dafür anzugeben. Wohl jedes Kind lacht über den Namen Vitzliputzli (Huizilopochtli), über den Großmogul[1]), über die Madame Pompadour, gar nicht zu reden von dem eigentlichen Namen Johann Gutenbergs, Henne Gensfleisch, bei dem sich ja sofort ganz bestimmte Vorstellungen einfinden. Goethe erzählt, welche Verwunderung er und seine Schwester über den Namen Klopstock hatten als eines so vortrefflichen Mannes nicht würdig — das ist so recht nach Kinderart gedacht: was sie verehren, muß auch einen schönen Namen haben. Über schön und häßlich entscheidet aber die beim Klange des Wortes erzeugte Vorstellung, und die besteht bei dem Namen Klopstock zunächst in etwas recht Unerfreulichem. Ein Wort wie Torte ist selbstverständlich schön, das nimmt jedes Kind nur zu gern in den Mund. Darum betete auch ein Kind mit freudigem Ausdruck: „Auf daß wir selig hier auf Erden und einst im Himmel Torten werden" — die Form dorten für dort war ihm ganz unbekannt. Andrerseits vermag aber auch der Klang, der Rhythmus eines oder mehrerer Worte Kinder vollständig über ihren Inhalt zu täuschen. Wolfgang Goethe ergriff jede Gelegenheit, seine

[1]) Ein Quartaner verstand unter Großmogul so viel wie einen reichen Schuft, unter der Pompa(r)dur eine dicke Dame mit einem Strickbeutel.

Digitized by Google

Schwester mit den hölliſchen Redensarten des Klopſtockſchen Adramelech zu begrüßen: daß es gräßliche Verwünſchungen waren, daran dachte er bei dem wohlklingenden Schalle der Worte nicht. „So zerſtören," bemerkt Goethe, „Kinder in ihrer Freude am Schalle und Falle der Silben durch eine Art von parodiſtiſchem Mutwillen den tiefen Gehalt des edelſten Werkes". Hierauf beruht auch ihre Luſt an Lautſpielen, wie ſie in Abzählreimen und dergleichen beliebt ſind.[1]) Da erſcheint auch noch größeren Kindern das Sinnloſeſte wirkungsvoll und merkenswert; der Sinn kommt über dem „Schalle und Falle" der Silben nicht in betracht, Rhythmus und Reim halten ſo manches Gedichtchen, deſſen Inhalt nur ungereimt zu nennen iſt.

Kinder haben auch kein Verſtändnis für den Unterſchied der Sprachen. Die fremden werden ganz nach den Lautverhältniſſen der deutſchen behandelt. Bekannt iſt wohl die Weigerung eines Knaben, das Wort Portemonnaie zu gebrauchen, da ihm ſtreng verboten wäre, nee zu ſagen. Einem andern wollte es nicht in den Kopf, daß die Franzoſen den Buchſtaben u wie ü ausſprechen: Da müßten doch die franzöſiſchen Kühe auch Müh ſagen ſtatt Muh. Daß freilich ein „Junker" nach Erlernung des franzöſiſchen Wortes âne ſeinen Urahnen für einen Ureſel erklärt haben ſoll, iſt wohl Erfindung. Wenn auch Kinder zwiſchen Wörtern aus fremden Sprachen und deutſchen zunächſt keinen Unterſchied machen, ſo bleiben die deutſchen doch keine Fremdwörter für ſie, nicht nur weil ſie ſich ihre Bedeutung aneignen, ſondern auch weil die deutſchen Wörter ſich gegenſeitig ſtützen und erklären. Bei Fremdwörtern können ſich Kinder noch weniger denken, als bei unbekannten deutſchen, die in ihrer Zuſammenſetzung ihnen oft einen Fingerzeig geben. Gardine ſagt den Kindern nichts, wohl aber verſtehen ſie das Wort Vorhang. Geſcheite Kinder, das heißt ſolche, die von ihren Verſtandeskräften Gebrauch machen, werden Fremdwörter geradezu vermeiden, zumal ſie mit großer Leichtigkeit und noch größerer Unbedenklichkeit deutſche eigener Erfindung dafür zu ſetzen wiſſen. Was der Erwachſene Trottoir nennt, das iſt dem Kinde der Gehweg im Gegenſatz zum Pferdeweg, und damit hat es in ſeiner Weiſe ohne Kopfzerbrechen das Rechte getroffen, denn was iſt ihm der Bürgerſteig? Statt des Portemonnaies erfindet es etwas umſtändlich,

[1]) Anderer Art ſind die Proben der Zungenfertigkeit, die Sätze wie „Unſer alter Topfdeckel tropft" ꝛc. auferlegen.

Digitized by Google

aber richtig den Taschengeldbeutel; ein Briefkuvert, aus dem der Brief herausgenommen ist, bezeichnet es als einen leeren Brief, der Herr Kantor ist der Singstunder, und die Konditorei, die ihm den Geburtstag versüßt, ist einfach der Geburtstagsladen. Vermag es aber das fremde Wort nicht zu umgehen, so sucht es ihm einen bekannten Klang abzulauschen. Da wird Amerika als am Meere gelegenes Land aufgefaßt, Herodes als ein Herr Rodes, ein Aktuar als ein Mann, der Aquarien macht, die Mumie aber als ein Kindermädchen, offenbar wegen des Anklanges an die Kindermuhme. Als ein Knabe eine kleine Feldbahn sah und den Ausdruck Kipplori hörte, erklärte er die ganze Anlage für eine kleine Lorelei; dafür ließ ihn seine Schwester aus der Sexta nach Fünfta versetzt werden. In ihrer Unterhaltung mit den Puppen ließ ein Mädchen auch einen Herrn Apparat auftreten, als wäre es eine neue Art der deutschen Gattung Rat. Auch ein Fräulein Apothekla ist im Kindermunde möglich geworden. Daß Fremdwörter unter einander verwechselt werden, kommt unter den Kleinen eben so gut vor wie unter den Großen. Ein Zehnjähriger verlangte vom Buchbinder einen Portier und erhielt ganz richtig einen Transporteur; eine höhere Tochter dagegen machte eine Dekorationslinie aus der Demarkationslinie, die ihr in der Geschichtsstunde überflüssigerweise zu Gehör gekommen war.

Den Fremdwörtern mögen wir es wohl gönnen, daß sie von den Kindern so rücksichts- und verständnislos behandelt werden, leider geht es aber so manchem deutschen Worte nicht besser. Butzenscheiben sind solche, die man nicht zu putzen braucht; ein Mann, der die Wüste durchstreift, ist ein Wüstling. Wasserschäden sind, wenn einer ins Wasser fällt, Feuerschäden, wenn zum Beispiel der Eierkuchen verbrennt, Zuckerkrankheit, wenn man immer Appetit auf Zucker hat; der freiwilligen Feuerwehr wurde noch in einer höheren Töchterschule eine mutwillige gegenübergestellt. Man sieht, wie hier der Klang irreführt, mag es sich nun um Fremdwörter oder um unbekannte deutsche handeln.

Sicherer als der Klang verhilft zur Aneignung des Sinnes der Worte der Ton, in dem sie gesprochen werden; das bloße Gefühl sagt dem Kinde oft, was die Erwachsenen meinen, wenn auch die Bedeutung der Worte nicht scharf erfaßt wird. Ein Kind hielt Befehlshaber für böse Menschen, da es das Wort befehlshaberisch, immer nur in einem tadelnden Tone hatte aussprechen hören. Auch

Digitized by Google

entzieht sich dem Kinde die Tatsache, daß ein Wort nur in einem bestimmten Zusammenhange die von ihm gefühlte Bedeutung hat. Wenn es einmal sagen hörte: „Der Mensch setzte sich mit seinen schmutzigen Sachen ruhig aufs Sofa", so wird es diese besondere Bedeutung von „ruhig" auch da anwenden, wo sie nicht paßt: „An meinem Rock ist ruhig ein Knopf ab". Das Kind hört von Hundekälte reden und fühlt ganz richtig, daß damit ein hoher Grad von Kälte gemeint ist; da bringt es mit seinem Triebe nach Analogiebildung auch ein Hundeschwer hervor, ja nach Analogie von eiskalt auch eisheiß; nach dem Ausdrucke riesengroß bildete ein Kind, das noch keine Märchen von Riesen gehört hatte, riesenklein; mausetot erzeugte mausetrocken, und im Anschlusse an kerzengerade schuf ein Vierjähriger kerzensatt, kerzenvoll, kerzenvergnügt. Alle diese sinnwidrigen Bildungen sind aber durchaus im Geiste unserer Sprache, die sehr oft den eigentlichen Sinn eines Verstärkungswortes sich verdunkeln ließ, so daß zum Beispiel zu steinhart ein steinreich, zu stockdürr ein stockdumm entstand. Auch wer sich solche Ausdrücke nicht verstandesmäßig erklären kann, erfaßt ihre Bedeutung mit dem Gefühle. Das Gefühl wirkt insbesondere auf die Erfassung der Eigenschaftswörter ein, die alle mehr oder weniger abstrakt sind. Bei einigen verhilft ja auch der Geschmack zur Erkenntnis, wie süß, sauer, bitter 2c., und solche Begriffe verwenden auch Kinder schon in übertragener Bedeutung. So sagte ein Knabe, dem die Mutter zur Strafe einen Leckerbissen entzog, ärgerlich: „Mama sauer" — damit meinte er jedenfalls das Gegenteil von gut, sauer bedeutete ihm nicht angenehm, da er saure Speisen nicht liebte. Daß er der Mama gegenüber nicht zu dem auch Kindern schon bekannten garstig oder bös griff, bewies vielleicht ein zartes sittliches Bewußtsein. Im übrigen sind die Eigenschaftswörter wohl ganz besonders an den Ton gebunden, in dem sie ein Kind zuerst aussprechen hört oder auch an eine bestimmte sinnliche Anschauung, in der sie ihm zuerst entgegentreten. Es können zum Beispiel Jahre vergehen, ehe sich ein Kind unter arm etwas anderes denken kann als krank, leidend; es begeht keineswegs den Fehler der Wiederholung (Tautologie), wenn es mitteilt, es sei ein armer Bettelmann draußen. Auch das Wort jung wird wohl nicht sogleich richtig erfaßt, zunächst wird es wohl nur im Sinne von klein verstanden. So nannte ein Knabe Pistolen junge Flinten; ein anderer soll auf die Belehrung hin, daß der Vogel auf dem Baume seine Jungen füttere, gefragt haben, ob

Digitized by Google

denn die Mädchen nichts kriegten. Glaubhafter ist die Äußerung eines Kindes, es wolle den Kaffee nicht so trocken trinken, nämlich ohne Kuchen: hier liegt wohl eine Übertragung der Vorstellung vom trocknen Brote vor. Auch die Begriffe warm und kalt werden dem Kinde leicht geläufig und übertragbar; unter kalten und warmen Bäumen meinte ein Knabe welke und grüne, unter einem toten Streichhölzchen aber nicht ein abgebranntes, sondern eins ohne Kopf: irgend ein kopfloses Lebewesen oder Spielzeug war ihm als tot bezeichnet worden, so wurde für ihn tot gleichbedeutend mit geköpft oder kopflos. Wenn einem anderen Kinde das Wort unbesonnen denjenigen bezeichnete, dem das Lernen schwer wird, so kam dies daher, daß der Lehrer zu einem solchen wiederholt sagte: „Besinne Dich doch!" Einen besonders verwickelten Fall, erlebte ich am eigenen Kinde, in dessen Unterhaltnng „klare Leute" eine große Rolle spielten. Auf meine Fragen nach dem Sinne dieses Ausdrucks erhielt ich einmal die Antwort; „Klar ist, was so gestreut ist". Hier war also der klare Zucker (das heißt der gemahlene oder gestoßene) im Hintergrunde. Da mir diese Erklärung nicht genügte, fragte ich weiter, da hieß es: „Nu, das ist doch klar, das sind eben Luftleute". Also Leute, so klar, das heißt so durchsichtig wie die Luft, die man nicht sieht, kurz, die klaren Leute waren negative Größen, ein Ersatz für den Begriff niemand.

Je geringer der Wortvorrat des Kindes ist, um so häufiger läßt es einen Begriff durch einen andern vertreten. Alles Zerrissene, Zerbrochene soll angenäht oder angeleimt werden; wenn der Bart, den jemand abgeschnitten hatte, wieder da ist, so hat ihn der Mann wieder angenäht, und wenn der Mond wieder voll ist, so ist er wieder zusammengeleimt. Ein Regenschirm wird als Stock bezeichnet, unter Hut werden auch andere Kopfbedeckungen mit einbegriffen. Bei der Klage, der Bauch tue ihm weh, zeigt das Kind vielleicht auf den Rücken, verwendet es doch dasselbe Wort auch für die weiter unten befindliche Kehrseite des Menschen. Auch der Ausdruck „es tut weh" kann jede unangenehme Körperempfindung meinen, bei der kein wirklicher Schmerz in betracht kommt, etwa ein bloßes Jucken. Man wird deshalb dem Kinde weder Übertreibung noch Unwahrheit vorwerfen. Es sind immer nur zufällige Gebrauchsweisen, in denen Kinder ein Wort kennen lernen; dieses Wort müssen sie so lange auf alle irgendwie ähnlichen Fälle und Gegenstände anwenden, bis sie einen bestimmteren, genaueren Ausdruck kennen lernen. Ins-

Digitized by Google

besondere muß der Einzelbegriff lange für den Gattungsbegriff dienen. Wenn die ersten Vögel, die ein Kind sieht, zufällig Raben sind und ihm dabei das Wort Rabe vorgesagt wird, so wird es lange Zeit jeden Vogel Rabe nennen. Der Begriff Tier wird dem Kinde viel später vertraut, als einzelne Tiere. Bei den Bäumen und Blumen ist es allerdings umgekehrt: ehe ein Kind die einzelnen Blumen- und Baumarten unterscheiden lernt, sind ihm die Gattungsbegriffe Baum und Blume vertraut, fassen doch auch noch große Kinder die Getreidearten unter dem Namen Korn zusammen. Der Apfel, die Birne dagegen wird früher angeeignet als der Begriff Frucht oder Obst. Das Wort Tannenbaum lassen sogar Erwachsene noch als Bezeichnung für alle Nadelbäume hören. Ein Kind wollte freilich im Walde keinen „Tannenbaum" anerkennen, denn „der sei nur zu Weihnacht". Mit dem Worte hatten sich die Weihnachtserinnerungen so fest verknüpft, daß der Begriff eine Verengung erfuhr. Jedoch überwiegt in der Sprache der Kinder die Verallgemeinerung; aus einigen wenigen Beobachtungen leiten sie allgemeine Begriffe her, indem zwar ihre Auffassung am Einzelwesen haftet, durch dieses aber die Gattung vertreten läßt. Auguste heißt ein einzelnes Mädchen, da setzt das Kind statt vieler Mädchen viele Augusten. Einem Kinde, welches bloß einen Knaben kennt, sind alle anderen Knaben Ottos, wenn jener eine Knabe Otto heißt. Das rein Zufällige bestimmt da für längere Zeit den Ausdruck. „Eure Elbe ist aber klein!" sagte ein Dresdener Knabe in Wurzen; der Gattungsbegriff Fluß war auch dem Rekruten noch nicht aufgegangen, der am Rhein meinte: „Bei uns nennt man den Rhein Donau". Daß man mit einem Namen nur etwas Einzelnes bezeichnen kann, will dem Kinde wie dem Ungebildeten nicht in den Sinn, alles ihm Neue bezeichnet es mit dem ihm zunächst liegenden Begriffe. Sieht es zum ersten Male einen Bären im Bilde, so ruft es aus „Hund", einen Esel nennt es Pferd, einen Mann aber Papa, und Geldstücke wird es lange Zeit als Pfennig oder Fünfer bezeichnen, ohne eine Unterschied zwischen Kupfer, Nickel und Silber zu machen. Erst durch Erfahrung und allmählich gewinnt es ein Verständnis für die charakteristischen Unterschiede der Einzeldinge, und dieser Fortschritt äußert sich durch die Wahl des richtigen Wortes an der richtigen Stelle. So erkennt man am richtigen Gebrauche der Benennung die in der Beobachtung der Welt und ihrer Einzelheiten gemachten Fortschritte. Das ausschließliche Hilfsmittel hierzu, das Organ, wo-

Digitized by Google

mit das Kind die Welt erfaßt, ist dasselbe, welches schon bei der Erlernung der Sprachlaute eine so große Rolle spielt, das Auge. Die scharfe Beobachtungsgabe, die dem Kinde eignet, ist seine beste Lehrerin, es kommt nur darauf an, das ihm die Übung nicht versagt wird. Daher ist der Unterricht durch Bilder so unendlich förderlicher, als der durch Lehrbücher, zumal wenn diese keine Rücksicht nehmen auf den auch im Innern des Kindes wirkenden Drang nach Anschauung. Die Gabe des Sehens wohnt nicht bloß dem körperlichen Auge inne, auch der geistige Mensch hat ein Auge, die Phantasie, und bei Kindern überwiegt diese Gabe derart, daß sie auch da etwas sehen, wo der Erwachsene sich kaum etwas vorstellt. Sogar rein geistige Begriffe sucht sich das Kind durch eine Anschauung zugänglich zu machen; ihm steht die konkrete, natürliche Bedeutung eines Wortes an erster Stelle, die übertragene, bildliche, abstrakte ist ihm fremd. Wenn wir den Ausdruck gebrauchen „etwas in seine Obhut nehmen", so denken wir nicht an den Hut auf dem Kopfe, obwohl das Wort der Entstehung nach dasselbe ist. Für das Kind aber wirkt das Wort eine sinnliche Anschauung wie für Erwachsene allenfalls noch die Redensart „alle unter einen Hut bringen" (womit aber wohl eine Fassson oder eine Größe gemeint ist). Den Frommen, der im Schirme des Höchsten wandelt, wird sich ein Kind natürlich mit einem Regenschirm versehen denken, wenn ihm die Bedeutung des Wortes Schirm in diesem Zusammenhange nicht dargelegt wird. So kam es tatsächlich vor, daß ein Schüler, der ein geflügeltes Wort von Schiller nennen sollte, die Kraniche des Ibykus angab. Diese Verwechslung von Wort, Begriff und Sache war einfach darauf zurückzuführen, daß er den übertragenen Gebrauch des Wortes geflügelt noch nicht kannte. Ein Kind behauptete verstimmt zu sein, während es nur heiser war; ein anderes meinte mit den Worten „das kränkt mich" das macht mich krank. Von solchem Mißverstehen rühren die meisten sogenannten Scherzworte aus Kindermund her, wie sie Klönne, Schönthan und andre gesammelt habe. Freilich scheinen sie oft nur Kindern in den Mund gelegt zu sein, weil sie von Erwachsenen fade klingen würden, so zum Beispiel die Frage, ob sich die Elbe (nach andrer Lesart die Türken) wehgetan habe, als sie gefallen sei; ob beim Einschlafen der Füße die Hühneraugen geschlossen sind; wo man die Urgroßmutter aufziehen könne ꝛc. Solche Witze sind schwerlich kindlich; dem Kinde liegt es näher, seine Phantasie in mehr dichterischer

Digitized by Google

Weise walten zu lassen, und zwar bei anscheinend ganz einfachen, verständlichen Begriffen. So sieht es den Vogel nicht im Bauer fliegen, sondern in seiner Stube; es klagt, daß die Sohle seiner Spielschachtel abgeht oder daß es die Türe an seiner Kinderuhr nicht wieder schließen kann; Hobelspäne erscheinen ihm wohl als holzige Locken, die beschlagenen Fenster als wolkig. Leblose Gegenstände werden beseelt: der nicht gespitzte Stift „will oder kann nicht mehr", das Wischtuch soll die vergossene Milch auflecken, ein nur wenig rauchender Schlot ist geizig ꝛc. Der Gärtner, der unbarmherzig die Salatstauden abschnitt, wurde von einem Knaben als Salatschlachter bezeichnet.

Es mag ja nicht selten vorkommen, daß Kinder vielgebrauchte Ausdrücke und Redensarten wörtlich verstehen, weil sie eben bei jedem Worte nach einer Anschauung suchen; es ist auch Tatsache, daß Kinder unbedenklich alles aussprechen, was im Augenblicke durch das kleine Gehirn blitzt — daß sie aber dadurch allemal zu enfants terribles werden, scheint mir recht unnötig. So, wenn ein Berliner Kind eine befreundete Familie bittet, es doch einmal den Teppich hören zu lassen, der so schreiend sei, wie seine Mama gesagt habe; ein andres möchte die nette oder auch polnische Wirtschaft der Tante sehen, von der Papa gesprochen habe. Wirklich schrecklich werden solche Schreckenskinder, wenn sie sich in Liebessachen mischen: Fritz ist sehr erstaunt, am Onkel noch beide Augen zu sehen, obwohl er doch nach Aussage der Mutter ein Auge auf Schwester Helene geworfen hat; ein andrer Naseweis, Sohn eines Bankiers, möchte den Goldfisch sehen, den sein künftiger Schwager endlich gefangen zu haben behauptete. Wer Kinder und ihr sprachliches Verständnis nach solchen Witzworten beurteilen wollte, käme zu recht falschen Ansichten. Auch die Scherze darf man nicht für bare Münze nehmen, die in Witzblättern Kinder mit Hilfe von Fremdwörtern machen; so, wenn Karlchen den Papa fragt, ob er mit beim Fackelzuge gewesen sei, Mama habe ja gesagt, er sei illuminiert nach Hause gekommen. Schon die Einkleidung solcher Geschichtchen ist meist recht gesucht. Da soll ein Lehrer „in einem Vortrage über den Tabak" den Satz aussprechen: „Zigarren zu rauchen, scheuen sich selbst Frauenzimmer nicht, allerdings nur emanzipierte", und auf die Frage, was er darunter verstehe, soll ein Schüler antworten: „Das ist eine leichtere Sorte". Solche Antworten geben Schüler schon deshalb nicht, weil Lehrer keine derartigen Fragen stellen.

Digitized by Google

So überraschend auch mitunter die Erklärungen sind, die Kinder für vorkommende Fremdausdrücke geben, so legen sie doch auch ihnen immer nur den Sinn unter, der einer zufälligen, zum ersten Male gehörten Anwendung entspricht. So erklärte ein Sextaner einen Invaliden für einen Mann, der Geld ausgezahlt bekommt. Da sieht man, wie die Invaliditätsversicherung ihre Schatten auch schon in die kleine Welt wirft. Fremde Ausdrücke zu erklären und ihren Ersatz durch deutsche, allgemein verständliche zu lehren, ist Sache der Schule. Pflicht der Erwachsenen aber ist es, Kindern fremde Wörter ebensowenig nahen zu lassen, wie unschöne oder garstige. Was Kinder hören, geben sie wieder, und wenn auch nicht alle Deutschen zugestehen sollten, daß Fremdwörter im Kindermunde häßlich klingen, so müßte doch jeder die Begriffe Muttersprache und Kauderwelsch für unvereinbar halten, schon um der Jugend die Aneignung der Sprache und damit der Bildung leicht zu machen. Dem Kinde gilt zwar deutsch und fremd gleichviel, aber nur das lernt es verstehen, was ihm und seinem Denken gemäß ist. Das Wort Fontäne bleibt dem Kinde ein leerer Schall, hört es das Wort Springbrunnen, so verbindet es die beiden Wörter springen und Brunnen zu einem seiner Anschauung entsprechenden Bilde. Fremdwörter regen das Denken des Kindes bei weitem nicht so an, wie deutsche, oder sie lenken es auf verkehrte Bahnen. Der Klang eines unbekannten Wortes wird es stets nach einem ähnlich klingenden, bereits vertrauten suchen lassen — daß da das Verständnis fremder Worte schwerer werden muß als das deutscher, ist zweifellos. Weiterhin aber muß die Einsicht, daß das Kind beim Hören eines Wortes am liebsten etwas sehen will, die Erwachsenen veranlassen, im Verkehre mit Kindern ihre Sprache möglichst sinnlich und anschaulich zu gestalten. Der an abstraktes Denken Gewöhnte hat oft keine Ahnung, wie wenig verständlich er für das kindliche Verständnis redet; die schönsten Lehren müssen ins Wasser fallen, wenn sie nicht der kindlichen Denkweise angepaßt werden. Wer das aber versteht, wird wunderbar auf Kinder wirken, ganz abgesehen davon, daß der Einblick in die konkrete Denk- und Ausdrucksweise des Kindes ein Zurückgehen auf die ursprüngliche Sinnlichkeit unsrer Sprache überhaupt in sich schließt, daß also die Beschäftigung mit der Sprache der Kinder eine Quelle wahren Genusses ist, wie jede liebevolle Beschäftigung mit unsrer Muttersprache.

Digitized by Google

Inhalt.

Tiutschez wort gât vor in allen.

		Seite
I.	Wie der Deutsche spricht	1
II.	Über den Bedeutungswandel der Wörter	39
III.	Die Wiederbelebung alter Wörter	71
IV.	Die Verstärkung des sprachlichen Ausdrucks	91
V.	Deutsche Wörter in der Fremde	106
VI.	Volkstümliche Namen der Arzneimittel	140
VII.	Deutsches Volkstum im Spiegel elsässischer Mundart	153
VIII.	Volkstümliche Wortspiele	188
IX.	Schmückende Beiwörter	195
X.	Das Kind und die Sprache	206

Digitized by Google

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. d. S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Von demselben Verfasser erschien:

Im Verlage von **Max Niemeyer** in **Halle a. d. S.**:

Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen.

1881. 142 S. 8. ℳ 3,—.

Der Eislebische Christliche Ritter.

Ein Reformationsspiel von Martin Rinckhart.

1883. XVI und 108 S. kl. 8. ℳ 1,20.

(Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Nr. 53 und 54.)

Die Ritter- und Räuberromane.

Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des deutschen Volkes.

1894. 112 S. ℳ 2,60.

Im Verlage von **Karl J. Trübner** in **Strafsburg**:

Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus.

1895. XXXIV und 159 S. 8. ℳ 5,—.

Als Beilage zum **Jahresbericht des Wettiner Gymnasiums zu Dresden**:

Albert Ölingers deutsche Grammatik und ihre Quellen.

1897. 64 S. 4.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. d. S.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

14 AUG 61 LEK

RECD LD

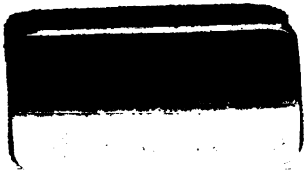
AUG 1 1961

LD 21A-50m-12,'60
(B6221s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YC 52671



Digitized by Google